
COGNOSCE TEIPSUM ET DISCE PATI

Naturwissenschaftliche Romane.

# Ein Versuch
# die Lehren der Naturkunde
im Gewande der Unterhaltungslectüre zu verbreiten.

Von

**Dr. W. F. A. Zimmermann.**

Dritter Band:

## Californien und das Goldfieber.

**Die Metallurgie.**

Mit 8 lithochromirten Bildern und 51 in den Text eingedruckten Abbildungen.

Berlin, 1863.
Verlag von Theodor Thiele.

# Californien

und

# das Goldfieber.

**Reisen in dem wilden Westen Nord-Amerika's,**

## Leben und Sitten

**der Goldgräber, Mormonen und Indianer.**

Den Gebildeten des deutschen Volkes gewidmet

von

**Dr. W. F. A. Zimmermann.**

Mit 8 lithochromirten Bildern und 51 in den Text eingedruckten Abbildungen.

**Berlin, 1863.**
Verlag von Theodor Thiele.

# Verzeichniß der Abbildungen.

# Californien und das Goldfieber.

Erster Theil.

# I.

**Wohlauf gen Westen! Der eigentliche Zweck des menschlichen Lebens. Ein Pfarrer und Schnapsschänker in Fort Smith. Die Hölle eines Tübinger Staatstheologen. Wie man aus dieser Hölle kommt, ohne die Heizungskosten zu bezahlen. Welche Collegia der ehemalige Pfarrer am fleißigsten besucht.**

„Wohlauf gen Westen! Nichts mehr zu machen in den östlichen Landen, lauter Schufte hier, arme Wichte, die Nichts zu verdienen wissen!" so rief Christian Hävele aus, indem er mit einem Freunde, Namens Marshal, über den gegenwärtigen Stand der Dinge sprach — „wohlauf gen Westen! Seht, Freund, reich werden ist nun einmal, so wie die Sache jetzt steht, das Wichtigste auf Erden. Kann sein, daß es einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher tugendhaft sein — nobel sein — religiös sein, die Hauptsache war — kann sein, daß so eine Zeit auch einmal wieder kommt — warum sollte sie nicht? Tugend und Moral und Edelmuth sind sehr verschiedene Begriffe, das richtet sich immer nach der Zeit und nach dem Lande, in welchem man lebt — hätte wohl sagen sollen, in welcher und in welchem man lebt, nun, Ihr versteht mich schon, und wenn Goethe sagen durfte:

»Mein schönes Fräulein darf ich's wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen.«

das heißt also „meinen Geleit", statt daß er hätte sagen müssen „meinen Arm und mein Geleit" — so wird ein armer Farmer, wie ich, wohl auch einmal sagen dürfen in welchem, statt in welcher und in welchem. — Es kommt überhaupt nur darauf an, ob man sich versteht, und Ihr habt mich verstanden, nicht wahr, Marshal?"

„Ja wohl, mein Reverend, närrischer Kauz. Ich muß hier zur Erklärung auch wohl anführen „Reverend Doctor Hävele hätte ich sagen sollen", da Ihr doch nun einmal ein Geistlicher seid, oder waret, allein da Ihr zu dem Geistlichen doch immer unzweifelhaft ein närrischer Kauz seid,

so halte ich mich für berechtigt, diese angenehme Abkürzung zu machen, dadurch wird Eurem Stande die nöthige Ehre und Eurem Charakter die erforderliche Berücksichtigung gegeben. Nun aber sagt mir — nachdem wir über diesen Gegenstand einig geworden, wo wollt Ihr denn nun hin gen Westen? denkt Ihr so auf der Karte mit Bleistift eine Linie zu ziehen und darauf immer lustig westwärts zu gehen? Es kommt mir vor, als würde dieses in gewisser Weise riskant sein. Es sollen da so einige Leute wohnen, wie Creeks, Comanches, Kioway's, Navaios, Tontos, Pahutes und dergleichen mehr, und man behauptet, es sei nicht eben unvernünftig klug, sich mit diesen einzulassen."

„Dagegen ist nichts einzuwenden," erwiederte Hävele, „Kämpfe wird es kosten, wenn wir uns neues Land erwerben wollen, aber nun sagt einmal, was wollt Ihr hier in dem verfluchten Fort Smith? Das Ding hat einen Namen, aber weiter nichts. Ist denn hier etwas zu machen, etwas zu finden, etwas zu erwerben? Da sitze ich nun als Pfarrer und Schnapsschänker — nein, das ist ein falscher Ausdruck, und richtiger Schreibart soll man sich immer befleißigen, trotz der schlechten Beispiele des guten Goethe — ich muß sagen: als Pfarrer und Schnapsverkäufer. Mein Mint Julep wird in der ganzen Umgegend bis auf 20 Meilen in die Runde sehr gesucht und geschätzt und damit ließe sich Bedeutendes verdienen, aber seht 15 Meilen in die Runde wohnen 15 Menschen, eine Meile näher, also 14 in die Runde, wohnen 14 Menschen, noch eine Meile näher, also 13 Meilen in die Runde, wohnen 13 Menschen, und so geht es fort bis eine Meile in die Runde ein Mensch wohnt — könnt Ihr ausrechnen, wie viel das ist? Reicht Euer Schulsack so weit? Ich will's Euch sagen, wenn Ihr's nicht wissen solltet — 113 sind es. Glaubt Ihr, daß ein Pfarrer aus Württemberg von dem leben kann, was 113 Ansiedler, selbst wenn es Württemberger wären, an Schnaps bei ihm draufgehen ließen? Ich muß also nothwendigerweise irgend ein einträglicheres Geschäft anfangen, denn so geht es nicht mehr. Was habe ich davon, daß alle Jahre ein Paar sterben, die Leute begraben ihre Todten selbst, ohne mich zu einer Leichenpredigt zu rufen. Was habe ich davon, daß zwei oder drei Paare wahnsinnig genug sind, in den heiligen Ehestand zu treten? Sie gehen zum Friedensrichter der County, lassen sich in die Civilbücher eintragen, und da bin ich wieder um meine Accidenzien. Ich bin nicht hergekommen, um hier zu schaarwerken; wenn ich hätte arbeiten wollen, so hätte ich das in Württemberg auch können, reich will ich werden ohne Arbeit, und das geht nur, wenn ich gen Westen ziehe zu den Mormonen, oder wenn ich ein Goldlager auffinde. Gold liegt ja überall

auf der Straße, pflegte mein Verleger immer zu sagen, wenn er wieder einen guten Schnitt gemacht hatte; so will ich es machen und diesem Hundeleben Valet sagen, und wenn Ihr wollt, so kommt Ihr mit, wenn Ihr nicht wollt, so hole Euch der Teufel, an dem ich freilich nicht glaube, obwohl ich ein Pfarrer bin und die Lehre vom Teufel nach Kräften verbreiten soll. — Herkules! was bin ich gezwiebelt worden im Stifte zu Tübingen wegen der Lehre vom Teufel — ja und sie hatten doch Recht, es giebt Teufel, das waren die Professoren im Stift und die Repetenten, sie haben mich wirklich an Teufel glauben gelehrt, und ich übergebe sie mit Freuden derjenigen Hölle, welche sie selbst geschaffen — ha ha, werden die Kerls zappeln, wenn sie Hebräisch treiben müssen, daß ihnen die Schwarte knackt, wenn sie sitzen müssen im dumpfen Kellerloch, das ihnen zur Wohnung angewiesen ist und sich den Kopf zerbrechen über ihr Bereschit barah Elohim tahou fabu u. s. w., wie das Zeug heißt, ich habe gründlicherweise Alles vergessen! und wenn sie dann ihr Pensum nicht geleistet haben, so dürfen sie nicht ausgehen, dürfen nicht in die Stadt, wie man zu sagen pflegt, müssen kuschen, bekommen keinen Wein zum Abendessen, ja, das ist ein schönes Leben, da möchte ich wieder hin und denkt Euch die Verrücktheit, wenn man auf Kosten des Königs in diesem Stift zum Pfaffen erzogen wird und man gewinnt nachher einen tröstlichen Abscheu vor der Beschäftigung, so müssen die Eltern nachträglich die Kosten bezahlen, während ihnen ursprünglich die Ausbildung ihres Sohnes zum Geistlichen kein Geld kostet."

„So viel Ihr mir einmal gesagt habt, war Euer Vater so eine Art von Schreiber in einem Ministerium, die armen Teufel sind ja schlecht genug bezahlt, wie hat denn der die Kosten decken können, da Ihr ausgekratzt seid?"

„Das ist ja eben meine Schlauheit gewesen, daß ich nicht ausgekratzt bin, sondern daß ich mich habe wegjagen lassen. Ich habe einem lustigen Mädchen die Ehe versprochen und habe sie nachher sitzen lassen. Schon daß ich mich mit einem Mädel abgegeben habe, ist in unserem frommen Lande ein solches Verbrechen, daß es mich in die glückliche Lage versetzt haben würde, fortgejagt zu werden. Da es nun aber vollends geschehen war unter einem Eheversprechen und ich auf Befragen lachend erklärte, es fiele mir gar nicht ein, die Vettel zu heirathen, so wurde ich mit Schimpf und Schande weggejagt, und da hatte natürlich mein Alter nichts zu bezahlen, behielt sein Geld und ich meine fünf Worte Hebräisch, die ich gelernt hatte, denn weiter weiß ich beim Teufel nichts, und so bin ich denn glücklich hierher gekommen."

„Ja, von Tübingen bis zum Fort Smith ist aber weiter als von Tübingen bis Reutlingen, man kommt da mit einem Butterbrod nicht durch?" frug Marshal.

„O doch," erwiederte der Andere, „mein Vater gab mir fünf Gulden, ein Brod und einen Backsteinkäse;*) meine Mutter ein Hemde und zwei Paar Socken und so bin ich glücklich hierher gewandert."

„Sagt mir, giebt es in Tübingen auch einen besondern Lehrstuhl für das Aufschneiden? — Dieses Collegium scheint Ihr mit mehr Erfolg besucht zu haben, als das über die hebräische Sprache. — So viel ich weiß, ist zwischen Tübingen und New-York eine kleine Strecke Land und eine große Strecke Wasser, und falls Ihr nicht besser springen könnt, als ein Floh, der bekanntlich achtzig Mal seine eigene Höhe durch einen Sprung erreicht, so würdet Ihr gleich am Ufer dieses großen Wassers haben stehen bleiben müssen."

## II.

**Wie man von Tübingen nach Amerika wandert. Das Handwerk grüßen. Wie man dabei sehr wohl genährt werden kann. Warum der Geistliche durchaus gen Westen will. Großer Jubel über ein bevorstehendes Project.**

„Ich wüßte nicht weshalb," sprach ohne im mindesten verlegen zu werden, der ehemalige Geistliche, „ich hätte ja z. B. sehr gut schwimmen können, — aber ohne Rücksicht auf die vielen Lehrstühle der Kunst zu lügen, welche dort bestehen, will ich einfach sagen, daß ich zu Fuße von Dorf zu Dorf wandernd, überall das Handwerk begrüßt habe, bei allen Pfarrern eingekehrt bin, so hatte ich hier Mittag-, dort Abendbrod, Nachtlager und Frühstück, dann eine Meile weiter ein zweites Frühstück und einen Zehrpfennig, dann Mittag und wieder einen Zehrpfennig, und als ich einmal in Norddeutschland angekommen war, im schönen Thüringen, im Harz und dann weiter im fetten Weserlande, da haben sie mich beinahe gemästet. Die Pfarrer wurden immer dicker, die Frauen immer behäbiger, die Mädlen immer lustiger, die Zehrpfennige immer schwerer und als ich nun gar erklärte, ich wolle als Missionär nach Amerika, um das Christenthum zu verbreiten, da flossen mir die Dukaten und die Louisdor's nur so zu, und was der Herr Pfarrer nicht that, das that die Frau Pfarrerin,

*) Limburger Käse, von der Form eines Ziegels, Backsteinkäse genannt.

oder die Jungfer Tochter, ich habe den Inhalt mancher schweren Sparbüchse nach Bremen gebracht, und Ihr könnt wohl denken, daß ich kein Narr gewesen bin, daß ich meine Reise weder beschleunigt, noch abgekürzt habe von da an, wo ich merkte, daß die Zehrpfennige mir würden irgendwie nützlicher werden können, als zur Beschaffung meines täglichen Bedarfs. Ich ging fein langsam, besuchte täglich fünf verschiedene Dörfer, aber nicht in gerader Linie, ich ging z. B. von dem Städtchen Minden nach Dankersen, machte dort Frühstück, von da ging ich weiter östlich nach Meinsen, dann aber wandte ich mich wieder westlich nach Kamen, woselbst ich mir den Kaffee bestellte und dann nach Wietersheim, woselbst ich zu Nacht blieb. Die Stationen des nächsten Tages waren Todtenhausen, Holzhausen, Nordhemmern, Friedewalde und Südfelde. Seht, so war ich binnen zweien ganzen Tagen doch nur drei Meilen von Süden nach Norden vorgerückt, und in dieser Weise setzte ich meinen Weg fort, indem ich in Norddeutschland allein weit über 200 Ortschaften besuchte und auf diese Weise weit über 1000 Thaler mit nach Bremen brachte."

„Eigentlich ist das ein ganz unterhaltendes Leben," meinte Marshal, „und es wundert mich nur, daß Ihr bei Eurer entschiedenen Neigung für angestrengte Arbeiten dasselbe nicht fortgesetzt habt."

„Es hätte dazu weiter keiner Vorsicht bedurft, als mit der Post nach Süden bis jenseits der Gebirge zurückzukehren und den Marsch von Neuem zu beginnen, genau parallel mit der früheren eingeschlagenen Richtung; so hätte ich das zwischen Oldenburg und Mecklenburg, zwischen dem norddeutschen Höhenzuge und der Nord- oder Ostsee fortsetzen können, bis auf meine alten Tage, ohne ein einziges Dorf zum zweiten Male zu berühren. Die Dörfer alle, die Gegenden überhaupt, sind sehr reich, nicht so stark bewohnt als im Süden von Deutschland, daher ein jeder Bauer seine 50, 100 bis 200 Morgen und darüber hat, und folglich davon schon etwas Tüchtiges abgeben kann an den Herrn Pfarrer, der dann hinwiederum mittheilsam ist in einer etwas anderen Weise, als er es in Württemberg ist, oder vielmehr sein kann, aber mir behagte das Herumwandern nicht recht, ich wollte einen eigenen Heerd haben, ich wollte irgendwo stillsitzen."

„Nun, aber jetzt scheint es, daß Ihr nicht mehr stillsitzen wollt."

„Ei zum Teufel, ich will stillsitzen, gut essen und trinken, mich auf sonstige Weise noch erfreuen, aber ich will zugleich viel Geld einnehmen, und dazu ist das hier nicht der Platz; nun frage ich Euch, ob Ihr mit wollt, oder nicht, denn ich ziehe gen Westen!"

Marshal hatte nicht eigentlich Zeit, auf die Frage zu antworten, denn ein großer Lärm erhob sich draußen, es wälzte sich eine ziemliche

Menge Menschen gegen die Schänke. — „Hm! etwas Whisky werde ich loswerden," erwiederte der ehemalige Würdenträger, „aber was habe ich da, es belohnt sich nicht des Anfangens."

Indessen stürmten zugleich zwanzig und mehr Leute in die Thüre, so daß diese in ihren Angeln und das Blockhaus in seinen Fugen knackte. Wie viele blaue Flecken an Schultern und Rippen dabei herausgekommen sein mögen, hat nicht festgestellt werden können, aber ein großer Jubel erscholl: „Eine Eisenbahn! eine Eisenbahn!! kommt hier durch, hier ist der Oberst Willis, beauftragt, zwischen diesem Punkte und dem Pueblo de los Angelos am stillen Ocean eine Eisenbahn anzulegen."

Herein trat von ebenso viel stürmenden Theilnehmern an seiner Sache gefolgt, wie vorangegangen, ein junger Mann, der Lieutenant Willis, welcher in der eigenthümlich hyperbolischen Redeweise der Unionsstaaten zum Oberst avancirt worden war. Er sollte nun zwar nicht eigentlich eine Eisenbahn anlegen, aber er sollte doch wenigstens einen Weg, eine Straße suchen, welche geeignet wäre, eine Eisenbahn aufzunehmen und die Entfernung zwischen den bewohnten östlichen Staaten diesseits des Mississippi und den Goldsuchern im fernen Westen möglichst zu verkürzen.

---

## III.

**Die Goldminen in Californien und der Landweg dahin. Der souveraine Volkswillen schafft eine Eisenbahn. Journalismus und Gleichberechtigung. Theert ihn! federt ihn! Unerhörte Tapferkeit der Männer der Union im Whisky-Trinken. Der geistliche Schnapswirth erbietet sich Maulthiertreiber zu werden.**

Die Sache war schon seit der ersten Entdeckung der Goldminen im Werke. Bekanntlich hat in den Vereinigten Staaten ein Jeder das Recht, seine Niederlassung Stadt zu nennen, wenn diese Stadt auch vorläufig nur aus einer einzigen Strauchhütte besteht, welcher demnächst ein elendes Blockhaus folgen wird. Jede Stadt hat auch, wie begreiflich, ihre Zeitung, der Ansiedler, welcher aus dem östlichen Theil immer weiter gen Westen drängt, bringt gleich die nöthigen Utensilien, Lettern, eine kleine Presse und Druckerschwärze mit, er will ein Organ haben, durch welches er seine Stadt zur Geltung bringt.

Durch diese Organe war denn nun schon zu tausenden von Malen unumstößlich bewiesen worden, daß eine Eisenbahn über die Felsengebirge

geführt werden müsse, und koste es was es wolle, denn ohne eine solche Eisenbahn, das sah ein Jeder ein, mußte die ganze Union zu Grunde gehen. Aber wie mußte diese Bahn gelegt werden, welche Richtung mußte sie nehmen, über welche Stadt sollte sie geführt werden — nun das konnte wohl kaum der Gegenstand einer Frage sein. Natürlich über diejenige Stadt, der das Journal angehörte, denn einen andern Weg, als diesen einzuschlagen, wäre wirklicher Unsinn gewesen; hier allein gab es Steinkohlen und reichliches Holz, hier allein gab es Wasser von der Beschaffenheit, daß sich kein Kesselstein daraus absetzte.

So hatte denn, wie der hereindringende Redacteur des Unionssternes behauptete, er es durch seine Beharrlichkeit, durch seine unermüdliche Thätigkeit wirklich dahin gebracht, daß die Stadt Smith als der Ausgangspunkt der großen Eisenbahn festgesetzt wurde. Nun, was hätte man auch andres thun können, nachdem **er** einmal mit solcher Energie auf die Eröffnung eines Verbindungsweges gedrungen. Wenn der Präsident nicht seinem Willen gefolgt wäre, so hätte er ihn vor dem Congreß zur Verantwortung gezogen und er würde die gesammten Mitglieder der hohen Versammlung vor das Volkstribunal gestellt haben, wenn sie nicht seinen Anforderungen Gehör gegeben hätten. Wozu haben wir denn einen Congreß, als zur Durchführung des souverainen Volkswillens, und was spricht denn den Volkswillen aus, wenn es nicht die Presse ist!

Marshal nahm das Wort auf, indem er nachzuweisen suchte, daß sich nunmehr, nachdem der Anfangspunkt der Eisenbahn bestimmt sei, der Präsident und der Congreß in der schauderhaftesten Verlegenheit befinden würden, da zum allermindesten 2000 Städte und deren Vertreter, die Redactoren der dort erscheinenden Journale, das Volk aufwiegeln und zur Vertheidigung seiner Rechte herbeirufen würden.

Lachend erwiederte der Redacteur: „Seid ohne Sorgen, Freund Marshal, die Bewohner der Union haben zu viel gesunde Vernunft, um nicht einzusehen, daß wir uns im Recht befinden, ein Jeder gesteht unbedenklich zu, daß Fort Smith der eigentliche Punkt sei, von welchem die Straße beginnen könne."

„Warum haltet Ihr denn Napoleon an der Verbindung des Arkansas mit dem Mississippi, warum haltet Ihr denn Cairo am Zusammenfluß des Mississippi und Ohio, warum haltet Ihr Saint Louis am Zusammenfluß des Missouri und Mississippi für weniger berechtigt, als Fort Smith?"

Allgemeines Getöse unterbrach den Redner. „Oh! Oh! was für Reden, was für Albernheiten! er ist kein Patriot, er ist ein Engländer,

er will unsre Rechte nicht anerkennen! Theert ihn! federt ihn! er muß gelyncht werden, so erscholl es von allen Seiten."

Marshal hatte alle mögliche Mühe aufzubieten, um den Sturm zu beschwichtigen, er erklärte, daß er sich sehr freue, Fort Smith als den Anfangspunkt der Eisenbahn bezeichnet zu sehen, und daß er nichts weiter wolle, als die Gleichberechtigung der anderen Staaten und Städte vertheidigen, wie er gerade als Republikaner thun müsse, allein das war vergebens, denn abermals erscholl ein wüstes Geschrei gegen ihn, abermals wurden heftige Drohungen ausgestoßen und die Sache stand einmal Allen fest, so viel deren in dem Raum waren, daß Niemand in der ganzen Union eine Berechtigung irgend einer Art hätte, als sie ganz allein, und daß, wenn irgend Jemand es anders wolle, er todtgeschlagen werden müsse.

Hierauf und auf diese Annahme hin, und zur Bekräftigung dessen, was gesagt worden war, wurde mit wahrhaft republikanischer Todesverachtung Whisky und Julep getrunken, so viel das Haus hatte, und es wurde eine Tapferkeit bewiesen, welche einer so guten Sache vollkommen würdig war.

Als sich nach und nach die Menge verlaufen hatte, und es möglich wurde, zu einem ruhigen Worte zu kommen, sprach man mit dem Lieutenant Willis über seinen eigentlichen Auftrag, und dieser lautete dahin, ein Paar Expeditionen zusammen zu bringen, welche die endlosen Steppen längs des Canadian-River und des Colorado zu durchschreiten geneigt seien, um durch Höhenbestimmungen sowohl, als durch Aufnahme der Terrainhindernisse oder Begünstigungen den Weg aufzufinden, auf welchem vielleicht einmal, wenn sich Unternehmer dazu finden sollten, eine Eisenbahn angelegt werden könne. Er seinerseits würde es für gerathener halten, längs des Arkansas bis in die Sierra Blanca zu dringen, diese an dem schmalsten Punkte zu überschreiten und dann längs des Rio Grande in den Colorado zu gehen. Dieses seien die größeren Flüsse und sie haben einen weniger stürmischen Verlauf; man werde längs ihrer Ufer eine Eisenbahn mit viel mehr Sicherheit anzulegen vermögen, als am Canadian, wenn man nur immer so weit von den Ufern bleibe, daß die zur Regenzeit gewaltig steigenden Gewässer die Schwellen der Eisenbahn nicht berühren können; aber allerdings müsse er nun einmal den Befehlen der Regierung folgen und die vorgeschriebene Route zu erforschen suchen.

Hävele frug begierig, ob denn schon das ganze Personal für die Reise bestimmt sei?

„Im Gegentheil, so gut wie gar nichts," erwiederte Willis. „Einige Leute habe ich allerdings mitgebracht, so weit ich sie von einer bestimmten

Qualität brauche; es sind Ingenieur-Offiziere, welche sich zu Geologen, Feldmessern, Botanikern, Astronomen und Zeichnern qualificiren. Diese sind hier, aber die übrigen Arbeiter, Gehülfen bei der Vermessung, Maulthiertreiber, Schmiede, Köche und dergleichen sind noch nicht beisammen und hoffe ich dergleichen hier in genügender Menge zu kriegen."

„Mich könnt Ihr sogleich haben," sprach der Schänkwirth, „ich ziehe mit, es koste was es wolle! Was bekomme ich dafür?"

Lieutenant Willis sah den Mann, über dessen Lippen dieser Widerspruch gegangen war, lächelnd an und erwiederte: „Wenn Ihr mit wollt, es koste was es wolle, so denke ich, werdet Ihr nichts bekommen, sondern mir noch für die Beköstigung etwas Tüchtiges zahlen müssen."

„Nicht doch, so war es nicht gemeint," erwiederte der Exgeistliche, „ich will was dafür haben, und zwar viel! Was könnt Ihr denn dran wenden, einen solchen Mann zu bekommen, wie ich bin?"

„Zuerst, mein geehrter Herr, muß ich wissen, als was Ihr mitzugehen gedenkt, und dann werdet Ihr wohl Eure Anträge stellen, man pflegt wohl zu sagen: aus Fordern und Bieten wird ein Handel."

„Ich sehe schon, Ihr seid sehr zähe," sagte Hävele, „ich dagegen bin sehr offen und ich will Euch daher einfach sagen, daß ich durchaus nicht Lust habe, irgend etwas zu thun, daß ich nicht geneigt bin, meine Kräfte irgend wie anzustrengen, aber ich habe drei Maulthiere, zwei davon will ich Euch vermiethen, des dritten will ich mich selbst bedienen und als Euer Maulthiertreiber die Reise mitmachen."

„Nun, das ließe sich hören," sprach Willis. „Maulthiere sind ein Gegenstand, den wir gebrauchen; allein Maulthiertreiber pflegen zu Fuß zu gehen. Vermiethet mir Eure drei Maulthiere und geht dann neben her."

„Unmöglich, Oberst," erwiederte der Reiselustige, „unmöglich! Ich und gehen, wo denkt Ihr hin, wie würde sich dieses für den Reverend Doctor Hävele schicken?"

„Nun eben so gut, als das Maulthiertreiben selbst."

„Ja, das ist ganz etwas Anderes; eben, daß ich ein Maulthiertreiber zu Maulthier bin, zeichnet mich aus, und so kann ich denn wohl einem solchen Posten vorstehen; aber keineswegs wäre dies möglich, wenn ich gleich niederen Knechten mich meiner eigenen Füße zum Fortkommen bedienen müßte. Schlagt nur ein, Oberst, Ihr sollt mich haben mit meinen drei Maulthieren, und ich will billig sein, 500 Dollars ist gewiß ein geringes Geld."

„Gewiß," erwiederte Willis, „ein sehr geringes Geld; ich sehe nicht ein, wie Ihr es dafür thun könnt, Ihr müßt offenbaren Schaden haben,

und da ich Niemandes Schaden will, auch den Eurigen nicht, mein sehr ehrwürdiger Doctor Hävele, so wollen wir die Sache auf sich beruhen lassen."

„Nun, wie Ihr wollt," sprach der so Angeredete, ohne sich im Mindesten an den Spott zu kehren, der in des Lieutenants Worten lag — „aber ich muß gestehen, ich wäre gerne mitgegangen und hätte gern noch größere Opfer gebracht; ich würde es vielleicht für 400 Dollars gethan haben."

„Ihr würdet es vielleicht auch für 300, ja sogar für 250 Dollars gethan haben," frug der Lieutenant, und der Reverend Doctor erwiederte ganz unbefangen: „O ja, gewiß, vorausgesetzt, daß ich nicht mehr bekommen kann."

„Nein, werther Doctor, mehr könnt Ihr nicht bekommen, mehr nicht, als die Hälfte von dem, was Ihr gefordet habt; aber wenn Euch das recht ist, so sei hiermit der Handel abgeschlossen," und er bot die Hand, in welche der wackere Mann sofort einschlug, und die Expedition war um einen Schuft und drei Maulthiere zahlreicher geworden. Es war überdies kein Kauf, sondern ein Miethsvertrag; die Maulthiere gehörten nach zurückgelegter Reise ihrem früheren Besitzer. In gleicher Weise wurden nun schleunigst so viele Verträge geschlossen, als sich machen ließen, und die Expedition vermehrte sich mit jeder Stunde und wurde bald zahlreich genug, um an einen Aufbruch zu denken.

## IV.

**Ueber das Glück, eine Eisenbahn zu besitzen. Exaltation der Bewohner von Fort Smith. Projecte zur Benutzung. Burgunder Champagnerfabrik. Bierbrauerei. Liebhabereien der verschiedenen Nationalitäten. Ein Uebungslager. Wie der Abschen vor Scorpionen, Taranteln und Buschspinnen auf glückliche Weise bekämpft werden kann.**

Fort Smith liegt sehr weit im Westen, es liegt im Staate Arkansas, ein wenig unterhalb des Zusammentrittes des Canadian mit dem Arkansas, also an den äußersten Grenzen der Civilisation, ganz nahe dem Gebiete der Osagen. Für diesen Ort mußte der Gedanke, er sei bestimmt, Ausgangspunkt einer Eisenbahn zu werden, Schwindel, Taumel erregen, und das fehlte dann auch nicht. Hävele, der dumme Deutsche, der sein Grundstück für einige hundert Dollars verkaufte, wurde als ein unpraktischer

Narr erkannt, und man freute sich, den Dummkopf los zu sein. Ein alter Major, Rogers, kaufte ihm das Besitzthum mit Freuden ab und setzte die Schankwirthschaft mit vielem Glück fort, und versammelte allabendlich die Mitglieder der Expedition um sich, denen er für einen höchst civilen Preis von zwei Dollars täglich genügend Essen und eine Schlafstelle auf Stroh gewährte, welche jedoch eine bei Weitem größere Bequemlichkeit bot, als man sie in gleichem Falle in polnischen Judenschänken findet. Dort nämlich wird Stroh längs einer Wand auf den Boden geschüttet und ein Jeder macht sich darauf so bequem, als er kann. Hier aber wurde zwar auch Stroh auf den Boden geschüttet und einem Jeden überlassen, es sich bequem zu machen, aber nicht so wie er kann, sondern nur so weit, wie zwei Bretter gestatten, zwischen denen eingeengt, sich sein Lager befindet, immer breit genug, um auf einer Seite zu liegen, wiewohl keinesweges breit genug, um das Umkehren zu gestatten, in welchem Falle man nämlich aufstehen mußte und sich dann umgekehrt niederlegen konnte.

Aber der alte Major war ein lebenslustiges Haus, erzählte viel und gerne von seinen Abenteuern als Major bei der Miliz und erklärte den Leuten, daß sie große Beschwerden zu überdauern und vielfältig für ihr Leben zu kämpfen haben würden, sowohl mit dem Hunger als mit den Indianern, diesen mörderischen, räuberischen Bestien, welche alle durchaus geschlachtet werden müßten, damit Platz sei für die Weißen. „Aber dann," sagte er, „dann, meine Jungens, wenn Ihr die Straße gefunden habt für den Schienenweg, dann kommt wieder hierher zurück und Ihr sollt sehen, daß Ihr an Major Rogers einen Freund habt, einen Freund, der Euch wohl will und der Euch belohnen wird. Ich weiß, was ich sage; ich habe dem deutschen Narren da, der in der Ecke sitzt und seine Dollars zählt, dieses Haus und das dazu gehörige Land für 200 Dollars abgekauft, für das Vierfache von dem, was er dafür gegeben hat, aber wenn Ihr eine Eisenbahn hierher bringt, so ist das Land das Tausendfache werth, und ich bin nicht der Mann, um diejenigen zu vergessen, die mir dazu geholfen haben. Ein Jeder von Euch soll sich ein Stück Land aussuchen, groß genug, um von seinem Ertrage leben zu können. Hier wird eine Stadt aufblühen von 100,000 Einwohnern und Ihr werdet die angesehensten Bürger derselben sein; denn Ihr sollt die schönsten Bauplätze haben, seht zu, wo es Euch am besten gefällt."

Natürlich wurde dieses mit unendlichem Jubel begrüßt und ein Jeder nahm die Versprechung für die Erfüllung und die Möglichkeit, eine Eisenbahn anzulegen, für eine fertige Eisenbahn. Ein Franzose erkor sich einen Hügel zum Besitzthum, welchen er zum Weinberg umschaffen wolle, sein

Burgunder lag bereits im Keller und wurde theuer genug bezahlt, und er ließ sich ein Paar tüchtige Leute aus der Champagne kommen, welche moussirenden Wein zu machen verstanden; er verkaufte denselben billig, wollte nicht so unverschämt sein, wie die Leute hier gewöhnlich sind, sondern wollte sich mit sechs Dollars für die Flasche begnügen, die Rückgabe der leeren Flasche vorausgesetzt. Ein Paar Deutsche beeilten sich, Grundstücke neben einander auszusuchen, sie legten mitten im Sande die vortrefflichsten Felsenkeller an und brauten bei 25° mittlerer Temperatur des Erdbodens und der Kellerräume ein so köstliches Bairisches Bier, wie nur München aufzuweisen hat bei 5°. Ein Pole war gescheuter; er wußte, daß die Kartoffeln aus Amerika stammten, darum mußte hier Kartoffelschnapps in bester Weise bereitet werden können. Ein Schweizer legte eine Milchwirthschaft und ein Werbebureau an. Ein Engländer eine Viehmästerei und eine Porterbrauerei. Ein Sachse, welcher wußte, daß nach Vollendung der Eisenbahn eine unendliche Menge von Deutschen hierher ziehen würden, legte eine große Baumwollenspinnerei und Weberei an, und wollte durchaus baumwollener Schlafmützenfabrikant werden. Sehr praktisch dachte sich ein Wiener Kellner die Anlage eines glänzenden Wirthshauses, welchem er vorstehen wolle und in welchem es natürlich an den schmucken Wiener Kellnermädchen mit den allerliebsten Ringelhäubchen nicht fehlen durfte; aber die besten Geschäfte machte ein Jude aus Frankfurt am Main, der das erste Banquierhaus errichtete und in schnellerer Zeit ein Millionär wurde, wie sein großes Vorbild, der König der Börse, Rothschild.

Was auch die Privatneigungen jedes Einzelnen sein mochten, darin stimmten Alle überein, daß unbesiegbarer Muth und große Ausdauer die wichtigsten Erfordernisse seien, und daß sie alle möglichen Entbehrungen zu erdulden haben würden, und daß es ihnen nicht an der nöthigen Energie fehlen solle, um diese Gefahren zu überwinden. Um aber sich vorläufig in einiger Art zu üben, um sich selbst auf die Probe zu stellen, in wie weit das künftige beschwerliche Leben ihnen erträglich sein würde, bezogen sie eine Art von Uebungslager unfern der Stadt, aber doch ganz und gar im Walde, dessen dichte Belaubung ihnen einigen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen unter dem 35. Grade, d. h. also in einer Lage, wie Syrien oder wie Algier sie hat, gewährte.

Das Erste, was sie einsahen, war die äußerst wohlthätige Absicht ihres bisherigen Wirthes bei der, mit großer Weisheit vorgenommenen Beschränkung ihrer Lagerstätten. Der gute Mann hatte sie blos so eingepfercht, um ihnen zu zeigen, daß es sich im Freien bei Weitem besser

schlafen lasse, als unter dem Schutz eines Daches; auch hatte die unendliche Anzahl von Wanzen und Flöhen, welche auf ihre Kosten ernährt wurden, den Abscheu sehr gemildert, welchen sie gegen Scorpione und Taranteln, oder Buschspinnen gehegt hatten. Man fand, daß in einem Zelte auf bloßer Erde um so besser zu liegen sei, als man vergeblich ein anderes Lager suche; auch die Lebensmittel betreffend, fand man sich angenehm überrascht, die mit Wasser bereitete Chocolade schmeckte um so vortrefflicher, je weniger es möglich war, Milch zu erhalten, und der schwarze Kaffee mit braunem Ahornzucker versüßt, war eine große Delikatesse, da man doch einmal keine Sahne bekommen konnte. Es verhielt sich in gleicher Weise mit dem getrockneten Fleisch, dem sehr harten Brode und vielen anderen damit verwandten Dingen, welche zur Reise eingerichtet, hier durchgekostet wurden, und wodurch man lernte, daß sie genießbar seien, selbst da die Möglichkeit noch vorlag, etwas Anderes zu erhalten, von denen sich also erwarten ließ, daß sie höchst vortrefflich schmecken würden, sobald der Zeitpunkt nahe, wo man nichts Anderes mehr bekommen könne.

Ebenso wie mit dem Essen und Trinken, machte man es versuchsweise mit den Arbeiten. Vermessungen und Nivellirungen wurden vorgenommen, und wovor man sich so sehr gefürchtet hatte, der glühende Sonnenbrand — siehe, er war zu ertragen und der Schatten des Waldes schmeckte um so besser, die Ruhe war um so süßer, je furchtbarer die Hitze gewesen. Auch den Lasso lernte man schwingen und das bösartige, störrische Maulthier bändigen, allerdings nicht wie ein Pferd durch Zaum und Zügel, wohl aber durch eine Garotte, eine mörderische Schlinge, welche um den Hals gelegt, denselben zuschnürte, und dem Thiere den Tod drohte, wenn es nicht gehorchen wollte, wenn es sich nicht lieber zum Letzteren als zum Erstern entschloß.

## V.

**Was ein Halbblut oder ein Halbindianer ist. Bill Spaniard. Abenteuer desselben. Wie derselbe zu dem Entschluß kam, sich der Expedition anzuschließen.**

Endlich war die Gesellschaft vollzählig, man hatte nur noch auf einen Halbindianer gewartet; zwei derselben waren bereits bei der Gesellschaft, es kam nun auch der dritte an, ohne welchen man nicht fertig zu werden glaubte. Diese Halbindianer sind eine ganz unverwüstliche Menschenrace. Gewöhnlich ist der Vater ein Europäer, die Mutter eine Eingeborene, und

höchst selten findet das Umgekehrte statt, wiewohl es auch vorkommt, denn die Indianer rauben häufig genug Europäerinnen, nur erliegen diese den unglaublichen Strapazen, welche eine Indianerfrau zu erdulden hat, in der Regel so früh, daß sie kaum Nachkommenschaft hinterlassen.

Die Halbindianer scheinen sehr viel schärfere Sinne zu haben, als die beiderseitigen Eltern, und sie haben einen Muth und eine Ausdauer, welche durch nichts übertroffen werden, was man Aehnliches bei beiden Racen, von denen sie abstammen, finden könnte. Dies ist der Grund, weshalb eine Expedition, die in das Innere des Landes, besonders aber zu den Indianervölkern vorzudringen sucht, sich niemals auf den Weg macht, ohne vorher sich durch Anwerbung einiger solcher Halbindianer vervollständigt zu haben. In der Regel sind die Leute von einer ganz besonderen Zuverlässigkeit, denn sie hängen noch an dem närrischen alten Glauben, daß man leisten müsse, was man versprochen; andrerseits haben sie eine ganz eigenthümliche Moralität, welche zwar mit derjenigen der europäischen Racen keineswegs immer übereinstimmt, aber doch dahin führt, daß man sich ganz wohl befindet, wenn man sich nach geschlossenem Vertrage dieser Moralität überläßt.

Unter den Halbindianern war einer, Namens Bill Spaniard, dessen Mutter eine Cherokesin, dessen Vater ein Spanier gewesen, daher auch der Name Spaniard. Er war unter den Cherokesen aufgewachsen, schien weder Vater noch Mutter gekannt zu haben, denn er konnte nicht angeben, wo einer oder die andere geblieben, er wußte nur, daß sie todt waren. Er hatte von der Mutter Geduld und Thätigkeit, vom Vater unbesiegbaren Muth geerbt; des ersten Erbtheiles wegen hielt er arbeiten nicht für eine Schande, des letzteren wegen wurde er von allen denen gefürchtet, welche ihm Gelegenheit gegeben hatten, sich über sie zu beklagen.

Sein Stamm wohnte in der Nähe der Europäer, zu diesen wandte er sich sehr häufig, um durch Arbeiten Geld zu verdienen und für dieses Geld schaffte er sich schöne, gezogene Pistolen an. Anfangs schoß er blos; um sich an dem Knall zu erfreuen, dann begann er zu bemerken, daß man mittelst derselben von weit her den Tod versenden könne, und er begann Rinder zu schießen, um die Zunge und so viel von dem Fleisch zu nehmen, als er fortschaffen konnte. Wie er größer und stärker wurde, und die Felle ihm nicht mehr zu schwer waren, nahm er auch diese, und suchte sie zu verwerthen. Die Blaßgesichter nannten ihn einen Dieb, was er mit gerechter Entrüstung von sich wies, denn er hatte niemals seinen Freund oder seinen Bruder bestohlen, sondern er hatte nur die Pferde und Rinder der Blaßgesichter zu seinen Opfern ersehen, das war kein Verbrechen für

Jemand, der unter Indianern aufgewachsen, dessen konnte er sich unbedenklich rühmen, und er that es.

Aber ein Andrer, ein Bösewicht, ein Schurke, der seinen Freund und Bruder bestahl, brachte ihn in üblen Ruf; denn wo derselbe ein Thier gestohlen hatte, sagte er, das habe Bill Spaniard gethan, und dafür verschaffte sich dieser Bill Beweise, und er sagte unumwunden, er würde den Schurken tödten, wo er ihn treffe.

Der Andere aber war auf seiner Hut, er war bewaffnet mit einem doppelläufigen Gewehr, welches er für Bill Spaniard stets mit zwei Kugeln in dem einen Lauf und mit 12 Rehposten in dem andern Lauf geladen hielt.

Die beiden Feinde trafen einander auf der Westseite des Arkansas-Flusses und der weiße Schurke beschimpfte das Halbblut und legte seine Flinte auf ihn an, doch Bill's Auge war schneller, und ehe der wirkliche Dieb den Finger an den Drücker brachte, hatte der schmählich Beschuldigte ihn mitten auf die Stirne zwischen beide Augen geschossen. Er hatte nicht vergebens seine schönen Pistolen gekauft, sie nicht vergebens führen gelernt, sein Feind lag getödtet vor ihm.*) Ein Verwandter des Getödteten, welchen Bill nicht einmal skalpirt hatte, wie er wohl gedurft, klagte gegen den guten Schützen und sein Prozeß zog sich im Lande der Freiheit und der öffentlichen Gerichtsbarkeit sechs Jahre lang hin, was wohl kaum in einem jener abscheulichen despotischen Staaten geschehen wäre, von welchen Europa auf eine Schrecken erregende Weise heimgesucht ist. Da starb sein Ankläger, und weil Niemand ein weiteres Interesse an der Sache nehmen konnte, so wurde natürlich der gute Bill freigelassen, was wohl in einem von den abscheulichen corrumpirten Staaten von Europa auch nicht geschehen wäre, was aber in dem schönen freien Nord-Amerika durchaus alltäglich ist.

Nun gefiel es dem Bill nicht mehr in der Gegend, in welcher man ihn deshalb einsperren konnte, weil er einen Dieb, einen Verleumder, der auch seinen Namen gestohlen — getödtet hatte — es liegt etwas drin, in dieser Abneigung, er schloß sich der Expedition an, und man konnte voraussetzen, daß er derselben von großem Nutzen sein würde.

*) Möllhausen, Wanderungen durch die Prairien und Wüsten. Leipzig bei Mendelssohn. 1858. Ein berühmtes, vortreffliches Werk, was einer Einführung durch Humboldt gar nicht bedurft hätte, um zu seinem wohlverdienten Rufe zu gelangen.

# VI.

**Die Expedition setzt sich in Bewegung. Ansässige Indianer, welche Ackerbau treiben und Negersklaven halten. In welcher Art die Weißen dafür sorgen, daß die Indianer zu Grunde gehen. Grenzindianer, welche man gewöhnlich als Typus aufstellt, sind der Auswurf ihrer Race.**

Die Expedition brach endlich auf, dem gewaltigen, erhabenen Ziele entgegen. Die ersten Tagemärsche führten sie durch Gegenden von einer solchen wunderbaren Schönheit und Ueppigkeit, daß sie bald die Begierde der Blaßgesichter reizen konnten. Hier hat man nämlich den Stämmen, welche früher die östlichen Gestade bewohnten, gestattet, sich niederzulassen. Die Union hat, wie behauptet wird, ihnen ihre Ländereien zwischen den Alleghannies und dem großen Salzwasser und ihre Jagdgründe in dem Gebirge selbst abgekauft, und hat die bis auf ein Zehntel ihrer frühern Zahl reducirten Stämme über den Missisippi und den Arkansas getrieben. Aber die Treiber kannten das Land nicht, wohin sie die Verfolgten versetzten. Ein mildes Klima, wunderbar reiche Wälder, schöne überaus üppige, fruchtbare Thäler zwischen den bewaldeten Bergen eingeschlossen, eine überreiche Menge von Bächen und Flüßchen, welche den Boden stets feucht erhalten, dieses Alles bedingt für die Rothhäute eine so glückliche Lage, daß sie sehr wohl im Stande, ja daß sie geneigt sind, das entsetzliche Unrecht zu vergessen, welches europäische, unersättliche Habgier unter dem Titel einer klugen Politik ihnen angethan hat.

In diesen schönen Thälern haben die Rothhäute gezeigt, daß sie der Cultur wohl fähig seien; statt der Zelte haben sie sich Häuser gebaut, statt des Ertrages der Jagd belohnt sie reicher der Ertrag ihrer Mais- und Reisfelder. Man hat aufgehört den Indianer zu fürchten, vor seinem Anblick zu erschrecken; er tödtet noch den Hirsch, aber nur, wenn er seine Umzäunung durchbricht und seine Getreidefelder zu verwüsten droht. Er empfängt den Fremden mit freundlicher, lächelnder Miene wie einen ersehnten Gast, denn er wird nicht mehr wie ein schädliches Thier durch das Land gejagt, er ist nicht mehr auf der Flucht vor den Blaßgesichtern, er hat schon seit einem Menschenalter eine bleibende Stätte gefunden, und hat das Unrecht vergessen, was die schlaue Politik der Weißen gegen ihn verübt, er ist nicht mehr in fortwährendem Kampfe mit seinen Stammesgenossen, er brütet nicht fortwährend Rache, worin ihn der Bekenner der Religion der Liebe fortwährend bestärkt, er ist auch so weit gekommen, das Weib als

seine Gefährtin, als die Mutter seiner Kinder zu achten und zu lieben, und dasselbe nicht mehr in der grausamsten Weise als Sclavin zu behandeln. Er hat gelernt selbst Sclaven zu halten; ob es gerade gekaufte Neger sind, welche dort arbeiten, wissen wir nicht, wollen wir auch nicht behaupten, aber daß diese schwarzen Sklaven ihren rothen Herren nicht entlaufen, sondern gerne für sie arbeiten, unterliegt keinem Zweifel, denn der Schwarze wird von seinem rothen Herrn sehr anders behandelt, als von seinem weißen Herrn; er ist sein Bruder und die Rothhaut ist dankbar für die geleistete Arbeit, dankbar für den Segen, der aus der Arbeit des Schwarzen hervorgeht. Wann wäre solche Dankbarkeit einem Weißen jemals in den Sinn gekommen! So wenig wie er es gegen den Stier ist, der seine Zugkraft, so wenig er es gegen das Maulthier ist, das seine Tragekraft hergiebt, — ebenso wenig hält er sich für verpflichtet, dem Neger für seine Arbeit zu danken. Der Indianer geht christlicher mit seinem Sclaven um, als der Christ. Man würde zwischen dem Herrn und dem Knechte vergeblich einen andern Unterschied entdecken als den der Hautfarbe, und was der Lehrer der Religion seinen weißen Schüler zu thun ermahnt, das thut der Eingeborene ohne alle Aufforderung von selbst.

Aber freilich muß man dergleichen Bilder nicht gar zu nahe an denjenigen Orten suchen, an denen die Regierung der Vereinigten Staaten ihre verderblichen Zahlungen leistet für abgetretene Ländereien. Diese Zahlungen werden mit großer Gewissenhaftigkeit alljährlich wiederholt; man soll den Bürgern der Union nicht nachsagen, daß sie ihre Verpflichtungen nicht gehalten. Das Geld kommt pünktlich an und die Commissarien sind jederzeit begleitet von sehr nützlichen Staatsbürgern, von solchen Personen, die geeignet sind zu verhindern, daß die den Indianern gezahlten Gelder sich gar zu sehr bei denselben häufen. Whisky ist das Zauberwort, welches diesem Zwecke vollkommen entspricht. Whisky ist theuer, und die Rothhäute lieben das Feuerwasser, sie geben mithin das so eben erhaltene Geld mit Freuden dafür aus. Die Unglücklichen lieben den verführerischen Reiz, den der Branntwein auf der Zunge macht, und sie lieben auch die geistige Aufregung, in welche sie dadurch versetzt werden, es gehört nur wenig dazu, um sie zu berauschen, und deshalb muß der Whisky theuer sein, sonst würde es zu lange dauern, bis man mit dem Reichthum des armen Indianers fertig wäre. Ein Schluck von diesem Feuerwasser kostet daher mehr als innerhalb der Städte der Union ein Gallon kostet. Auch wird den Leuten niemals so viel gegeben, daß sie in den betäubenden Rausch fallen, und dann die für den Spekulanten kostbare Zeit verschlafen; halte Niemand einen Bewohner der Union für thöricht genug zu solcher Handlungsweise.

Drei, vier und mehr Tage hält er den unglücklichen Indianer in einer steten Aufregung, in einer steten Begier nach mehr von diesem verderblichen Gifte, bis er endlich nichts mehr bei ihm wittert, bis er endlich glaubt, vollständig mit ihm abgerechnet zu haben; dann giebt er ihm einige Fußtritte, und stößt ihn mit denselben zum Hause hinaus.

Der Betrogene, der bis zum Wahnsinn Berauschte stürzt nun endlich nieder, und holt während zweier Tage den verlorenen Schlaf nach. Er erwacht mit der tiefsten Reue über seine Thorheit und mit dem tief im Herzen sitzenden Rachegefühl gegen den Räuber, aber dieser ist längst heimgekehrt nach dem fernen Osten mit der Commission, welche das Abstandsgeld an ihn zahlte, die Eingeborenen nur zu Mittelspersonen brauchend.

Arbeiten ist bei den Rothhäuten noch immer eine Schande, daher kann der unglückliche Mensch, welcher sich seiner letzten Habe entäußert hat, nichts verdienen; er wäre in den Augen seines ganzen Stammes geschändet. Arbeiten können nur Sclaven oder Weiber, und er ist kein Sclave und kein Weib. Er könnte mit Bogen und Pfeil, oder mit dem guten Kugelrohr, welches er besessen, bewaffnet in die Wälder zurückziehen nach den jetzigen Wohnsitzen seines Stammes, aber er hat keine Waffen mehr, er hat dieselben entweder verkauft als er kein Geld mehr hatte um Whisky dafür zu bekommen, oder sie sind ihm von seinem freundlichen Wirthe gestohlen und ohne Waffen kann er die Wälder und Prairieen nicht durchschreiten. Würde ihn der Hunger nicht tödten, so würden es die räuberischen Thiere, denen er Nichts entgegen zu setzen hat; so lebt er denn von Stehlen und Betteln und wird erhalten durch den Trieb nach Rache, denn er folgt den Spuren seines Opfers so lange, bis er sein Ziel erreicht hat, oder bis irgend eine Behörde sich seiner als eines Diebes bemächtigt und ihn in ein Gefängniß steckt, und er so meistens für immer verschwindet.

Wer nach solchen unglücklichen Mitgliedern in der großen, weit verbreiteten Nation diese selbst beurtheilen will, würde sich wohl nur ein sehr unrichtiges Bild davon machen. In ihrer Heimath muß man sie sehen, diese Kinder der Natur um Achtung und Ehrfurcht vor den Aelteren und Bewunderung für die Jüngeren zu gewinnen. Nur freilich ist kein Amerikaner eines solchen Gefühles fähig denn er und seine Vorfahren sind es ja gewesen, welche die armen Ureinwohner des Landes gleich wilden Thieren von Ort zu Ort, von Land zu Land gejagt; den feigen Eindringlingen mit bleichem Haupt hat der tapfere Eingeborene weichen müssen, denn sie haben ihn nicht mit den Waffen, sondern mit dem Gifte der Krankheit und mit der Branntweinpest angesteckt, und seine Kräfte vernichtet. Die ver-

derbliche Politik der Weißen, welche das Land unter allen Umständen allein haben wollten, hat die einzelnen Stämme fortwährend gegen einander gehetzt, um sie zu verhindern, sich zu vereinigen und so den Weißen kräftigen Widerstand zu leisten.

Hier in der großen Ferne von ihren früheren Besitzungen noch nicht belästigt durch die immer näher rückenden Hinterwäldler haben die Indianer gezeigt, daß sie der Kultur zugänglich und fähig sind. Sie haben es vermocht, sich in großen Niederlassungen zu vereinigen, geschlossene und befestigte Dörfer anzulegen, und würden sie einen tüchtigen Weißen, einen civilisirten Anführer haben, so würde es leicht möglich sein, daß sie nach und nach zu einem Volke vereinigt, mächtig, vielleicht den Europäern furchtbar würden, falls man die Rachegedanken gegen die Eindringlinge eben so geflissentlich aufrecht erhielte, wie diese es gethan haben, wenn es sich darum handelte, sie durch Kriege mit ihren Stammverwandten zu schwächen oder auszurotten, und es ist wohl möglich, daß es einmal dahin komme; denn beinahe in jedem Dorfe findet sich ein sogenanntes Halbblut, oder wohl auch mehrere Söhne eines Weißen, und diese zeigen sich jederzeit als überaus befähigte Leute, welche in sich Alles vereinigen, was an glücklichen Gaben Vater und Mutter vereinzelt hatten. Diese Halb-Indianer sind, wie wir oben gesagt haben, jeder Expedition, die nach dem Innern des Landes gehen will, als Führer und zur Verständigung mit den Eingebornen unentbehrlich, darum hatte die Gesellschaft des Lieutenant Willis sich mit drei solchen versehen, für sie um so nöthiger, als die Fälle wohl wiederholt eintreten durften, wo sich die Expedition, um den besten Weg zu erkunden, verschiedentlich theilen müßte.

---

## VII.

**Der erste Tagemarsch. Wie die Straßen, d. h. die Landstraßen aussehen. Angenehme Art die Wagen zu befördern. Mittagsruhe im brennenden Sonnenscheine. Man zieht getrocknet und getröstet weiter. Ein Gewitter furchtbarster Art und vergebliche Bemühungen, sich dagegen zu schützen. All' Ding dauert nur eine Zeit, und dann ist es nicht mehr.**

Die Expedition brach nun endlich auf und hatte gleich am ersten Tage das Glück, alle Beschwerden solch' einer Reise auf einmal zu kosten. Man ging über das kleine Flüßchen, welches den Namen Poteau führt, und an dessen Vereinigung mit dem Arkansas Fort Smith liegt. Dann ging es

weiter immer aufwärts in dem Dreieck, welches der Poteau mit dem Canadian bildet, stets auf dem rechten Ufer dieses letzteren.

Hier ist nun Anfangs nur Sumpfland zu finden. Allerdings hat man eine Straße, aber ach, was ist das für ein Ding, solche Straße in den Sümpfen und Wäldern des fernen Westen. Ueberall liegen mannshohe, d. h. 6 Fuß im Durchmesser haltende Stämme, durch Stürme oder Ueberschwemmungen niedergebrochen, umher, in unaufhörlichen Windungen geht der Weg bald rechts, bald links um diese Hindernisse herum, aber damit ist es keineswegs gemacht, denn die Bäume sind durchaus nicht das einzige Hinderniß. Auf dem Wege, der um sie herumführt, wechseln fortwährend trockene Erhöhungen mit tiefen, wassergefüllten Löchern ab, oder auch mit langen Sumpfstrecken, durch welche der für gewöhnlich mit 12 Paar wohlgeschulter Zugthiere bespannte Wagen nur dadurch gebracht werden kann, daß man nicht nur die Anzahl der Thiere verdoppelt, sondern daß man sie überhaupt zuerst aus dem Sumpfe auf festes Land bringt, dann das Gespann durch ein Seil von mehreren 100 Fuß Länge mit dem Wagen verbindet, und nun die Thiere antreibt.

Aber auch das ist noch nicht genug; thäte man weiter nichts als dieses, so würde man in jedem Augenblick den Wagen umzuwerfen riskiren. Es müssen folglich 5—6 Leute auf jeder Seite des Wagens mitten durch den Sumpf gehen, und den Wagen zu stützen suchen, damit, so oft die Möglichkeit eintritt, daß er rechts oder links sinke, die gegengestemmten Schultern und die vereinten Kräfte der armen Männer das Fallen verhindern.

Man kann sich denken, wie solch' eine Arbeit schmeckt, wenn man auch nur Knie tief im Sumpfe watet; aber es geht wohl weiter, und darauf sind die Leute auch vorbereitet, denn sie tragen Alle Stiefeln von starkem Rindsleder, welche, durch Knöpfe festgehalten, so hoch hinauf reichen, als nur irgend die Wasserstiefel eines Helgoländer Fischers gehen, und dennoch trotz eines Schutzes, von dem man glauben sollte, er müsse genügen, — dennoch läuft das Sumpfwasser, Schlamm und Moder oben in die Stiefel hinein, und man hat nach dem Herauskommen vor allen Dingen dafür zu sorgen, die möglicherweise mit hineingekommenen giftigen Gewürme zu entfernen.

Unter solcher Arbeit verging der Gesellschaft ein großer Theil des Vormittags, während dessen sie es glücklich so weit brachten, sich bis auf die Entfernung von zwei Meilen von ihrem Uebungslager durchzuarbeiten. Jetzt wählten sie nicht den Schatten des Urwaldes, um der Ruhe zu genießen, sondern sie suchten sich einen sonnigen Hügel auf, um sich trocknen zu lassen; wohl etwas Nöthiges und Wichtiges, denn es war nicht

Einer, der sich hatte frei halten können von der unangenehmen Berührung mit dem gefährlichen Sumpfe. Auch der nicht neben dem Wagen Postirte konnte nicht Anderes thun, als dreist in denselben Sumpf zu treten, auf die Gefahr hin, von einem interessanten Schlammvampyr oder gar von einem Krokodil gefaßt zu werden. Auf welche Weise hier eine Eisenbahn fundirt werden sollte, erschien den Mitgliedern der Expedition nicht ganz klar, indessen Amerikaner verstehen das; sie bauen meilenweit nur auf Pfählen, und zwar nicht ganz so kostbar wie jene berühmte Bahn, welche von Stettin über die Niederung der Oder führt. Wozu auch so viel Holz verschwenden, Bäume sind kostbar, und wenn auch nicht die Bäume an sich, so doch die Arbeit, welche erfordert wird, sie zu fällen. Menschenleben dagegen sind wohlfeil, Menschen wachsen von selbst ganz lustig auf und wenn der Nachwuchs nicht ausreicht, so ersetzt ja die Einwanderung das Nöthige zur Genüge.

Nach der Mittagsruhe setzte die Karavane, neu gestärkt, ihren Weg fort, bis eine Stunde vor Sonnenuntergang ein furchtbares Gewitter sie überraschte. Es war unmöglich, eine Niederlassung zu erreichen; man mußte in einer Lichtung Halt machen, die Thiere ihrer Last entledigen, absatteln, und sich selbst überlassen, damit sie Schutz suchten, so gut es ginge, und Futter, dessen es in Menge gab.

Aber nun die Menschen, was thun diese.

In solchen Fällen kann man sehen, was ein jeder werth ist, vielleicht auch, was er zu treiben gewohnt ist. Der Jäger kümmert sich nicht viel um das Unwetter, er hüllt sich in seine Decke, stellt sich an einen möglichst niedern Baum, um den Blitz nicht herauszufordern, der die hohen Stämme sucht, und läßt sich von dem Laubdach desselben schützen so viel als eben möglich. Der Neuling, welcher tapferer thut als er ist, wickelt sich in seine Decke und streckt sich irgendwo nieder, aber unvorsichtig, denn das strömende Wasser umspült sein Lager und weicht ihn bald so gründlich ein, daß kein Faden trocken an ihm bleibt. Er macht die Augen zu und will thun als ob er schliefe, aber er schläft nicht, sondern er klappert mit den Zähnen vor Frost, und damit es die Anderen nicht hören sollen, stopft er sich einen Zipfel seiner wollenen Decke in den Mund. Der Städter, der gewohnt ist unter einem Schirme zu gehen, kriecht gleich unter die Wagen, um sich auf diese Weise dem Regen zu entziehen; er bedenkt freilich nicht, daß in kurzer Zeit er Alles doppelt bekommen wird, was er sich Anfangs erspart hat, denn der Regenguß durchdringt die ganze Beladung des Wagens, falls man sie nicht durch breite übergedeckte Felle von Büffeln geschützt hat, und dies thut man nur bei denjenigen Wagen,

die mit Lebensmitteln beladen sind. Der praktische, an solche Wetter gewöhnte Reisende hat von dem Halbblut-Indianer gelernt, wie man es machen müsse, sich zu schützen. Er sucht sich mit schnellem Blick eine kleine Erhöhung aus, auf die er seinen Sattel legen kann, steckt seine Lanze oder sonst eine Stange vor sich in den Boden, und hängt über diese die große, weite, wollene Decke. So bildet er von derselben um sich her einen umgekehrten Trichter, längs dessen äußeren Wänden der Regen abläuft ohne ihn im Geringsten zu belästigen; selbst seine Füße werden nicht benetzt, denn er sitzt auf seinem Sattel und dieser liegt auf einer Erhöhung; das Wasser rauscht an seinen Füßen vorüber.

Findet er einen solchen Hügel vielleicht nicht, so sucht er sich den horizontalen Zweig eines Baumes zur Stütze für seine Decke aus, macht da, wo er sich auf seinem Sattel niederlassen will, mit ein paar Stichen seines Spatens einen Graben, damit das Wasser in denselben ziehe und davon abfließe, ohne ihn zu belästigen, und er ist nunmehr eben so sicher geschützt, als wenn er unter einem guten Dache wäre.

Wie Einer oder der Andere sich nun auch gebettet habe, der Sturm ras't in der entsetzlichsten Weise fort, spottet der Mühe Zelte aufzuschlagen, wirft in einer Sekunde nieder, was eine Viertelstunde Arbeit gekostet hat, blendet durch die entsetzlichen, lang gestreckten Blitze, deren übermäßige Helligkeit die Dämmerung des Unwetters in eine so finstere Nacht verwandelt, daß man thatsächlich nichts sieht, indessen man doch nur weniger gut sehen würde, als bei hellem Tage; denn es ist keineswegs Nacht, aber die Blitze sind furchtbar und es gehört der ganze Muth eines tüchtigen Mannes dazu, um bei solchem Aufruhr nicht zu verzagen. Die schwarzen Wolken überziehen den ganzen Horizont, Blitz folgt auf Blitz, der Sturm, welcher in das Innere des Waldes keinen Weg findet, rüttelt mit desto wilderem Grimm an den Wipfeln der höchsten Bäume, die er wie Binsen bricht, und schlägt ein Blitz in einen solchen Baum, so wird er gespalten bis in die Wurzeln hinein und er klafft auseinander rechts und links, mit sich niederreißend was in seinem Bereich liegt, daher ist es auch immer gefährlicher in einem solchen Walde zu sein während des Unwetters, als draußen im Freien, und der Schutz, den man hätte, ist ein wirklich eingebildeter, denn nur im Anfange halten die mächtig belaubten Bäume den Regen zurück. Sobald die Blätter benetzt sind, läuft von ihnen das Wasser nicht in Tropfen, sondern in Fäden und Strömen herab; überhaupt ist ein solcher Regen in den Tropengegenden oder in der Nähe derselben durchaus nicht mit dem zu vergleichen, was wir Regen, ja wohl gar in

einer Uebertreibung Wolkenbruch nennen — mit solchem Wolkenbruch fängt jeder Regen der heißen Zone an und wenn er im vollsten Gange ist, so würde unser Wolkenbruch, damit verglichen, nur ein sanfter Frühlingsregen genannt werden dürfen.

Endlich ließ der wüthende Sturm nach, der Regen hörte auf und ein wundervoll klarer Himmel breitete sich aus über der Scene, auf welche die Sonne noch im Untergehen den letzten Scheideblick warf. Die scheu gewordenen Zugthiere, welche sich in eine Heerde dicht zusammengedrängt hatten, alle mit den Köpfen nach Innen stehend, als ob sie einen äußern Feind, einen Panther oder einen Wolf abzuwehren hätten, rückten scheu auseinander und als sie sahen, daß das Getöse des Sturmes, daß der Regen vorüber — fanden sie es gerathen, einem andern höchst wichtigen Geschäft obzuliegen. Sie zerstreuten sich und suchten Futter; suchten ist wohl nicht der rechte Ausdruck, denn des Futters ist in solcher Menge vorhanden, daß ihnen gestattet war zu wählen, auszusuchen, was ihnen von dem Guten am besten vorkam. Die Leute der Expedition schienen etwas mißtrauischer als die Thiere, denn sie zögerten länger. Als sie aber sahen, daß jene sich zerstreuten, daß der Himmel klar über ihnen wurde, als die letzten leichten Windzüge die Tropfen von den Bäumen schüttelten und keine neuen mehr hinzukamen, da verließen sie auch ihr verschiedenartiges, mehr oder minder schützendes Obdach, um nun endlich das Lager für die Nacht zu bereiten. Man suchte ohne Hülfe der Thiere die Wagen zu einer großen Burg zusammenzuschieben, innerhalb deren es sich die Reisenden bequem machen wollten. Den Zugthieren ließ man völlige Freiheit, denn gewöhnlich entfernen solche sich nicht gar zu weit von den Menschen, deren ihnen höchst wichtige, sie schützende Kraft sie anzuerkennen scheinen, und der sie sich gerne anvertrauen. Pferde und Maulthiere, selbst Rinder benehmen sich in der Nähe der Reisenden ganz anders, als wenn sie einer wilden Heerde angehörten.

In Kurzem hatte man — jetzt ohne alle Schwierigkeit — die Zelte aufgeschlagen, dann wurde Holz in möglichster Menge gesammelt, es wurden Feuer angezündet und in deren Nähe suchte Jeder seine Kleidung und seine Decke zu trocknen, und da es dabei nicht gerade darauf ankam den Rauch zu vermeiden, so geschah das Verlangte noch zeitig genug, um sich einer angenehmen Nachtruhe in vollkommen trockenen Umhüllungen zu erfreuen und sich zu stärken für die Beschwerden des folgenden Tages, welche, wie ein Jeder hoffte, nicht so groß sein würden, als die des eben verflossenen; eine Erwartung, welche sich auch wohl erfüllen konnte, da böser

Weg und böses Wetter kaum noch nach der schlimmeren Seite hin überboten werden konnten.

---

## VIII.

**Sculleville und die ansässigen Choctaw-Indianer. Wie rasche Fortschritte die Cultur unter ihnen macht. Die Indianer fühlen den Mangel eines Kosthauses in Sculleville. Der Gouverneur legt ein solches an. Zwei Universitäten für indianische Mädchen und Jünglinge. Lehrgegenstände der Universität nach dem dortigen Lections-Catalog: Stillsitzen und Kreuzstichstickerei. Das Honorar wird in Büffelhäuten und geräucherten Schinken gezahlt.**

Ohne einen anderen Aufenthalt, als den nothwendigen, welchen die Geometer veranlaßten, gelangte man in das Gebiet der Choctaw-Indianer. Hier hatte man zuerst Gelegenheit wahrzunehmen, wie weit sich bereits die Civilisation auf die Rothhäute erstreckt hatte. Es liegt hier ein Städtchen Sculleville, fast ausschließlich von Weißen bewohnt, ein ehemaliges Fort zum Schutze der weißen Ansiedelungen gegen die Rothhäute erbaut. Diese Rothhäute waren die von den Alleghani's her verpflanzten Eingeborenen, denen man den Ackerbau und die Viehzucht als Mittel zur Existenz angegeben hatte und welche sich die empfangenen Lehren wirklich zu Nutze gemacht. Hierher kamen nun Weiße in großer Menge, um sofort bereit zu sein, ihre Tauschmittel gegen die Habe der Indianer anzubieten, und um sich Freunde bei den Indianern zu erwerben, heiratheten sie deren Töchter und wurden so ihre Verwandten. Es bildete sich dann bald eine gewisse Industrie aus, eine Schmiede und ein Verfertiger blecherner Gefäße, so gut wie ein Töpfer und ein Böttcher, welche Thongefäße sowie hölzerne verfertigten, waren die ersten Ansiedler, welche gute Geschäfte machten. In der Umgegend erhoben sich bald sehr schöne Obstbäume wie Kornfelder, und die Indianer waren nicht dumm genug, um nicht zu fühlen, daß durch Anlage derselben ihnen Vortheile und Annehmlichkeiten erwüchsen, welche ihnen bis dahin fremd gewesen waren. Sie kamen mithin in das Fort, um sich Sämereien einzutauschen und Ackergeräthschaften mitzunehmen, hatten doch ihre Töchter ihnen vielfältig genug gezeigt, welche Annehmlichkeiten aus dem Besitz derselben erwüchsen, und sie hatten wohl Verstand nachzuahmen, was ihnen in ganz vernünftiger Weise vorgemacht worden war. Man sah auch bald bei ihnen Kornfelder und Obstgärten, aber mehr noch als das, man sah bei ihnen Häuser entstehen, Häuser mit einem Rauchfang, Häuser mit verschiedenen Abtheilungen, so daß Küche

und Schlafzimmer, Stall und Empfangzimmer nicht in eins liefen und die Unterredung mit dem Gaste nicht durch das Brummen der Kuh oder das Grunzen des Schweines unterbrochen wurde.

Aber die Cultur hatte sich nach und nach viel tiefer eingehend gezeigt, als man wohl glauben durfte. Wer hätte es gedacht, daß ein Indianer es unbequem finden würde, im Freien zu schlafen; im Freien, das ist ja die Wohnung des Indianers, er kennt ja kaum ein anderes Haus, außer in der kurzen Zeit, in der er von Jagd oder Krieg ausruht, aber in Jagd oder Krieg besteht ja sein ganzes Leben, nur für Frau und Kinder besteht die Hütte, der Mann bedarf ihrer nicht. Jetzt zeigte sich's, daß auch er empfänglich sei für die Annehmlichkeiten eines Obdachs und eines Lagers, etwas besser, als die bloße Erde. Wer hätte es geglaubt, dem eingeborenen, sogenannten Indianer wurde der Mangel eines Gasthofs fühlbar.

In Amerika erzeugt das Gefühl eines solchen Mangels sofort Abhülfe. Der Gouverneur — so nennt sich der Kommandant von 12 Miliz-Soldaten — war sofort bereit ein Kosthaus anzulegen und siehe, wie wunderbar, es fehlte ihm nie an Kostgängern; die Choctaw-Indianer, diese Leute, welche zu Pferde essen, trinken, rauchen, spielen, Rathsversammlung halten, diese Choctaw's, von denen man sagen könnte, daß sie zu Pferde erzeugt und geboren würden, besuchten das Hôtel des Gouverneurs, so wie es Weinreisende aus der Rheingau gethan haben würden. Ja, es geht wohl noch einen großen Schritt weiter, dieses nie geahnte Culturleben. In Seulleville sind zwei Universitäten. Schulen, vielleicht Klippschulen, würde man bei uns sagen. Solche abscheuliche Benennungen kennt das erhabene Volk der amerikanischen Union nicht, es kennt nur Universitäten und Akademien, und solcher sind zwei in Seulleville: eine Akademie für junge choctaw'sche Damen und eine Universität für choctaw'sche Herren, d. h. Mädchen und Jungen, denn die Damen waren 5 — 10 Jahre alt, die Herren 6—15, nichts desto weniger Damen oder Herren; denn selbst der Bauer, ja weiter abwärts, der Tagelöhner, vorausgesetzt, daß man geneigt ist einen Unterschied zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu machen, was in keinem civilisirten Staate möglich ist, sondern nur noch in despotisch regierten Staaten vorkommt — selbst der Tagelöhner nennt seine Frau oder die Frau eines andern Gleichberechtigten Lady.

Die jungen Masters aus dem Stamme der Choctaw's lernen daselbst einen der wichtigsten Zweige der menschlichen Wissenschaften, das Stillsitzen nämlich, und es gehörte allerdings große Umsicht von Seiten des Rectors der Universität und der Professoren dazu, um die jungen Tiger zu bändigen, aber es gelang. Die Schulmeister engländischer Abkunft sollen eine

ganz eigenthümliche Befähigung besitzen für den Unterricht in diesem Zweige menschlichen Wissens, und man behauptet, daß, unterstützt durch ein Instrument, welches aus Birkenreisern gemacht, ihnen die Erreichung ihres Zweckes beinahe jederzeit gelingt. Schwerer soll es werden, die jungen Lady's der Choctaw's zum Sticken mit Kreuzstich oder petit point, zur Erlernung der Steppnaht, zur Beschürzung der Knopflöcher, zur Erlernung des Filetstrickens und zur Ausfüllung der Stickereien mit dem Petinetstich anzuleiten. Dagegen diese geschmacklosen Damen kochen, backen und stricken, nähen und dergleichen untergeordnete Arbeiten gerne und leicht lernen — nun, was kann man von solch' dummem Volk Besseres verlangen. Es sieht wohl ein jeder vernünftige Mensch ein, daß eine nach bunten Mustern gefertigte Mosaikstickerei zu einem Sophakissen etwas bei weitem Kunstreicheres ist, als ein Hemde oder ein Paar Hosen. Indessen, die Leute, welche noch dumm genug sind, dieses nicht einzusehen, werden schon noch mit der Zeit dahin kommen.

Wenn die jungen Damen und Herren lange genug auf diesen hohen Schulen gewesen sind, d. h. wenn der Präsident oder Rector derselben sich zu dem Glauben berechtigt hält, er werde nicht mehr Bären- oder Büffelfelle, geräucherte Hirschkeulen oder Biberfelle von den Vätern erlangen, so erklärt er die jungen Herren und Damen für reif, zurückzukehren in das elterliche Haus und die erhaltene Cultur weiter zu verbreiten, und siehe, es ist immer etwas sitzen geblieben, was nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Erstens die Neigung zu bequemen Wohnsitzen, zu geordneter Lebensweise, dann aber die Religion der Liebe, welche von den Herren Rectoren &c. zwar nicht geübt, aber doch gelehrt wird, da dann manches Samenkörnlein aufgeht in dem vortrefflichen Boden, dem es anvertraut ist, in dem Herzen der jungen Indianerin, welche es einmal später weiterverbreitet und zu neuem Wachsthum niederlegt nicht nur in die Herzen der Töchter, sondern auch der Söhne.

Es scheint beinahe, als sei diese Art der Civilisation dasjenige gewesen, was dem würdigen Penn vorgeschwebt, und wenn seine Nachfolger seiner Sinnesart gewesen wären, so würde statt einer Vertilgung der Rothhäute eine Vermischung derselben mit den Weißen eingetreten sein, und wahrlich nicht zum Schaden der letzteren, was man noch jetzt deutlich genug einsieht, obschon die Vermischung unter sehr ungünstigen Umständen vor sich geht — aber wie lange hat es gedauert, bevor man dieses eingesehen, und wie viele Hunderttausende, ja vielleicht Millionen sind geschlachtet worden, bevor man im Süden der Union auf den Gedanken kam, der Aufgabe der christlichen Religion in einer anderen Weise zu entsprechen

als im Norden — dort freilich, wo nur die anglikanische Bevölkerung die vorwaltende ist, hat man trotz aller Bibelgesellschaften noch nicht ein solches Resultat erzielt, hat man noch nicht diesen Weg eingeschagen, sondern sich allein auf Vertilgung dieser „wilden Bestien", die man Rothhäute nennt, beschränkt. Jemand, der nicht ein Abkömmling der Engländer ist, könnte sagen, es sei schade um das vergossene Blut — nun das wird freilich keinem Mitgliede dieser großen, moralischen Nation, welche sich allein berechtigt hält Moral und Religion zu lehren, einfallen, und was so dumme Leute, wie wir, darüber denken, kann natürlich nicht in's Gewicht fallen.

---

## IX.

Die Cherokesen und ihre Beredsamkeit. Die schönste Sprache der Erde. Meeting der Amerikaner, in welcher ein Jeder Recht behält und alle Anderen für Narren erklärt.

Diese Choctaw's sind die Nachbarn der Cherokesen, welche nördlich von ihren Wohnsitzen angesiedelt worden sind, die Nachbarn derjenigen Leute, welche in Campe's Reisebeschreibung für die Jugend eine so große Rolle spielen. Eine wie die andere Völkerschaft ist durch Verträge hierher verpflanzt worden und sie unterscheiden sich beide nur sehr wenig von einander für denjenigen, welcher nicht zu den Mitgliedern des Stammes gezählt werden kann. Es ist ungefähr wie mit den Dialecten einer Sprache, dem Nordländer scheint die bairische und die österreichische Mundart ganz gleich, was Baiern und Oesterreicher unmöglich zugeben können, da schon Ober- und Unter-Oesterreich, Ober- und Unter-Steiermark, Ober-Steiermark und Salzburg, Salzburg und Ober-Baiern so verschieden sind wie nur das Deutsche der Ostpreußen von dem der Märker, dieses von dem der Sachsen und alles drei von dem der Schlesier verschieden ist, was wieder der Süddeutsche gar nicht findet. So nun auch erklären die Choctaw's sich für äußerst verschieden von den Cherokesen, den Reisenden aber fällt ein solcher Unterschied nur in sofern auf, als er ganz alte Leute der beiden Stämme mit einander vergleicht; er findet nämlich, daß deren Schädel beinahe kubisch gestaltet ist, was bei den Cherokesen durchaus nicht der Fall, bei den jüngern Choctaw's auch nicht mehr — denn wer sollte es glauben, auch bei ihnen hat die Mode zu wirken angefangen. Es ist nicht mehr Mode, den Schädel des neugeborenen Kindes einige Jahre lang zwischen

vier Brettern einzuschnüren, und so sehen denn die jüngeren Choctaw's nicht anders aus, als die Cherokesen.

Die Anlage eines eisernen Weges durch ihr Land hatte einen Eindruck gemacht, dessen Wellen weiter fortschreitend in immer größeren Kreisen Anstoß gegeben hatten, theils zu der Frage: ob die Blaßgesichter berechtigt seien, solche Wege durch ihr Land zu führen, theils zu der entgegengesetzten, ob man ihnen nicht zu großem Dank verpflichtet sei, ob man ihnen nicht hülfreich entgegenkommen müsse, und so war denn Alles, was glaubte seine Stimme geltend machen zu dürfen, aufgebrochen, um bei Sculleville eine Rathsversammlung zu halten, um den Gegenstand einer allgemeinen Besprechung zu unterwerfen.

Es war erstaunlich, welche Beredsamkeit die Leute entwickelten. Von einem Aufwand von Pathos, von Gestikulationen, von lebhaftem Fechten mit den Armen, von Vor- und Zurückgehen, um der Rede eine größere Kraft zu verleihen — von allem diesem war bei den Leuten keine Rede. Sie hatten sich auch wohl nicht vorbereitet, wenigstens hatten sie weder die ganze Rede noch die Hauptpunkte derselben aufgeschrieben, und doch machte, was ein jeder von ihnen sprach, einen so lebhaften Eindruck selbst auf die eitlen, hochfahrenden Amerikaner, daß sie vielfältig Beifall murmelten und klaschten; denn es schien, als verständen sie wörtlich, was gesagt worden.

Es war dies unzweifelhaft nicht der Fall; denn der selbstbewußte Amerikaner verschmäht es, andere Sprachen zu lernen, als die amerikanische, und er ist so versessen auf ihre Originalität, daß er dem, der sie für einen Dialekt der englischen Sprache hält, geradezu in's Gesicht lacht. Er überläßt die Möglichkeit, sich mit den Eingeborenen zu verständigen, ganz allein diesen, die dann auch ihm zu Gefallen so viel englisch lernen, als zur Verständigung nöthig.

Aber trotz alles dessen sagte doch ein recht eingefleischter Nordamerikaner: „er habe bis jetzt die amerikanische Sprache für die schönste und herrlichste der Erde gehalten — nach den hier vernommenen Reden aber sei er auf den Gedanken gekommen, die Sprache der Choctaw's sei doch vielleicht annähernd eben so schön."

Die Deutschen und Franzosen, sowie Spanier, welche zur Reisegesellschaft gehörten, vernahmen, was der Amerikaner sagte; erklärten zwar ihn und seine Behauptung für überaus närrisch, aber darin stimmten sie sämmtlich überein, daß der Klang der fremden Sprache ein zwar sehr eigenthümlicher, aber doch schöner sei, und daß man verstehe, was der Redner wolle, auch ohne daß man ein einziges Wort von der Sprache

selbst kenne. Alle waren darüber einig, die verschiedenen Redner hätten zu Gunsten der Sache gesprochen und so war es auch wirklich.

Aber noch ein Beschluß war von ihnen gefaßt worden, den man kaum bei sogenannten Wilden hätte suchen sollen. Es waren hier die Vertreter von neun verschiedenen Nationen vorhanden, welche sämmtlich gleichen Ursprungs vom Osten hierher versetzt worden waren. Zu den beiden genannten kamen noch Shawnee's, die Osagen, die Creek's, die Quappa's, die Delawaren und einige andere, deren Namen nicht allgemein genug bekannt sind. Sie haben eine Verfassung, welche jedem Einzelnen die größesten persönlichen Rechte garantirt und nur im Kriege einem Oberhaupt bei jedem Stamme die befehlende Stimme ertheilt. Diese Leute waren hierher gekommen, um sich zu berathen, ob es nicht besser sei, statt neun verschiedener Oberhäupter nur ein Oberhaupt anzuerkennen, welches, unterstützt von dem bisherigen Häuptling einer jeden Nation, sowie von dem ältesten Manne derselben, sie im Kriege und im Frieden regiere und befehle. Die Beschlüsse der 18 Personen sollten selbst ihren Herrscher zur unbedingten Annahme derselben nöthigen; er sollte indessen kein Schattenmonarch sein, sondern überall im Rathe mitsitzen, den Rath nach seiner Weisheit lenken und erst, nachdem eine Verständigung stattgefunden habe, zur Ausführung der Beschlüsse verpflichtet sein.

Die Unterredung war zwar etwas lang, denn es wurde viel für und wider gesprochen, doch von dem, was man bei Europäischen Versammlungen ähnlicher Art stürmisch nennt, war keine Rede. Jeder sprach einzeln, jeder wurde einzeln und mit Ruhe gehört, nur ein beifälliges Kopfnicken oder Neigen zeigte Billigung oder Mißbilligung an. Endlich aber siegte die Vernunft. Der Vorschlag der Vereinigung wurde von Allen angenommen und die Choctaws und Osagen bekamen fertig in wenigen Stunden, was Deutschland in 60 Jahren nicht fertig bekommen hat. Sollte man glauben, daß wirklich die Wilden vernünftiger seien als die Deutschen? Es wäre kaum denkbar, wiewohl allerdings möglich!

Am Morgen nach dieser Rathsversammlung hatten auch die Amerikaner eine ähnliche, bei welcher es jedoch nicht so ruhig und nicht so gesittet herging. Sie hatten nämlich sehr übel empfunden, daß die Rothhäute sich zu einer großen Nation vereinigen wollten; ihnen leuchtete die Zweckmäßigkeit dieser Anordnung durchaus nicht ein, sie fürchteten die Macht der sich zu einem Ganzen vereinigenden Völkerschaften, aber obschon jeder einsah, daß eine solche Befürchtung keineswegs unbegründet, so wollte doch ein Jeder seine persönliche Ansicht durchgesetzt sehen, und in Folge solcher Narrheit wurde, wie begreiflich, gar nichts durchgesetzt, und

die Leute gingen auseinander wie sie zusammengekommen waren, Jeder den Andern für einen Narren erklärend, Jeder auf das Deutlichste einsehend, daß nur er Recht habe, und wenn nicht zu gleicher Zeit ein Jeder laut erklärte, daß die Anderen sämmtlich Esel seien, so hatte doch ein Jeder für sich die Ueberzeugung ganz unzweifelhaft.

---

# X.

**Kleine Prairieen. Niederlassungen der Eingeborenen. Sie halten Sklaven. Glücklichere Lage der Frauen in diesen Niederlassungen. Ihre Unterhaltungen. Das Ballspiel, und wie es von ganzen Völkerschaften gegen einander ausgeführt wird. Reges Interesse, welches die Stämme an einander kettet.**

Die Reisenden zogen am Morgen dieser großen Versammlung ihres Weges weiter, und kamen um die Mittagszeit auf einen jener schönen Wiesenplane, welche sich, von hier aus beginnend, inmitten der Wälder ausdehnen, und einzuleiten scheinen, was man später im größesten Maßstabe sehen wird, nämlich die Prairienbildung. Es liegen solche Lichtungen von der Größe eines schönen Landgutes — natürlich in sehr verschiedenen Dimensionen, von $\frac{1}{50}$ einer Quadratmeile bis zu einer ganzen Quadratmeile, d. h. ungefähr von 500 Morgen bis zu 25,000 Morgen, in den Wäldern zerstreut, beinahe immer ganz davon umringt, selten nur so, daß zwei oder mehrere Prairieen sich an einer Stelle berühren. Die kleinsten davon sind gewöhnlich der Zielpunkt eines Ansiedlers, der hier noch im Schatten des Waldes seine Hütte baut und sich ein kleines Stück von der Wiesenfläche einzäunt, jedoch jederzeit die ganze Fläche als sein Eigenthum betrachtet. Minder eigennützig sind die Eingeborenen, sie suchen sich nicht die kleinsten, sondern die ausgedehnteren Wiesenflecke aus, und auf einem solchen bildet sich dann ein Dorf. Es ist gewöhnlich eine ganze kleine Völkerschaft, oder wenigstens eine Familie, aus einem Patriarchen und 30—40 Söhnen und Enkeln zusammengesetzt, deren jeder sich sein Blockhaus baut, welches, mit den anderen in einer Doppelreihe stehend, solch' einer Anlage getreulich das Aussehen eines Dorfes in der Weichsel-Niederung giebt. Die auf einander geschichteten Bäume, nur an den Enden verbunden, sind allerdings nicht so schön und glatt behauen oder behobelt, aber sie haben doch ein ganz wohnliches Ansehen. Die Dächer sind mit Rohr gedeckt, welches bei 24 und mehr Fuß Länge die Bedachung sehr kunstlos erscheinen läßt. Querlaufende Stangen halten das Rohr und

große Steine halten die Stangen fest. Es muß schon ein sehr mächtiger Sturm sein, der ein solches Dach theilweise oder ganz zu entführen vermöchte. In diesen Dörfern kann man erst recht die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der eingeborenen Frauen kennen lernen. Weit entfernt davon, die gewonnene glückliche Lage zu mißbrauchen, benutzen sie dieselbe lediglich, um ihren Männern das Leben so bequem und angenehm zu machen, als irgend möglich; sie sind vielleicht in ihrem jetzigen Zustande noch fleißiger und thätiger als früher, aber sie sind doch nicht mehr Lastthiere, geplagte, gequälte, gemißhandelte, weit überbürdete Geschöpfe. Sie sind so thätig als sonst, aber da der Neger ihnen die schwere, eigentlich nur von Männern zu verrichtende Arbeit abnimmt, so wenden sie ihren Fleiß zur Verschönerung des Lebens an, indessen sie sonst nur das unerläßlich Nothwendige thaten, und selbst dieses nicht gehörig zu thun vermochten. Jedes Haus hat sowohl auf der vorderen, als auf der Rückseite einen Garten, in deren einem kleineren die zierlichen, duftenden Blumen, in deren anderem aber die Nahrungspflanzen gebaut werden; auch Obstbäume verschiedener Art, allerdings nur die den Tropenländern eigenthümlichen, sind hier zu finden, aber wo der Segen der Kultur sich auf das Deutlichste zeigt, das ist die Zahl der Kinder, welche um diese Hütten spielen.

In früheren Zeiten hielt man die indianischen Frauen nur für wenig fruchtbar, weil man selten mehr als zwei, nie mehr als drei Kinder bei einem Ehepaar fand; später entdeckte man, daß die Vermehrung der Familie absichtlich gehindert wurde. Die Frauen verschlossen ihren Schooß absichtlich der fernern Befruchtung, sie mußten ja bei der Wanderung neben den Häuten, welche die Decke der Hütte bildeten, neben den Stangen, die ihr zur Stütze dienten, neben den Koch- und sonstigen Geschirren auch noch die kleinen Kinder auf ihrem Rücken tragen.

Jetzt sind die Leute ansässig, jetzt braucht die Frau nicht mehr gleichzeitig die Stelle eines Tagelöhners, eines Maulthiers und einer Amme zu vertreten, jetzt sieht man zu ihren Füßen vier oder fünf kleine Kinder spielen, die erwachseneren Mädchen im Hause oder im Garten helfen, die erwachsenen Knaben sich im Pfeilschießen, im Lanzen- und Schlingenwerfen üben, oder den Vater auf die Jagd begleiten, und die Familie zählt zehn, zwölf, mitunter mehr Mitglieder, und vom Aussterben dieser angesiedelten Eingeborenen ist keine Rede mehr, wenn nicht die immer zahlreicher herandringenden Bewohner der Union sie durch die Branntweinpest, oder durch die Pocken, oder durch eine andere verderbliche Seuche, welche sie gewöhnlich mit sich zu bringen pflegen, dennoch aufreiben.

Die Männer sind noch immer der Meinung, arbeiten sei eine große Schande, daher sie eigentlich fortwährend dem Müssiggange nachgehen, oder die Jagd in den benachbarten Wäldern treiben. Sie haben eine äußerst glückliche, der des Italieners sich nähernde Natur; sie können mit großem Anstande Nichtsthun, Tage lang Nichtsthun, doch den verwunderten Reisenden Glauben machen, daß sie sich in tiefen Meditationen befänden. Sie haben auch unzweifelhaft keine Langeweile, auch sagt ihr leuchtender Blick, daß sie nicht schlafen, überdies auch haben sie zunächst nach der Neigung zum Nichtsthun eine sehr große Neigung zum Spielen, und diese nimmt sie mit Leib und Leben in Anspruch, und zwar ist es das Ballspiel, oder das Ringspiel, welches mit einer wahren Leidenschaft von ihnen gehandhabt wird. Täglich kann man sie unter einander Ballschlagen sehen; sobald die Lichtung, oder die natürliche, nicht durch einen Brand hervorgebrachte, freie Waldstrecke es irgend gestattet, wird ein großer freier Raum zu diesem Behuf abgesteckt und er bleibt für immer von der Kultur ausgeschlossen. Der Ball ist sehr groß, ist von Leder mit Haaren ausgestopft, bei manchen Völkern ist er auch aus der Blase eines Thieres, welche zuerst aufgeblasen, sehr fest verbunden, und dann so zusammengeschnürt wird, daß die Luft wohl um ein Drittel ihres Umfanges eingeengt, eine Elasticität gewinnt, welche ganz außerordentlich ist.

Zugleich mit dem Comprimiren der in der Blase enthaltenen Luft bezweckt das Schnüren die Erlangung einer regelmäßigen Kugelform, nun erst wird eine Hülle von Rehleder darum gespannt, und so fest angezogen, daß sie die eigentliche Hülle des Balles zu sein scheint und nirgends sich ein Fältchen zeigt. Die Ballspieleuden gehen dabei vollständig unbekleidet. Sie haben nicht einmal Sandalen oder Mokassin's an den Füßen, nur ein kleiner Schurz geht ihnen von den Hüften zwischen den Beinen hindurch und dieser endet hinten aufwärts gebogen in einem langen rothgefärbten Pferdehaarschweif, welcher durch dieselbe Schnur aufrecht gehalten ist, die den Schurz vorne trägt.

An Stelle eines Raketts haben die Spielenden zwei Stäbe, jeder in einen Ring auslaufend, so groß, daß der Ball bequem darauf ruhen kann, nicht groß genug, um den aufgefangenen Ball hindurchfallen zu lassen. Den Ball zwischen die Ringe der beiden Stöcke zu fassen und in das freundliche Lager zu werfen, gilt für das Hauptkunststück. Jeder Knabe fängt schon früh genug an, sich mit seinen Altersgenossen darin zu üben, und so kann man auch von Männern gespielt, diese Unterhaltung sich täglich wiederholen sehen; aber hauptsächlich interessant wird das Spiel, wenn zwei Dorfschaften mit einander in Wettkampf treten. Es verabreden zwei

im Ballspiel ganz geübte Männer Tag und Ort des Zusammentreffes zu diesem Spiele und wenn dieses geschehen, sendet ein Jeder Werber aus, um für sich Theilnehmer zu sammeln. Auf phantastisch geschmückten Pferden, selbst bunt bemalt, mit Federn, Bändern, Blumen, Thierhäuten wunderlich genug verziert, ziehen sie aus, um die benachbarten Freunde zusammen zu rufen. Ein bunt bemalter Ballstab mit einem Ringe wird vorgezeigt als die Waffe des Herausforderers, und Diejenigen, welche sich anschließen wollen, haben nichts weiter zu thun, als diesen Stab zu berühren. Hiemit ist die Zusage gegeben, welche unverbrüchlich gehalten wird, und von welcher nicht einmal der Tod dispensirt, denn falls dieser eingetreten wäre, müßte selbst der Leichnam noch auf den Versammlungsort der Spieler gebracht werden.

In der Zeit bis zum eigentlichen Feste beschäftigen sich die Männer fast ausschließlich mit dem Ballspiel, um sich in gehörige Uebung zu bringen, die Frauen aber bereiten haltbare Lebensmittel vor, besonders Gebäck mancher Art, was sie vortrefflich zu machen wissen; so nehmen sie z. B. an Stelle des Wassers den aus Zuckerrohr gewonnenen Saft, wodurch eine reichliche, vielleicht überflüssige Süßigkeit erzeugt wird.

Naht nun der große Tag, so brechen alle Diejenigen, die sich verpflichtet haben, mit ihren ganzen Familien auf und gelangen immer noch am Vorabende des Festes auf die Prairie welche zur Ausführung des Wettkampfes bestimmt ist. Hier richten sich zuerst die Familien ein, die leichten Zelte werden aufgeschlagen, es wird gekocht und gebraten, es wird geschwelgt in den mitgebrachten Genüssen, dabei wird aber keineswegs vergessen, was der eigentliche Zweck des Hierseins ist, und die Aeltesten der Stämme beschäftigen sich damit, das Spiel zu ordnen. Ungefähr 250 Schritt von einander werden aus leichten Stangen zwei Thore errichtet, ein jedes aus zwei senkrechten und einer in 18 Fuß Höhe querüber wagerecht liegenden Stange bestehend. Die Thore stehen einander vollkommen gerade und wohlgemessen gegenüber. Zwischen beiden liegt der Kampf- oder Spielplatz; die Lager sind außerhalb dieser beiden Pforten, das eine Lager gehört dem einen, das andere Lager dem andern der beiden Herausforderer.

Wenn Alles so geordnet ist, und wenn auch die unparteiischen Richter ernannt worden sind, setzt man die verschiedenen Preise fest, ein Jeder bringt sein Scherflein dazu; die siegreiche Parthei gewinnt Alles. Nunmehr beginnt eine Procession durch die beiden Lager. Sämmtliche Spielenden behängt mit dem, was sie als Preis ausgesetzt, wandern Paarweise unter lautem Jubeln, Schreien, Singen, durch die beiden Lager, und

da die Frauen sich ihnen anschließen, die Kinder aber den Zug jubilirend umschwärmen, so giebt es eigentlich gar keine Zuschauer als etwa die Kampfrichter, welche mit unbesiegbarem Ernst zwischen den beiden Grenzmarken sitzen, und dem großen Geiste zu Ehren mächtige Dampfwolken eines übermäßig starken Tabaks aus ihren Pfeifen blasen. So geht es die ganze Nacht hindurch; an Schlaf wird nicht gedacht, auch die Frauen tanzen immerfort, bald die eine Gruppe, bald die andere, was für die Länge der Zeit allenfalls ermüdend sein mag, indessen doch nicht zu vergleichen ist mit dem, was unsere europäischen Damen in einer Ballnacht leisten. Das Tanzen der Indianerinnen besteht nämlich in einer Polonaise auf demselben Fleck, sie stehen in zwei Reihen hinter einander, bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß, als ob sie gehen wollten, sie kommen jedoch nicht um einen Schritt vorwärts, sondern sie bleiben fest auf der nämlichen Stelle stehen, wobei sie mit dem ganzen Körper sich langsam hin- und herwiegen.

Wenn der Morgen graut, eilt Alles zu seinen Hütten, um sich an einem guten Frühstück zu laben, dann stellen sich die beiden Parteien mit ihren Ringstäben einander gegenüber auf, ein Unparteiischer wirft aus der Mitte den Ball mit großer Kraft und Geschicklichkeit senkrecht in die Höhe, und alsbald stürzen mit wüthenden Sprüngen die Kämpfer nach der Mitte, um den Ball aufzufangen. Eines Jeden Bestreben ist, den Ball durch die Pforte zu werfen, welche zu ihrem Lager gehört. Da aber ein Jeder dieses Bestreben hat, so kann man sich denken, in welcher wilden Weise die Leute über einander herfallen, stürzen, aufspringen, immer in der Absicht den Ball zu fangen, und ihn nach der geeigneten Seite zu werfen, wobei natürlich ein jeder Einzelne hundert Mal um seinen Sieg betrogen wird, denn in dem Augenblick, wo er glaubt dem Balle die Richtung gegeben zu haben, hat ein Anderer ihn nach der entgegengesetzten Seite geschleudert. Erst, wenn es Jemandem gelingt, denselben mit den beiden Ringen seiner Stöcke zu fassen und zu werfen, kann er seine Absicht erreichen, aber auch da muß er sehr gut zielen, denn der Ball darf weder rechts noch links vorbei, noch über die Pforte hinwegfliegen, sondern er muß durch sie hindurch passiren, wenn es Giltigkeit haben soll.

Die unparteiischen Richter zählen nun, wie oft dieses gelingt, und diejenige Partei, welche zuerst den Ball hundert Mal durch ihre Pforte gebracht hat, ist die siegende, und ihr wird alsbald die ganze Masse der Gewinne ausgeliefert, und dieselben werden vollkommen unparteiisch unter alle Theilnehmer und zwar immer nach Maßgabe des Einsatzes getheilt.

Diese Spiele erhalten die Leute in einem steten Verkehr unter einander, und daher kommt es, daß fast sämmtliche Mitglieder eines Stammes, der vielleicht in 20 und mehr Ortschaften vertheilt, noch 1500 Männer zählt, (bei diesen Leuten werden noch bis auf die jetzige Stunde nur die Männer gezählt, nicht Frauen und Kinder, deren Zahl man mithin nur annäherungsweise errathen kann) sich kennen, bei Namen kennen, von ihren Eigenschaften, Geschicklichkeiten, ihrem Muth, ihren Thaten zu reden wissen, was denn allerdings geeignet ist, die Freundschaft und das Interesse der Stämme für einander rege zu erhalten.

## XI.

**Doctor Hävele wird verliebt und bewirbt sich um die Tochter eines Indianischen Häuptlings, macht seine theologischen Studien geltend und denkt an Accidenzien. Hävele's große Tapferkeit mit dem Munde. Wie sich die Klosterzöglinge in Tübingen in den Waffen üben. Bärenmäßige Armatur Hävele's.**

Die Gesellschaft hatte an diesem Orte einen Ruhepunkt gemacht und der Reverend Doctor Hävele, wie die amerikanische Titelsucht den verlaufenen würtembergischen Studenten noch immer nannte, hatte sich die Ruhezeit zu Nutze gemacht, um unter den Schönen des Dorfes sich die schönste auszusuchen und ihr und ihren Eltern zu erklären, daß er sie zur Gattin begehre.

Ein solches Bündniß hat selbst unter den halb civilisirten Indianern keine Schwierigkeiten; die Einwilligung wird sofort gegeben, wenn der Bewerber eine Frau ernähren kann, das Uebrige ist nachher ihre Sache. Aber um eine Frau ernähren zu können, bedarf es in Amerika eines bedeutenden Kapitals von einem Gegenstande, über welchen nicht Jedermann Herr ist, dieser Gegenstand ist der Muth; Geld und Geldeswerth kommt unter den Natursöhnen wenig in Betracht. Die Fähigkeit den grauen, oder wenigstens den schwarzen Bären zu besiegen, ist dasjenige, was man von dem Bewerber um die Tochter verlangt.

Ist der Bewerber ein bekannter Krieger, ein geübter Jäger, so ist bei der ersten Ansprache die Sache abgemacht. Es kommt den Eltern gar nicht in den Sinn, Nein zu sagen, und zwar um so weniger, als in der

Regel die Bewerbung immer dann ausgesprochen wird, wenn die beiden jungen Leute mit einander einig sind. Von demjenigen aber, welcher den Eltern nicht bekannt ist als ein tapferer Mann, wird eine kleine Probe verlangt, eine Probe seines Muthes, und es kommt ganz auf ihn an, wie schwer oder wie leicht diese Probe ausfallen soll. Viele Menschen haben das seltene Geschick sich tapfer zu stellen, ohne es zu sein, dies hat in der Regel bei den Bewohnern der Union keinen Erfolg; sie wissen das Richtige so vollkommen gut von dem Falschen zu unterscheiden, daß eine Täuschung durchaus nicht leicht ist. Es hatte beinahe den Anschein, als habe der Vater der jungen Schönen bei dem ersten Anblick des Herrn Studiosus errathen, wie wenig derselbe den Anforderungen entspreche, welche nach den Begriffen der Indianer an einen Ehestandskandidaten gemacht werden könnten, daher forderte er ihn auf einen Beweis zu liefern, daß er fähig sei, eine Frau zu ernähren.

Der Reverend Hävele erklärte, dergleichen unterliege keiner Schwierigkeit. Er sei ein promovirter Doctor, der könne überall eine Gemeinde bilden und derselben als Rector vorstehen, er könne eine Schule anlegen und sich Abgaben von seinen Untergebenen zahlen lassen, er rechnete ihm vor, was er an Gehalt und was er an Accidenzien einzuziehen habe, und da es bei den Eingeborenen Sitte ist, nicht zu unterbrechen, so fehlte es dem tapfern Redner durchaus nicht an Zeit, alle seine Eigenschaften in's glänzendste Licht zu setzen.

Als Hävele mit Allem fertig war, sich im Reden erschöpft hatte und nach Luft schnappte, sagte der Indianer: „Gut! dieses scheinen, wie Du sagst, sehr vortreffliche Eigenschaften, und obwohl ich weiß, daß die Blaßgesichter zwei Zungen haben, so will ich doch glauben, was Du sagst; aber siehe, Freund, alle diese höchst werthvollen Eigenschaften haben nur bei Euch Werth, nicht bei uns, wo man weder Prediger hat noch braucht, und wo der Mann nur das werth ist, was er leistet. Siehe, Du hast hier Bärenfleisch gegessen, Du weißt, daß dasselbe sehr vortrefflich und sehr nahrhaft ist; aber dieser Bär läßt sich nicht mit einer Schlinge aus den Haaren eines Mustang fangen, wie ein Prairiehund. Man muß Mann an Mann mit ihm gehen. Ist es Dir Ernst, um meine Tochter zu freien, so komm mit mir, wir wollen sehen, daß wir uns einen Bären verschaffen. Zwei können das auch besser als Einer, und es wird zweckmäßig sein, wenn wir es bald thun, denn soviel ich weiß, wollt Ihr bald mit einander aufbrechen."

Hävele hörte diese Zumuthung nicht mit dem besonderen Vergnügen, welches wohl ein tapferer Mann empfunden hätte, wäre es ihm darauf

angekommen, seiner Geliebten zu zeigen, daß er ihrer würdig sei, allein er machte gute Miene zum bösen Spiele und erklärte sich unter vielen Prahlereien bereit, die verlangte Probe abzulegen; er war ja im Norden gewesen, wo die grauen Bären bei weitem wilder und blutdürstiger sind, und er hatte sie jeden Tag aufgesucht und war jeden Tag mit neuer Beute beladen zu den Seinen zurückgekehrt zu ihrer höchsten Verwunderung; denn immer waren sie in der Besorgniß um ihn, daß er bei seiner fabelhaften Verwegenheit doch einmal zwischen zweie gerathen und dann ein schreckliches Ende finden könnte.

„Gut," sprach der Indianer, „so laß uns gehen und wir werden ja sehen."

Gerne wäre der tapfere Studiosus seines Wortes quitt gewesen, allein das war doch nicht so leicht, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte; es hatten zu viele der Anwesenden die Prahlereien gehört, und wollte er nicht ein steter Gegenstand ihres Spottes bleiben, so mußte er, um seinen Muth zu beweisen, schon ein Uebriges thun, nicht mehr allein mit dem Munde kämpfen, sondern auch einmal wirklich eine Waffe zu führen versuchen.

Dies ist nun für einen Zögling des Stiftes Tübingen ein eigenes Ding; ein solcher darf nicht Waffen führen, ja, wenn man nur sieht, daß er ein Rapier schwingt, daß ein Rapier in seinem Besitz ist, daß er damit fechten lernt, so ist dieses schon genug, um ihn unfähig zu machen den Studien weiter obzuliegen, er wird ohne Gnade und Barmherzigkeit relegirt.

Auf seinem Marsch aus dem südlichen nach dem nördlichen Deutschland hatte er auch weder schießen noch schlagen gelernt, und obwohl den Landgeistlichen in Norddeutschland nicht nur keineswegs verboten ist ein Schießgewehr zu führen, sondern diese Herren, ganz unbeschadet ihrer geistlichen Würde und ohne im Geringsten in der Achtung ihrer Gemeinde zu verlieren, geübte Jäger sind und zu den besten Schützen gezählt werden, so hatte doch auch bei diesen der tapfere Studiosus die Waffen nicht führen gelernt, ja es ist zweifelhaft, ob er sie überhaupt in irgend einer Weise zu benutzen verstand, obschon es ihm gefiel, eine Doppelbüchse auf der Schulter und mehrere Drehpistolen im Gürtel zu tragen.

Die anwesenden Freunde stimmten sofort dem Vorschlage ihres Wirthes bei und sagten, sie wollten Zeugen sein von seinem Muthe, denn man müsse immer wissen, ob man sich auf einen Kameraden verlassen könne; im Uebrigen hätten sie schon seiner Landsmannschaft wegen gar keinen Zweifel in seine Tapferkeit, und Reiher, einer der Deutschen, welche die Reise mitmachten, citirte eine von Uhland versificirte Anekdote, wo ein

deutscher Ritter während der Kreuzzüge in Kleinasien einen feindlichen, wohlgewaffneten Mann vom Helm bis auf den Sattelknopf gespalten habe, so daß die beiden Hälften rechts und links von dem befreiten Pferde gefallen seien. Der Kaiser, welcher dies gesehen, habe erstaunt seiner Begleitung zugerufen: „Was sind das für Streiche!" worauf der Ritter erwiedert:

„Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie nur die Schwabenstreiche."

---

## XII.

**Häbele's Gewandtheit. Die Flinte als Springstange. Schwabenstreiche. Ein sehr hungriger Bär, welcher grüne Zweigspitzen frißt. Schreckliches Abenteuer mit demselben. Der verrätherische Wilde läßt den unglücklichen Theologen in der Todesgefahr stecken, auch die übrigen Jagdgenossen bleiben feige und unthätig zurück.**

Der lustige Zug brach auf, es mochten wohl zehn Theilnehmer sein; sie Alle wußten, was zu einer Jagd gehört, lautloses, geräuschloses Aufsuchen des Wildes und eine gute Büchse, geführt von einem sichern Auge und einer sichern Hand. Das erste Erforderniß schien der Stiftler nicht zu kennen, denn er war sehr laut, er wollte sich offenbar in eine Courage hineinreden, welche er nicht hatte. Er prampirte unaufhörlich, erzählte die Abenteuer, welche er nicht erlebt, die Großthaten, welche er nicht verübt, und erhielt die Gesellschaft in fortwährendem Lachen. Auch um seine Gewandtheit zu zeigen, that er manchen kühnen Sprung über Stock und Stein, und wo Andere gelassen durch einen Sumpf oder einen Graben gingen, weil ihre guten Stiefeln ein wenig Naßwerden nicht zu scheuen brauchten, da nahm er einen gewaltigen Anlauf und sprang hinüber wie ein Hirsch — versicherte er, die Anderen aber meinten ungeschickt genug. Als die Gesellschaft an ein Bächlein kam, welches zu breit war, um mit Bequemlichkeit übersprungen zu werden, da benutzte er sein Doppelgewehr als Springstange. Er hatte etwas von diesem Dinge gehört, nahm daher die Mündung der Flinte in die Hand, setzte den Kolben in das Wasser und kam glücklich an das andere Ufer, aber ach, der gute Schwabe hatte nicht bedacht, daß Wasser naß macht; die beiden Schlösser des Gewehres waren tief genug und lange genug eingetaucht gewesen, um für den ersten Augenblick das Gewehr gänzlich unbrauchbar zu machen.

Natürlich wurde viel auf Kosten des Reverend Doctor Hävele gelacht und es mußte angehalten werden, bis sein Gewehr getrocknet, sauber abgewischt, mit neuen Zündhütchen versehen war, wobei ihm Marshal und Reiher eine schöne Vorlesung hielten über die andere Seite der Schwabenstreiche, nicht diejenige, welche Uhland beleuchtet, sondern diejenige, welche im Munde des Volkes lebt und nichts sagen will, als daß die guten Leute handeln und sprechen ohne nachzudenken, wiewohl sie sich zum letzteren genügend Zeit zu lassen scheinen.

Der Indianer war ohne alle satyrischen Bemerkungen ruhig und still beobachtend seines Weges gegangen, aber bei diesem glücklichen Zeichen von dem Genie seines künftigen Schwiegersohnes konnte er sich doch eines leisen Kopfschüttelns nicht enthalten.

Die Gesellschaft näherte sich dem Rande der kleinen Prairie, auf welcher das Indianerdorf stand, es sollte nun in den Wald gehen. Dabei wurde die Jagdgesellschaft in eine Linie gebracht, Jeder vom Andern ungefähr 300 Schritt weit entfernt, was für eine Jagdparthie etwa doppelte Schußweite sein mochte, so daß zwischen zweien Jägern kein Thier hindurchgehen konnte, ohne möglicherweise geschossen zu werden. Hävele hatte hierbei den rechten Flügel und der nächste an ihm war sein künftiger Schwiegervater. Hävele hatte sich diesen Platz ausgewählt, weil er der gefährlichste war, wie er sagte, eigentlich aber, weil es der einzige war, wo er nicht von zwei Spöttern zugleich, wo er nicht von beiden Seiten beobachtet werden konnte.

In dieser Anordnung ging es langsam auf den Wald zu; jetzt mußte auch Hävele schweigen, wenn er nicht sich selbst die Ohren vollschreien wollte, und ein Anderer konnte ihn nicht hören, daher ging Alles in der Weise ab, wie es bei solcher Jagdparthie nöthig ist, nur ein kleiner Schreck wurde Hävele bereitet, bevor man den Wald erreichte. Es sprang einer jener schönen, großen Prairiehasen unmittelbar vor Hävele auf und dieser schrie laut auf, als er dies Ungeheuer sah, legte aber dann sein Gewehr an, um zu schießen, woran er nur durch die aufgehobene Hand seines Nachbarn gehindert wurde. Reiher lachte innerlich und dachte an die Abenteuer der sieben Schwaben und frug auch bei der spätern Zusammenkunft, ob er das davonlaufende Ungeheuer etwa für den berühmten Seehasen angesehen hätte, auf welches seine lieben Landsleute mit einem zwanzig Ellen langen Speer losgegangen seien, und Marshal erklärte, noch nicht recht zu wissen, ob er der Knöpfle's-Schwab, oder der Blitz-Schwab, oder gar der Nestel-Schwab sei, welcher immer die Hosen mit einer Hand

habe halten müssen, da ihm nach und nach alle Restle oder Haken abgegangen seien bis auf einen.

Dies Alles kam erst nach dem großen Abenteuer zur Sprache, welches der Reverend Hävele zu bestehen hatte. Zu seinem nicht geringen Schrecken sah er nämlich, noch ehe sie in den Wald traten, einen entsetzlichen, grauen Bären in einem Gebüsch stehen. Das Ungeheuer hatte sich aufgerichtet und hatte viel über Manneslänge. Sein zottiges Fell scheuerte sich an jedem Zweige, den es an der Krone des Gebüsches abfraß; das Unthier mußte daher von entsetzlichem Hunger geplagt sein und er fühlte mit Recht eine tiefe Beklemmung über das, was ihm bevorstand — den wüthenden Hunger des riesigen Bären zu stillen.

Die Neigung laut zu sein und sich bemerklich zu machen, war ihm plötzlich vergangen. Er schwieg still wie ein Mäuschen und rückte immer näher an seinen Schwiegervater in spe, von diesem hoffend, daß er ihn stützen und beschützen werde. Aber der alte Mann verstand in Jagdangelegenheiten keinen Spaß, er wies ihn fortwährend zurück in seine Distance und verlangte durchaus, daß er auf das Gebüsch zugehen sollte.

Die Zumuthung war zu schwer für Hävele; er weigerte sich dessen, bis der Indianer zu ihm herankam und ihn vorwärts trieb, und als der edle Schwabe ihm das Ungeheuer zeigte, mit dem Kopfe nickte und immerfort Zeichen machte, daß er gerade darauf zugehen solle.

Hävele gewann eine gewisse Zuversicht dadurch, daß der Indianer schußbereit neben ihm stand, aber doch konnte er das heftigste Zittern nicht unterdrücken. Ein paar Mal legte er auf den Bären an, immer wurde er aber mit entschiedenem Unwillen am Schießen gehindert. Der alte Mann wollte durchaus haben, daß er näher rücken solle. Endlich faßte sich der tapfere Mann ein Herz und dachte, so wie die Bestie mich anfällt, wird doch wohl mein Schwiegervater schießen, er wird doch kein Narr sein und sich einen ordentlichen Schwiegersohn entgehen lassen, heirathslustige Männer sind heutigen Tages etwas Seltenes (und was hätte der gute Mann erst jetzt gesagt, jetzt, wo man Reifröcke trägt, die damals noch nicht nothwendig waren, wo man 45 Ellen Seidenzeug zu einem eleganten Kleide braucht, indeß man damals noch mit 15 auskam). So in diesem Bewußtsein des Werthes und in der ziemlichen Gewißheit, gut genug davon zu kommen, ging Hävele auf das Gebüsch los; aber ach, der Arme, es kam anders, als er geglaubt. Kaum hatte er sich dem scheußlichen Thiere so weit genähert, daß er von demselben bemerkt wurde, als es mit unerhörter Wuth, mit weit aufgerissenem, blutigem Rachen und vorgestreckten Krallen auf ihn zusprang. Der Reverend Hävele vermochte nichts Anderes zu

thun, als laut schreiend den Abendsegen zu sprechen, seine Flinte fortzuwerfen, seinen Hut und Jagdtasche gleichfalls, in der Erwartung, das blutdürstige Ungeheuer werde sich mit diesen Sachen amüsiren und ihm Zeit zur Flucht lassen, in welcher Zeit denn auch sein Schwiegervater der Bestie den Garaus machen konnte.

Ja, Schwiegervater! rechne nur einer auf seine Verwandten; der abscheuliche Mensch sah dem drohenden Unglück unthätig zu, that nichts zur Rettung seines Schwiegersohnes; dieser wurde niedergeworfen und auf die grausamste Weise gemißhandelt. Die Bestie stieß ihn immerfort mit der Schnauze und mit jedem neuen Stoße fühlte er die Rippen krachen auf eine völlig unanständige Weise. Mitleidslos sah der Wilde zu, mitleidslos die Freunde, die herbeigekommen waren, und es nicht der Mühe werth hielten, einen Schuß Pulver daran zu wenden, um ihm das Leben zu retten.

---

## XIII.

**Hävele, schwer verletzt, wird von seinen schlechten Freunden nach dem Dorfe zurückgetragen. Sonderbares Benehmen seiner Freunde und des Vaters seiner Braut. Die Expedition zieht weiter. Präriehunde und deren reichbevölkerte Städt. Ihre Lebensweise, Freundschaft mit den Höhleneulen und Klapperschlangen.**

Ach! die armen, die unschuldigen Freunde; abgesehen davon, daß bei den wüthenden Sprüngen des Bären und bei dem Hin- und Herwälzen des Gemißhandelten kein Schuß gewagt werden durfte ohne gleichzeitig das Leben des Reverenden Hävele auf's Spiel zu setzen — abgesehen hiervon, konnten die Armen wirklich nicht schießen, weil sie sämmtlich von einem fürchterlichen Lachkrampf befallen waren.

Es war der große Apallaschebock, welcher stolz die Schafheerde des Indianers zu führen und sie gegen jede Unbill zu vertheidigen gewohnt war. Er wußte sehr gut den Indianer vom Amerikaner zu unterscheiden, und während er den Ersteren unangetastet mitten durch seine Heerde gehen ließ, befehdete er einen jeden Andern. Der Indianer hatte wiederholt auf das Thier zeigend, dem Tübinger gesagt, was es sei, aber freilich nicht auf schwäbisch, wo dieses Ding „Ae Geisbock" genannt wird, sondern auf englisch, bis zu welcher Sprache Hävele sich noch nicht in solcher Ausdehnung erhoben hatte, daß er den ihm fremden Kunstausdruck verstanden.

Da lag der Unglückliche, zerbeult und zerstoßen in solcher Art, daß er selbst allen ihn lachend Umstehenden zum Gegenstande des Mitleids wurde. Der Wilde ging auf den Bock zu, faßte ihn bei einem Horne und bei einem Ohr und führte ihn von seiner Beute ab; Hävele jedoch war außer Stande sich zu erheben, er erklärte sich für zu sehr maltraitirt; die Jagdgenossen hielten ihre Flinten Paarweise neben einander, so daß immer zwei Männer eine solche an beiden Enden gefaßt hatten, und auf diese ziemlich kunstlose Tragebahre gelegt, wurde er zum Dorfe zurückgebracht.

O, der Arme, wie war er gepeinigt durch die Schmerzen, welche ihm der Bock verursacht hatte, und wie durch den Spott, mit welchem seine Freunde ihn überschütteten. Jede erdenkliche Stichelei, jedes satyrische Lob seiner Tapferkeit, seiner guten Haltung wurde an ihm verschwendet, um ihn recht hart und schmerzlich fühlen zu lassen, in welchem Grade er den Hohn seiner Freunde auf sich geladen, und dennoch schien er keineswegs geneigt, seine Bewerbung aufzugeben; denn als er sich erst wieder rühren konnte, trat er entschieden wieder als Bewerber um die Hand der schönen Tochter auf, und es lag nur an ihr, daß sie ein Glück verscherzte, dessen sie vielleicht gar nicht werth war, aber wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen, und wenn das Fräulein eine alte Jungfer geworden sein sollte, so würde dieses Unglück sie sich gänzlich selbst zuzuschreiben gehabt haben; denn am Ende kann man von einem Bräutigam nicht mehr verlangen, als daß er sich von einem groben Bock krumm und lahm stoßen und schließlich noch braun und blau prügeln läßt, lediglich, weil ein nächtlicher Besuch bei der Tochter unternommen wird.

Die Gesellschaft ging nun ihres Weges weiter, immer längs des Canadian aufwärts, bis sie in die Gegend kam, welche die Comanchen bewohnen. Hier fangen schon Büffelheerden an; diese schönen Thiere zeigen sich in nicht unbedeutenden Mengen, noch aber sind es nicht jene großen Heerden, welche zahlreichen Völkerschaften der Indianer die Existenz sichern und leider von ihnen vertilgt werden, solchergestalt, daß sie sich nach und nach selbst der Hülfsmittel berauben, vermöge deren allein sie noch bestehen können. Hier ist auch die berühmt gewordene Gegend der Hundestädte, eine wirkliche Merkwürdigkeit der großen, sandigen Ebene wiewohl man zuerst sagen muß, daß von Hunden gar keine Rede ist, sondern nur von kleinen Murmelthieren, welche um ein Geringes größer sind, als unsre Eichhörnchen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Name dieser Thiere lediglich von dem Tone herrührt, welchen sie bei ihren munteren Bewegungen von sich geben; es ist nämlich das scharfe, schneidende Bellen eines kleinen Schooßhündchens, außer diesem findet aber nicht die geringste

Aehnlichkeit mit einem Hunde statt; denn es sind pflanzenfressende Thiere, sie haben das Gebiß der Nagethiere, sie nehmen ihr Futter gleich den Eichkätzchen in die Vorderpfötchen, mit denen sie es zum Munde bringen, während sie auf den Hinterbeinen mit aufgerichtetem Körper sitzen.

Es ist sehr interessant, diese zierlichen Thiere zu beobachten, aber es ist schwierig, dieses zu thun; denn obschon sie mit zweien entsetzlichen Feinden friedlich vereint leben, so sind sie doch gegen den Menschen über alle Erwartung scheu, was um so mehr in Verwunderung setzen muß, als sie von denselben durchaus nicht verfolgt werden, nicht eben aus übermenschlicher Nachsicht und Güte, sondern, weil sie zu unbedeutend sind, zu klein, um aus bedeutender Entfernung mit einer Kugel getroffen zu werden, und zu scheu, um eine Annäherung bis auf Schrotschußweite zu gestatten.

Da, wo diese Thierchen sich angesiedelt haben, sieht man ihre Wohnungen oft zu vielen, vielen Tausenden die Ebene bedecken. Es sind fleißige Gräber, sie wohnen weit unter der Erde und ihre Höhlen sind so tief, und wie es scheint, so weitläuftig, daß sie nicht unbedeutende Mengen von Erde oder Sand aus denselben herausholen und zu kleinen Hügeln aufhäufen, deren jeder eine tüchtige Wagenladung enthalten mag; denn manche sind bei vollkommener Kegelgestalt wohl 5 Fuß hoch und 10 Fuß an der Basis breit, woraus sich auf einen Kubikinhalt von mehreren hundert Fuß schließen läßt. Die Thiere sind, wie es scheint, ungemein gesellig. Wenn einzelne Reisende sich einem Paar ohne Aufsehen so weit nähern können, daß sie dieselben mit einem mäßig vergrößernden Fernrohr, was also ein großes Feld hat, beobachten, so können sie zu dem Gedanken verführt werden, ganz vernünftige Wesen vor sich zu sehen. Zwei solche kleine Schelme sitzen vor der Thür ihrer Wohnung, sie bellen einander an, da geht der eine zu dem andern und setzt sich mit ihm vor dessen Thür und unterhält sich mit ihm in allerlei Lauten, welche bald ein Knurren, bald ein Bellen, ein Winseln, ein Pfeifen sind, so daß man unzweifelhaft sieht, sie wollen sich irgend etwas mittheilen. Auf einmal spazieren Beide mit einander, man möchte fast sagen Arm in Arm weiter, sie besuchen Beide einen Dritten, den sie irgendwo sehen — keinesweges den nächsten Nachbar, denn sie gehen an fünf bis zehn Hügeln vorbei. Hier unterhalten sie sich wieder auf die vorige Weise, es kommt auch wohl die Hausfrau aus der Wohnung herauf. Nun machen sie Alle zusammen einen Besuch bei einer anderen Familie, endlich aber geht ein Jeder nach Hause und zwar begleitet einer den andern bis zur eigenen Wohnung. Das ist nun nicht eine Scene, welche einzeln vorkommt, sondern man sieht die ganze Steppe

wimmeln von den munteren Thieren, welche Alle sich auf die nämliche Weise gegen einander zeigen. Mehrere kleine Gesellschaften begegnen sich, indem sich ihre Wege kreuzen. Sie begrüßen sich, sie machen Männerchen neben einander, man möchte behaupten, sie erkundigen sich nach dem gegenseitigen Wohlbefinden und lassen freundliche Grüße ausrichten an die liebenswürdige Hausfrau und die befreundete Familie, darauf setzt eine jede Parthie ihren Weg fort. Wenn Büffel mitten durch ihre Städte wandern, so kümmern sie sich gar nicht um dieselben, aber wenn ein Mensch sich in solcher Nähe zeigt, daß möglicherweise eine, auf blindes Glück abgeschossene Kugel bis zu ihnen gelangen könnte, so hört man selbst in solcher Entfernung einen gellenden Pfiff, der sich vielfach wiederholt, und auf den als ein gegebenes Signal für eine drohende Gefahr, sich Alle sofort verbergen welche diesen Ton hören.

Bei dieser Scheu muß man sich höchlichst verwundern, daß die Höhlen-Eule, die nur von diesem Thierchen lebt, und daß eine Klapperschlange von mehr als 6 Fuß Länge, gleichfalls auf sie angewiesen, mitten unter ihnen wohnt. Es hat sich daher auch die wunderliche Idee von der zärtlichen Freundschaft unter diesen dreien Thieren ausgebildet, welche auf so gutem Grunde beruht, wie die Freundschaft des Rhinoceros mit dem Tiger. Man sagt nämlich, daß Klapperschlangen und Prairiehunde, oder Ohreulen und diese letzteren in einer und derselben Höhle wohnen, woran allerdings kein wahres Wort ist. Noch etwas Anderes fällt dem Reisenden auf, wenn er die Städte dieser zierlichen Thiere betritt. Sie leben von Pflanzen und haben sich doch angesiedelt in einer baum- und pflanzenleeren Gegend, in welcher sie nichts für ihren Schnabel finden, das eine so zahlreiche Versammlung rechtfertigte, und gerade da, wo sie sich ansiedeln, ist auch niemals Wasser vorhanden. Vielleicht suchen sie sich solche Gegenden mit Rücksicht auf die Anlagen ihrer Wohnungen auf, die allerdings sehr trocken sein müssen; wo sie aber etwas herbekommen, um ihren Durst zu löschen, ist gar nicht zu begreifen, man müßte denn annehmen, daß sie sich Wege bis zum Grundwasser bahnten, und hierzu würden wenigstens 100 Fuß Tiefe, also bei der erforderlichen Böschung 3—400 Fuß Länge nöthig sein. Vielleicht genügt ihnen der starke Thau, welcher auf all' diesen dünnen Halmen liegt, welche diese Steppe mit einem dürftigen Graulich-Grün bekleiden. Die Winterszeit bringt diesen Gegenden einen bedeutenden Frost; um diesem zu entgehen, ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, welche sie sorgfältig mit Erde verschließen, um der kalten Luft den Eintritt zu verwehren. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß sie von den überaus dürftigen Hälmchen sich einen Wintervorrath sam-

meln, so müssen sie wohl einen Winterschlaf halten gleich den Murmelthieren, zu denen sie gehören.

---

## XIV.

**Die Comanchen. Verträge der Anglo-Amerikaner mit ihnen. Vertilgung durch die weißen Eindringlinge. Principielles Schlachten und Morden derselben. Außerordentliche Geschicklichkeit der Reiter und der Pferde. Kühnheit bei der Büffeljagd. Fang und Zähmung der wilden Pferde oder Mustangs.**

Immer weiter ziehend, gewahrte die Gesellschaft eines schönen Morgens auf einem Hügel etwas Kugelrundes, das anfänglich für einen runden Stein gehalten wurde, das sich jedoch bei der Betrachtung durch das Fernrohr als der Kopf eines Indianers auswies. Derselbe lag auf der den Reisenden abgekehrten Hügelseite und sah nur mit dem Kopfe vorsichtig über den Rand, unzweifelhaft in der Absicht, die Reisenden zu beobachten. Schwerlich hatte derselbe eine Ahnung von der Hilfe, welche ein Fernrohr gewährt, und er glaubte sich durch die große Strecke, welche ihn von diesen trennte, gegen Entdeckung gesichert. Bill Spaniard, der Halbindianer, dessen scharfes Auge den fernen Punkt entdeckt und die Betrachtung durch das Rohr veranlaßt hatte, erklärte, als er dasselbe eine kurze Zeit gebraucht, den Kopf für den eines Comanchen, was ein Kundiger sehr wohl vermag, da diese Wilden ihre eigenthümliche Haartracht haben, und sich dadurch deutlich kennbar von einander unterscheiden.

Die Comanchen sind unter den uncivilisirten Indianern beinahe die gefährlichsten, und ganz einfach darum, weil die Spanier sich gegen sie der allerabscheulichsten Grausamkeiten schuldig gemacht haben. Wie die europäischen Nordamerikaner die einheimischen Herren des Bodens durch Pulver und Blei, durch Branntwein, durch Verträge und das mal de Naples ausrotteten, so haben bekanntlich die Spanier dasselbe durch das Kreuz gethan. Sie schickten Missionäre zu den südlich wohnenden Völkerschaften, und wenn diese durch die Lehren der Liebe beruhigt, zu freundschaftlichen Gesinnungen bewogen und zu Verträgen bereit waren, so sendeten die Spanier bewaffnete Räuber und Mörder zu einer allgemeinen Rathsversammlung, welche dann entweder Streit begannen und mit ihren

überlegenen, fern hin treffenden Waffen die Unglücklichen niedermachten, oder welche sie berauschten und dann im Rausche kaltblütig schlachteten.

So wurde eine Dorfschaft nach der andern, ein kleiner Stamm nach dem andern gemordet, gänzlich ohne Grund; so wie der Wolf in einem Schafstall, der Iltis in einem Hühnerstall erst 20 oder 50 oder mehr Thiere tödtet, bevor er mit einem derselben davongeht, so machten auch die Spanier lediglich aus Lust am Morden, aus grausamer Freude am nutzlosen Blutvergießen, Vertilgungszüge gegen die ihnen freundlich entgegenkommenden Eingeborenen. Da aber doch hin und wieder Einer oder der Andere aus einem solchen der Vernichtung gewidmeten Dorfe entkam, so verbreitete sich die Nachricht allmählich unter den Nachbarn. Es war das noble Prinzip der Seeräuber, welches die Spanier hier befolgten. Das geraubte und geplünderte Schiff wird angebohrt unter Wasser, damit es nach und nach sich anfülle und spurlos versinke, damit keiner der bei der Eroberung noch lebend Gefundenen weiter erzählen könne, was geschehen; in den Annalen der seefahrenden Nationen lief't man dann nichts weiter als daß ein Schiff untergegangen.

So machten die räuberischen und mörderischen Schurken es auch auf dem Lande, und um alles Leben und selbst die Spur ihrer Mordthaten zu vertilgen, wurden nach solcher Metzelei auch noch die Dörfer angezündet.

Wenn aber bei einem untergehenden Schiff Alles mit Mann und Maus 10,000 Fuß tief unter der Meeresfläche verschwindet, so kann bei dem Brande eines Dorfes doch nicht gehindert werden, daß die Errettung eines Menschen geschehe, und ein solcher kann dann allerdings einen gewissen Nimbus verbreiten um die Häupter Derjenigen, die solche Schandthaten begangen, und so kommt es, daß die Spanier den Comanchen als den verruchtesten Räubern fluchen, indessen diese nichts weiter thun, als daß sie Rache suchen an ihren Unterdrückern, an den Blaßgesichtern, wobei sie allerdings Spanier und Bewohner der Union nicht weiter unterscheiden und auch zu diesem Vermischen vollkommen berechtigt sind, denn die Nordamerikaner haben es ja mit den Delawaren und Cherokesen u. s. w. nicht im mindesten besser gemacht. Eine Rothhaut war ihnen immer das willkommenste Ziel für ihre Büchse.

Die Comanchen sind ein herrlicher Menschenstamm; die Körper sind groß und kräftig und auf das Ueberraschendste schön geformt, ihre Gewandtheit geht über alle Begriffe, gegen ihre Kühnheit im Reiten, gegen ihre Geschicklichkeit darin sind selbst Diejenigen, welche sich durch Production von Kunststücken ihr Brod erwerben, nur Stümper. In der Regel haben

sie gar keinen Sattel, wohl aber einen Gurt mit zwei Stricken als Bügel und mit zweien Schlingen in der Nähe des Widerriß, durch welche sie bald den einen bald den andern Arm stecken, wenn sie sich seitwärts vom Pferde werfen. Dieses letzteren bedienen sie sich nämlich als Schildes. So wie ihr Feind den Pfeil auf den Bogen bringt, hängen sie mit der ganzen Länge ihres Körpers auf der entgegengesetzten Seite, nur der Arm liegt über den Hals des Thieres und der Fuß der nämlichen Seite ruht auf der Kruppe, wobei es bei der unglaublichen Muskelkraft und bei der Uebung dieser Leute ihnen sofort möglich wird, sich empor zu richten und auf den Rücken des Thieres zu kommen.

Ihre Pferde sind so trefflich geschult, daß sie niemals das Gleichgewicht verlieren, sondern in dem Augenblick, da der Körper des Reiters sich auf die linke Seite legt, mit ihrer ganzen Schwere sich auf die rechte Seite neigen, um die Balance zu erhalten; so auch bleiben sie in dem Galopp, in welchem sie waren, als der Reiter auf dem Rücken saß, und sie machen diesen Galopp so gleichmäßig, so taktmäßig, daß es dadurch möglich wird, vom Pferde aus zu schießen.

Gerne bedient sich hierzu der Comanche des Feuergewehres, doch niemals ist er nur mit diesem allein bewaffnet; immer hat er auch noch Bogen und Pfeile bei sich, welche er trefflich zu handhaben und auf große Entfernung sicher zu versenden weiß, wobei es ihm ganz gleich viel ist, in welcher der beiden Hände er den Bogen hält. Es ist immer diejenige, welche über dem Nacken des Thieres liegt, indessen er in der andern Seite den Pfeil auf der Bogensehne haltend und mit dem Kopf unter den Hals des Thieres geneigt, um zu zielen, den Pfeil so sicher versendet im raschesten Galopp, wie ein geschickter Büchsenschütze, wenn er ruhig steht und sein Gewehr aufgelegt hat, die Kugel versendet.

Nicht selten kommt es vor, daß bei der Jagd auf Büffel das gereizte, verwundete Thier sich plötzlich wendet und auf den Jäger losstürzt, der natürlich verloren wäre, wenn er sich dadurch zu retten suchen wollte, daß er sich an die Seite seines Pferdes hinge; denn dieses, von dem Horn des grimmigen Thieres gefaßt, würde auf seinen Reiter geworfen und mit ihm unter den gespaltenen Klauen des mächtigen Stieres zu Brei getreten werden. In solchem Falle läßt er den Zügel auf den Hals des Pferdes sinken, stellt sich senkrecht auf dessen Rücken, und in dem Augenblicke, wo der Stier ihm nahe genug ist und den Kopf senkt, um dem Pferde den Leib aufzuschlitzen, verläßt der Comanche mit einem kühnen Sprunge sein schönes Thier, das nun einer großen Last erleichtert, flüchtig dahinsaust, während er selbst auf dem Rücken des wüthenden Stieres steht und sich

in der dicken Mähne seines Halses festklammert, indessen das ungeberdige Thier vergeblich den Kopf in die Höhe wirft, um seinen Reiter hinter sich zu tödten. Das Messer des Conanchen wird dabei dem Stiere zwischen den obersten Halswirbel und den Schädel geschoben, das Rückmark wird vom Gehirn getrennt, und der mächtige Feind stürzt wie vom Blitz getroffen zusammen.

Hat der Jäger kein Messer, oder hatte er es bei dem gefährlichen Sprunge verloren, so kann er natürlich den Stier nicht tödten, und dieser wird sich dann nach einigen vergeblichen Versuchen, sich der ungewohnten Last zu entledigen, zu Boden werfen. Dies allerdings ist das Gefährlichste, was dem Jäger geschehen kann; er wird dann immer versuchen, auf einen andern Stier zu springen und auf einen dritten, und so fort, bis er sich gerettet glaubt, oder bis ein wildes Pferd, durch Zufall unter die Rinderheerde gerathen, ihm zum wirklichen Retter wird. Er schwingt sich nämlich diesem auf den Rücken, klammert sich mit seinen Fersen fest, legt sich so weit vorwärts, daß er mit beiden Händen die Unterlippe des Mustang fassen kann, und so seine Hände statt der Zügel brauchend, wird er bald des wilden Pferdes Herr. Die ungeschwächten Kräfte desselben tragen ihn aber in jedem Falle weit aus dem Bereich der Büffel, und gelingt es ihm nunmehr nicht, seinen Mustang zum Anhalten zu bringen, so läßt er seine Hände los, läßt das Thier im tollen Jagen dahinschießen, erhebt sich so weit auf seinen Knieen auf dem Rücken des Thieres, daß er die kurze Beinbekleidung herniederlassen und dann ganz ausziehen kann, worauf er diese, beide Beine in einander gesteckt, dem Pferde über den Kopf zieht, welches nun erblindet, zitternd stehen bleibt.

Gewöhnlich geschieht dieses schon so weit entfernt von der Büffelheerde, daß der Reiter sich damit beschäftigen kann, sein neu gewonnenes Reitthier zu zähmen. Er steigt also ab, er streichelt dasselbe, klopft ihm auf den Hals, er sucht ihm allerlei angenehme Empfindungen zu bereiten, indem er ihn bald da, bald dort ein wenig kitzelt, unter der Kinnlade kratzt, was die Thiere alle sehr gern haben; kurz er bringt es nach und nach dahin, mit seinem Thiere freundschaftlich zu gehen. Er öffnet auch eins seiner beiden Augen ein wenig, so daß dasselbe sich seinen Herrn ansehen kann, er bläst ihm in die Nasenlöcher, und in sehr kurzer Zeit hat er es so weit gebracht, daß der Mustang nicht mehr vor ihm zittert, sondern sich ohne Widerstreben streicheln und liebkosen läßt, und sich nicht einmal mehr gegen das Besteigen wehrt.

Nunmehr wird es auch Zeit sein, sein verlassenes Pferd zu suchen; dieses ist gewiß nicht weit, denn es liebt seinen Herrn und es ist, wenn schon stets mit Berücksichtigung der eigenen Sicherheit, doch mit den Blicken seinem Herrn gefolgt, und wenn derselbe auf dem gekrümmten Zeigefinger jenen gellenden Pfiff hervorbringt, dessen sich wohl auch unsere Schäfer bedienen, um ihre Hunde dadurch zu lenken, so wird er wohl bald das Pferd sehen, wie es mit gespitzten Ohren herangaloppirt und wie es dann, so wie es seinen Reiter erblickt, die tollsten Sprünge macht, um seine Freude zu bezeigen.

Natürlich wird dieses durch die freundlichsten Schmeicheleien von Seiten seines Herrn belohnt. Nur hier kann man sehen, welch' ein edles Thier das Pferd ist und was der thörichte Mensch aufgiebt, indem er dem Pferdeknecht das Beste von seinen Pferden, die Liebe derselben, überläßt. Der Wilde und der Araber sind klüger; sie reiten nicht nur und quälen ihre schönen Thiere, sondern sie pflegen dieselben, sie geben ihnen mit eigener Hand das Futter und das Getränk, sie streicheln es, sie spielen mit ihm und o, wie dankbar ist das edle, vortreffliche Thier für diese eigennützige Liebe.

## XV.

**Die Comanchen machen einen Ueberfall. Die Karavane rettet sich durch eine Wagenburg. Friedensunterhandlungen. Angabe des Zweckes der Expedition. Ein verrätherischer Schurke, der den Namen der Deutschen brandmarkt.**

Der Comanche, welchen man gesehen und beobachtet, verschwand plötzlich. Es möchte wohl schwer zu unterscheiden sein, ob er wahrgenommen, daß man auch ihn beobachte, so gut wie er die Reisenden beobachtet und deren Treiben ausgekundschaftet, aber die Erscheinung des Mannes war doch genug, um die Aufmerksamkeit der Reisenden im höchsten Grade zu spannen; denn eben weil die Comanchen weder Grund haben, einen Unterschied zu machen zwischen den nördlichen und südlichen Bewohnern europäischen Stammes, noch überhaupt mit oder ohne Grund zu machen geneigt sind, ist es in der That gefährlich, mit ihnen umzugehen, es sei denn, daß man vor Beginn irgend einer Spur von Feindseligkeiten im

Staude wäre, ihnen beizubringen, daß man sich lediglich des Handels wegen hierher begebe. Diesen Handel nämlich lieben sie und beschützen ihn sogar, wo es irgend möglich ist, selbst gegen andere, selbst gegen verwandte Stämme, denn der Handel ist ihnen von Wichtigkeit, theils weil sie durch denselben sich mit den Bedürfnissen versehen, die ihnen nach und nach unentbehrlich geworden sind, theils weil sie wieder umgekehrt dadurch verwerthen können, was sie an Tauschmitteln besitzen. Die Felle der Pelzthiere, die Häute der Rinder, die schönen Pferde, deren Nachkommen sie dann wieder zu stehlen suchen, weil die Pferde aus den verschiedenen Gestüten der Europäer durch die, wenn auch nur höchst geringfügige Kultur, die sie erhalten, doch meistentheils brauchbarer, wenigstens leichter zähmbar als die ganz wilden Pferde oder Mustangs sind.

Das Nächste, was geschehen mußte, war eine Erkundung der feindlichen Stellung und der Zahl der Feinde. Der Halbindianer eilte mithin flüchtigen Fußes den Hügel hinauf, auf dem er den Comanchen gesehen hatte, jedoch wohlweislich in keiner geraden Linie, sondern in einem so großen Umkreise, daß er hoffen konnte, er werde nicht bemerkt werden von Denjenigen, welche das Lager beobachteten.

Als er schleichend wie eine Katze die letzte Höhe erreicht, sah er auch zu nicht geringem Schrecken in einer Entfernung, die ihm kaum gestatten würde mit der Nachricht in das Lager zurückzukehren, die Comanchen in hellen Haufen heransprengen.

Das Herz jubelte dem wilden Sohne der Wüste, als er die Reiter daherjagen sah, und wie gern hätte er sich ihnen angeschlossen, wie gern wäre er mit ihnen über die Blaßgesichter hergefallen, welche nichts Geringeres im Sinne hatten, als nach und nach auszurotten, was sich noch an Eingeborenen vorfand, und das ganze Land dem Fluch der Civilisation zu übergeben; aber der eingegangenen Verpflichtung getreu, kehrte er eilenden Fußes zurück zum Lager und verkündete, was er gesehen.

Zeit war nicht zu verlieren; ein glücklicher Zufall durfte es genannt werden, daß die Wagen, welche jeden Abend in einem großen Kreise zusammengefahren wurden, um eine Wagenburg zu bilden, noch nicht auseinander gebracht, noch nicht zum Weiterziehen geordnet waren. So hatte man immer noch die Möglichkeit eines mit Glück gekrönten Widerstandes vor sich, obschon der nahenden Reiter gewaltig viele waren. Denn kaum hatten sich die Büchsenschützen in einer Linie vor dem Lager geordnet, als auch schon auf dem Hügel die Comanchen erschienen, eine hübsche Schaar berittener Rothhäute, die nunmehr, da sie das Lager noch ganz geschlossen



Das Lager der Expedition Willis

und zum Widerstande befähigt fanden, doch stutzten und einen unmittelbaren Angriff nicht wagen zu wollen schienen.

Lieutenant Willis hatte sich auf eine Anhöhe gestellt und neben ihm stand waffenlos ein Neger, ein großes weißes Tuch mit beiden Händen ausbreitend, um dadurch anzuzeigen, daß es nicht feindliche Gesinnungen seien, welche die Reisenden hierher führten.

Dieses Zeichen, welches von den uncivilisirten Bewohnern der fernsten Südsee-Inseln so gut verstanden wird, wie von der geschulten Armee einer europäischen Macht, hielt die Comanchen von einem Angriff ab. Sie schienen sich zu berathen, und unterdessen wurden einzelne Leute ausgesendet, um die Rinder und Maulthiere zusammenzutreiben, welche in der Nähe der Wagenburg graf'ten und nun in die schützende Umgürtung derselben gebracht werden sollten, da auf die Heerden vorzugsweise die Angriffe der Wilden gerichtet wurden.

Die Vorsicht schien diesmal unnütz, denn die bedrohliche Schaar blieb auf dem Berge halten und sendete zwei Boten, deren einer ein Rehfell an eine Stange gebunden als Friedensfahne trug, zu der Reisegesellschaft hernieder.

Es war der Häuptling der Comanchen selbst, welcher herbeigekommen war, um die Absichten der Reisenden zu erkunden. Als er dieselben der Wahrheit gemäß erfahren, erklärte er unumwunden, weder er noch die Seinen liebten es, die Blaßgesichter sich so nahe zu sehen, und vollends eiserne Wege durch sie angelegt zu wissen, welche geeignet wären, in jedem Augenblicke neue Blaßgesichter herbeizuführen und sie aus den letzten Sitzen zu verdrängen, welche die Raubsucht der Blaßgesichter ihnen noch gelassen.

Lieutenant Willis erklärte ihnen, daß solche eiserne Wege sie in dem Besitze ihrer Ländereien nicht stören sollten, daß sie nur zum Zwecke hätten, das große Salzwasser nahe am Untergange der Sonne mit dem großen Salzwasser nahe am Aufgange der Sonne zu verbinden, und daß man auf diesen eisernen Wegen den guten Freunden in den Prairien viel Pulver und Kugeln, und auch Feuerwasser zuführen wolle.

Der Häuptling sprach: „Pulver gut, Feuerwasser schlecht! Pulver nöthig, um den seltener werdenden Büffel, der auch noch scheu geworden ist, aus der Ferne zu treffen, Pulver gut um den Feind zu bekämpfen. Feuerwasser schlecht! Feuerwasser eine große Medicin der Blaßgesichter, um die armen Rothhäute zu vertilgen. Der große Geist hat uns Kraft und Muth gegeben, um den Feind zu bekämpfen und die Schmerzen zu verachten, welche er uns am Marterpfahle bereitet, diesen Muth hat er

den Blaßgesichtern nicht gegeben. Sie schreien wenn sie Schmerzen haben wie geschlagene Weiber, aber er hat ihnen den Muth gegeben, von dem Feuerwasser nicht mehr zu trinken als sie vertragen können; nicht so die armen Rothhäute. Der große Geist hat ihnen diese Fähigkeit versagt, und das wissen die Blaßgesichter und darum bringen sie uns das Feuerwasser, machen uns dumm und trunken, und wir sind verloren, wenn wir ihnen folgen, denn wenn wir trunken sind, sind wir Thiere und die Blaßgesichter schlachten uns arme Thiere; darum Feuerwasser nicht gut, und es wäre besser, die Rothhäute hätten die Blaßgesichter niemals gesehen!"

Lieutenant Willis konnte sich nicht läugnen, daß der wackere Wilde ganz Recht habe; denn die Europäer hatten die Unfähigkeit der Eingeborenen, den Lockungen des Branntweins zu widerstehen, immerfort gemißbraucht, und er sagte er müsse zugeben, was der Häuptling anführe, aber er wolle bei seinen Freunden darauf antragen, daß sie den Rothhäuten nicht mehr Feuerwasser brächten als erforderlich, um ihnen eine angenehme Empfindung zu machen, nicht so viel um ihnen den Verstand zu rauben.

„Gut," sprach der Comanche, „wenn mein Bruder dieses kann, so wird Niemand ihm ein Hinderniß in den Weg legen, er möge kommen und Verträge mit uns schließen, und wir werden sie halten; aber warum kommt mein Bruder hierher auf einem noch nicht betretenen Pfade, weshalb umgeht er die weiter nach Mitternacht gelegenen Furten über die Flüsse und die Pässe über die Gebirge?"

„Um den besten Weg für eine Straße von Eisen zu finden," erwiederte Willis, „denn die eisernen Straßen lassen sich nicht bergauf bergab führen; sie müssen immer laufen wie der Pfeil fliegt, mit welchem der Comanche den Hirsch erlegt."

„Hugh," rief der Wilde und trat plötzlich zur Seite, so daß Willis zwischen ihm und einem Bösewicht stand, welcher soeben einen kaltblütigen Mord vollziehen wollte.

Hävele hatte das Gespräch mit angehört, sich dann ein wenig seitwärts gezogen und plötzlich seinen Revolver aus dem Gürtel gerissen, auf den Comanchen angelegt und abgedrückt. Die kaltblütige Umsichtigkeit des Comanchen mochte übrigens nicht mehr zu seiner Rettung beigetragen haben, als die Ungeschicklichkeit des Schützen.

---

# XVI.

**Der Schuldige wird durch den Führer der Expedition den Comanchen übergeben. Der große Geier. Gegenseitige Großsprechereien, welche der Comanche seinerseits jedoch wahr macht.**

Willis wandte sich zu dem Häuptling und sagte: „Ein ehrlicher Mann kann nicht dafür, wenn sich ein Schurke zu ihm gesellt, aber er kann sich von dem Schurken befreien, sobald er dessen Schlechtigkeit erkennt." Mit diesen Worten ging er auf Hävele zu, faßte ihn bei der Hand mit einem eisernen Griff und führte ihn vor den Comanchen, dann frug er: „Wißt Ihr, elender Wicht, was Ihr gethan? Ihr habt auf einen Friedensboten geschossen; das zieht überall den Tod nach sich. Ich mag mich mit dem Henkeramt nicht befassen; ich halte mich für zu gut und meine Hand für zu rein, um sie an solchen Schuft zu legen, und es ist möglich, daß ein Jeder so denkt, wenn es auf etwas Anderes hinausläuft, als Euch Schläge zu geben. Deswegen aber kann Euch die Strafe nicht erlassen werden; so seht denn zu, wie Ihr es mit Eurem Feinde ausmacht." Und zu dem Comanchen gewendet, sprach er: „Rothhaut! die Blaßgesichter haben vielfach schlecht an Euch gehandelt, ich kann es leider nicht läugnen! Ihr sollt aber wenigstens Euren Söhnen erzählen können, daß Ihr ein Blaßgesicht gefunden habt, das ehrlich war, das redlich handelte. Nehmt diesen Hund, der sich gegen Euch vergangen und bestraft ihn nach Euren Gesetzen!" Hiermit warf er mit der rechten Hand den bis dahin festgehaltenen Reverend Doctor Hävele dem Häuptling zu und beförderte diesen Wurf durch einen sehr wohl gemessenen Fußtritt, so daß er vor dem Häuptling niederstürzte, so lang er war.

Beide, der Häuptling und sein Begleiter, hatten bis jetzt unbewegt dagestanden, als wären sie Statuen. Jetzt aber blitzten Beider Augen von einem unheimlichen Feuer und der Fahnenträger riß ein Messer aus seinem Gürtel und war im Begriff, es dem Reverend Doctor Hävele in den Rücken zu stoßen, aber eine leichte Handbewegung des Häuptlings war genug, den zum Stoß gehobenen Arm aufzuhalten und ein Paar in den markigen Gutturaltönen der Indianersprache ausgestoßene Worte reichten hin, um den Augen des Begleiters ein solches Sprühfeuer von satanischer Freude zu entlocken, so daß sich Willis eines innern Schauers nicht erwehren konnte.

Der Häuptling wandte sich an Willis und sagte: „Der große Geier wird seinen Freunden erzählen, daß er unter den Blaßgesichtern eins gefunden habe, welches Verträge zu halten wüßte. Eins! denn der große Geier hat bis jetzt noch nicht mehr Blaßgesichter gesehen, denen er solches nachrühmen könnte. Er hat sie alle so gefunden wie dasjenige, dessen der große Häuptling sich jetzt entledigt. Die Rothhäute sind Wölfe im Kriege und Lämmer im Frieden, aber sie wollen haben, daß man gegen sie so handle, wie sie selbst zu handeln gewohnt sind. Möge der große Geist seine Hand auf Dein Haupt legen, und Dich die Pfade finden lassen durch die blauen Berge. Der Häuptling der Comanchen wird Deinen Pfad nicht kreuzen, aber siehe zu, daß Deine Krieger es nicht machen wie dieser Hund, denn sonst möchten die anderen Stämme, denen Du begegnest, nicht zufrieden sein, blos der Schlange den Giftzahn auszubrechen; es könnte wohl sein, daß sie die Schlange selbst zerstückelten. Die weißen Häuptlinge gebieten über das Feuer und den Blitz und sie senden den Tod in die Reihen ihrer Feinde von Weitem; das können die Rothhäute nicht, aber ihrer sind viele, und ehe die Kugeln aus den Blitzröhren der Blaßgesichter von zehn unserer Krieger einen getödtet haben, werden die übrigen neun über sie hergefallen sein und werden ihr Haupt an den Steinen zerschmettern."

Willis erwiederte: „Großer Häuptling, ich erkenne was Du sagst und Deine Worte enthalten viel Wahres, doch ist es wohl immer besser für Euch, mit uns im Frieden zu leben, denn sind unserer auch nicht viele, und können wir auch immer nur einen Mann stellen gegen 10 Krieger von den Euren, so kann doch einer von unsern Männern zehn Eurer Krieger tödten, bevor dieselben den Speer erheben zum Wurfe," und mit diesen Worten zog er sein Drehpistol aus seinem Gürtel und entlud die fünf Läufe nach einander in ziemlich rascher Folge. „Sieh," sprach er, „das kostet fünf Leben, und sieh, mein langer Karabiner hat zwei Läufe und kostet wieder zwei Leben."

Der fremde Häuptling erwiederte, ohne irgend ein Zeichen des Erstaunens gegeben zu haben: „Gut, der weiße Häuptling sagt so, es möge so sein, obschon die Blaßgesichter Vieles sagen was nicht so ist. Wenn eine Rothhaut sich rühmte, mit fünf Pfeilen fünf Menschenleben auszulöschen und ihre Seelen zu seinen Vorfahren zu schicken, damit sie denselben verkünden, daß er ein tapferer Mann sei, so würden die Blaßgesichter sagen, die Rothhaut lügt. Wenn also einer Rothhaut geglaubt werden soll, so muß sie beweisen, was sie gesagt hat." Mit diesen Worten nahm der große Geier seinen Bogen und gleichzeitig zehn Pfeile in die

linke Hand, dann wies er auf das Zelt, welches Willis bei sich führte und sprach: „Der Häuptling der Comanchen hat schon viel solche Wohnungen von Leinwand gesehen, er weiß wo die Stützen derselben stehen und er will dem weißen Häuptling ein Erinnerungszeichen an seine Worte hinterlassen; möge der Häuptling beim Anblick dieses Erinnerungszeichens seinem Auge vorschweben lassen, daß dasjenige, was ein Comanche gethan, jeder andere Comanche zu thun im Stande sei."

Hiermit legte der Häuptling von den in der Hand gehaltenen Pfeilen einen auf die Bogensehne, zielte zwei Sekunden lang auf das Zelt und ließ den Pfeil vom Bogen fliegen, dann nahm er die noch übrigen neun Pfeile und schoß einen nach dem andern so schnell nach dem nämlichen Ziele ab, daß über allen neun Schüssen wohl kaum mehr als drei Sekunden verflossen. Hierauf machte er eine höchst graciöse Handbewegung gegen Willis, drückte seinem Pferd die Fersen in die Seite und war mit wenigen Sätzen schon aus der Schußweite der Yankee's. Wo Hävele geblieben war, wußte Keiner. Willis glaubte beinahe, er habe sich fortgeschlichen, allein dies war eine kleine Täuschung; die beiden Comanchen hatten den Verbrecher mit einem gewaltigen Griff gefaßt und zu sich emporgehoben, er schwebte an den Armen zwischen den beiden Wilden und wurde durch die galoppirenden Pferde davongetragen. Ihm stand wohl ein entsetzliches Schicksal bevor, das, am Marterpfahle zu sterben, doch ließ sich voraussehen, daß seine Martern nicht besonders lange dauern würden, denn die Wilden haben nur Freude daran, wenn sie einem Helden Gelegenheit geben können, seinen Muth zu zeigen. Ein feiger Wicht, der schon beim ersten Versuche zu schreien beginnt, wird von ihnen sogleich todtgeschlagen, als unter den Martern eines Helden zu sterben, unwürdig.

Willis und seine nächsten Begleiter gingen zuerst nach dem Zelte, um zu sehen, was für Wirkung die Pfeile des Comanchen gehabt, und siehe, es war in der That etwas an das Wunderbare Grenzendes geschehen. In der vordersten Zeltstange steckten alle die Pfeile. Er hatte durch die Leinwand hindurchgeschossen, und sein unsichtbares Ziel kein einziges Mal verfehlt.

„Ja doch!" rief einer der Begleiter, „zehn Mal hat er geschossen und hier sind nur neun Pfeile, einmal hat er gefehlt, der Prahler."

„Nun, nun," sprach Lieutenant Willis, „der Prahler hat immerhin etwas geleistet, was von uns ihm Keiner nachmacht; aber seht, auch der zehnte Pfeil hat die Stange getroffen, nur nicht so genau, daß er stecken geblieben ist. Ich meines Theils sah noch nie etwas Aehnliches, und ich muß dem Manne zugestehen, daß er sein Wort gelöst und daß

seine Waffe furchtbarer ist, als die unsre; denn ich würde mit meinen Drehpistolen nicht so weit, ja nicht auf dem zehnten Theile so weit haben schießen können, und schneller gewiß auch nicht. Ich denke, wir nehmen uns dieses wirklich zur Lehre, wie der Comanche es uns gerathen hat.

Indessen die Expedition aufbrach, um weiter nach Westen zu ziehen, wollen wir uns nach den Comanchen und dem sie begleitenden Hävele umsehen, welcher so vom tiefsten Todesschreck ergriffen worden war, daß er nicht einmal klagen oder schreien konnte. Als er nach und nach zur Besinnung kam und die schnürenden Fäuste seiner beiden Entführer empfand, wollte er es versuchen, sich durch eine pötzliche Schwingung um sich selbst zu befreien, wodurch er allerdings einem jeden der beiden ihn Haltenden den Arm würde haben entziehen können, wiewohl immer nutzlos; denn die Befreiung konnte doch immer nur einen Augenblick dauern, da seine Peiniger auf raschen Pferden saßen, allein auch diese kurze Freude sollte er nicht haben, denn in dem Augenblick, wo er den Versuch machte sich umzukehren, fühlte er nicht nur den Druck der Finger, er fühlte das Eindringen von Adlerklauen in sein Fleisch. Was Eingeborene einmal halten, das halten sie fest. Die mit Nägeln wohlbewehrten Finger hatten sich bei dem Fluchtversuch so in das weiche Fleisch der Arme eingebohrt, daß er an jedem derselben vier blutende Quetschwunden hatte, und er gab die ferneren Versuche gerne auf.

---

## XVII.

**Hävele unter den Comanchen. Er lernt reiten, was in Tübingen nicht geschehen. Erfolg dieser Uebung. Einige große Unbequemlichkeiten. Hunger und Durst; Beide werden gestillt. Fernerer Ritt durch die Llano Estaccado. Ankunft im Lager. Lust an den Qualen, welche der Weiße zu erleiden hat. Ein indianischer Engel.**

Als der Häuptling und sein Begleiter bei der Bande angekommen waren, sah Hävele zu seinem Erstaunen, daß die Zahl bei weitem größer war, als man im Lager geglaubt, und sie hatten vielleicht nur ein Zehntel ihrer Kriegerschaar sehen lassen, die Uebrigen waren so versteckt gewesen, daß man nicht eine Lanzenspitze von der ganzen übrigen Schaar sah, eine List, welche sie gewöhnlich, ja beinahe immer durchzuführen pflegen.

Der große Geier gab ein Zeichen und die ganze Bande stob auseinander, über die Hügel hinweg, indessen Hävele noch immer zwischen seinen beiden Feinden schwebend dahin flog, allein nur noch kurze Zeit, denn es sonderte sich von der Heerde der Comanchen ein einzelner Mann mit einem Handpferde ab, welches er mit der Geschicklichkeit eines Kunstreiters zwischen die beiden Pferde des Häuptlings und des Fahnenträgers brachte. Sie hoben mit ihren starken Armen den zappelnden Hävele auf, der Mustang kam zwischen die Beine desselben und dann wurde Hävele auf das Thier niedergelassen. Im Augenblicke darauf lag ein Lasso mit der Schlinge fest um seinen Leib, das andere Ende fiel vor dem Mustang nieder und wurde emporgezogen in dem Augenblick, wo er galopirend die beiden Vorderläufe darüber gesetzt, eine zweite Schlinge umgab den Leib des Gefangenen und noch einmal zog man den langen Riemen unter dem Leibe des Pferdes durch. So wurde Hävele mit unzerreißbaren Schlingen an das Pferd gefesselt; dann ließen die beiden Wilden seine Arme los und der Fahnenträger allein führte den Zügel des Mustang, auf welchem Hävele saß. Der Häuptling eilte der dahineilenden Schaar nach, nicht so derjenige, welcher den Mustang herbeigeführt; er und der Andere blieben die Begleiter und Wächter des Gefangenen.

Das war eine entsetzliche Reise, und der wackere Reverend Doctor Hävele fühlte tiefe Reue darüber, daß er sich dem entsetzlichen, dem abscheulichen Willis angeschlossen, welcher ihn so schonungslos der Rache des Wilden preisgegeben; aber aller Grimm und aller Zorn gegen den Verräther machte die Sache nicht anders, konnte die Schmerzen nicht lindern, die er zu erdulden hatte, welche ihm das Reiten auf dem wüthenden Thiere verursachte, welche der Lasso ihm bereitete, der sich wie eine Schlange fest um seinen Leib legte und ihn beinahe am Athmen hinderte. Bald fing er auch an vom entsetzlichsten Hunger und bald von einem noch viel mehr peinigenden Durst gequält zu werden. Er versuchte durch Zeichen seinen Peinigern zu verstehen zu geben, was ihm fehle, aber die lachten seiner Qualen und schienen nichts weiter zu wollen, als daß er Pein aller Art litte; in Kurzem war er wund an den Stellen, welche mit dem Pferde in Berührung waren. Im Stift zu Tübingen lernt man nicht reiten, er wußte mithin nicht, auf welche Weise die Stöße des Pferdes zu pariren, die fürchterliche Reibung zu vermeiden sei, und mußte alle Pein erdulden, die daraus hervorging; aber der Lasso begann seinen Tribut zu fordern, und er wurde über den Hüften dergestalt blutig gescheuert, daß eine Natur, wie die seinige, für hinlänglich gemartert gelten konnte; kein moralischer Muth hielt ihn aufrecht, er fühlte nichts, als die gegenwärtigen Schmerzen und

die entsetzliche Todesangst vor der Zukunft. Noch lange, ehe die Zeit der Ruhe herbeikam, war er schon ohnmächtig auf den Hals des Pferdes gesunken, hatte denselben in Todesangst umklammert, wußte aber von da an nichts mehr von sich.

Als er erwachte, lag er mit gebundenen Händen und Füßen auf dem Erdboden und die braunen, halb nackten Gestalten umstanden ihn und blickten neugierig auf ihn. Es war sichtlich, daß sie sich freuten, ihn zum Leben zurückkehren zu sehen; sein Tod wäre ihnen nicht angenehm gewesen, sie wollten ihn zu etwas Besserem als dem bloßen Sterben aufsparen.

Als er die Augen aufschlug, wurde ihm Wasser gegeben, dann wurden ihm auch die Hände losgebunden und er aufrecht gesetzt; man gab ihm nothdürftig Speise und er hatte nicht den Muth, durch Verweigerung der Annahme seinen Tod zu beschleunigen, den Martern zu entgehen — was hat der schlechte Mensch mehr als sein Leben, wenn es auch ein martervolles ist, er lebt doch, wenn er auch Qualen aller Art leidet — er lebt doch und es ist möglich, daß er aus der Bedrängniß gerettet werde, aber wenn er todt ist — ist Alles vorbei; darum lieber leben, wie es auch immer sei, und darum aß Hävele mit einer Hast und Gier und in einer Menge, welche dem erhaltenen Unterricht in der Vielfresserei sicherlich zu der größten Ehre gereichte.

Nach einigen Stunden Ruhe wurde er wieder auf den Mustang gehoben und von Neuem ging es über die unwegsamen Steppen weit hinweg, wie es schien, ohne Ende; denn die Nacht brach herein und immer noch ging es fort. Noch ein zweiter Tag und eine zweite Nacht wurde auf gleiche Weise zugebracht, wobei verschiedene Flüsse überschritten wurden, bis man endlich unter dem Schutze einer Hügelkette Halt machte, welche die Wüste begrenzte, die man Llano Estaccado nennt. Hier an einem der Zuflüsse des Red River war die Niederlassung dieses Zweiges des Comanchen-Stammes.

Ein großer Jubel, in dem Kinder, junge und alte Frauen einstimmten, empfing die Ankommenden. Daß nur ein Gefangener mitgebracht wurde, schien allerdings, den Frauen namentlich, nicht ganz recht; diese haben immer ihr besonderes Vergnügen daran, wenn sie einen Gefangenen am kleinen Feuer braten können, und je mehr deren sind, desto länger dauert natürlich dieses Vergnügen, dieses Concert, diese Oper; denn das Alles muß ihnen ja das Geschrei des Gefangenen am Marterpfahle ersetzen; noch besser, wenn er nicht schreit; dann hat man Gelegenheit, einen Helden und großen Häuptling zu bewundern.

Es schien nicht, als sollte dies der Fall werden mit dem Gefangenen,

welchen man mitgebracht; denn derselbe war gänzlich erschöpft und durch seine zerrissenen Kleidungsstücke drang überall das Blut. Die Männer bekümmerten sich nicht um ihn, die alten Frauen stießen ihn mit Füßen, wie er so gebunden dalag auf der bloßen Erde. Die jungen Frauen hatten von den Männern gehört, daß er ein Feigling sei, sie gingen theilnahmlos an ihm vorüber und er wäre vielleicht noch vor dem nächsten Morgen verschmachtet, wenn nicht ein liebliches, hellfarbiges Mädchen, eine junge Halbblutindianerin von kaum 12 Jahren sich seiner angenommen hätte.

Das anmuthige Kind lös'te seine Bande, entkleidete ihn und wusch ihn mit Wasser, kühlte sein brennendes Gesicht und seinen tosenden Kopf, legte ein Paar Hirschhäute, weich gegerbt, mit dem Mark des Thieres auf den Erdboden und brachte ihn, nachdem der Staub und der Schmutz von seinem Körper entfernt worden war, auf dieses Lager, dann zerkaute sie heilsame Blätter und legte den Teig auf seine hundert Wunden, zerriß seine Kleidungsstücke, machte Binden daraus und befestigte das Heilmittel auf solche Weise; dann gab sie ihm reichlich zu essen und setzte noch mehr Speisen und einen großen Kürbis voll Wasser neben sein Lager und entfernte sich, aber schon früh am Morgen, ehe noch die Sonne aufgegangen war, hatte sie neue Kräuter geholt, sie kühlte ihm seine Wunden von Neuem mit Wasser und legte einen zweiten Verband an, so daß er sich in einem sehr erträglichen Zustande befand; denn trotzdem, daß an unzähligen Stellen die Haut bis auf das Fleisch durchgescheuert und weggerieben war, hatten die gekauten Kräuter doch einen solchen schmerzstillenden Einfluß gehabt, daß er selbst sich darüber verwunderte und glaubte im Stande zu sein, einen Fluchtversuch zu machen, was er bis auf den nächsten Abend verschob, denn an diesem Tage stand ihm, so viel er die Sitten der Eingeborenen kannte, der Tod noch nicht bevor.

---

## XVIII.

**Ein fröhliches Festgelage; Hävele wird sehr wohl genährt. Vergebliche Fluchtversuche. Berathung über ihn. Der Unglückliche am Marterpfahle. Hävele will heirathen. Der Häuptling stellt eine verfängliche Frage. Hävele heirathet wirklich.**

Dies war nun allerdings ein eitles Vornehmen, denn obschon man ihn ganz der Pflege und Sorgfalt des jungen Mädchens überließ, so blieb

er doch keineswegs unbeachtet und unbewacht; nicht nur waren überhaupt die Comanchen sehr wachsam, sondern es waren auch noch einzelne Personen ganz bestimmt und ausschließlich mit seiner Bewachung betraut.

Im Lager herrschte großer Jubel, der Raubzug war sehr glücklich gewesen, man hatte mehrere Heerden von Rindern, man hatte mehrere hundert Maulthiere eingebracht, eine vortreffliche Speise, welche die Comanchen und die Apachen von Neu-Mexico allem andern Fleische vorziehen; man hatte auch einer Karavane mehrere hundert wollene Decken abgenommen, einige 20 Schießgewehre und eine Menge Pulver und Blei war in die Hände der Räuber gefallen und o, wie schöne Glaskorallen erhielten die Frauen zu ihrem Putz; genug, es war ein sehr glücklicher Zug und was das Beste war, kein Comanche hatte den Raub mit seinem Leben bezahlt.

Der Jubel in der Niederlassung dauerte viel länger, als Hävele gedacht; denn sobald es unter den echten Indianern nicht an Nahrung fehlt, sind sie eigentlich zu nichts Anderm aufgelegt, als davon so viel zu sich zu nehmen, wie ihr Magen irgend überwinden kann, und dessen ist in der That durchaus nicht wenig. Als jedoch drei Tage vergangen waren, während welchen auch Hävele durch gute Pflege und gute Kost vollständig wieder zu Kräften gekommen war, schienen die Comanchen doch daran zu denken, daß sie einen Gefangenen mitgebracht, mit dem sie sich einen vergnügten Tag machen konnten, eine Abwechselung in der Einförmigkeit des fortwährenden Essens.

Die Häuptlinge versammelten sich in der Rathshütte, und der große Geier trug den Seinigen vor, auf welche Weise der Gefangene ihm übergeben worden sei; er erzählte, daß der Bube auf ihn, als einen Boten des Friedens, geschossen und daß der weiße Häuptling selbst es gewesen, der ihn seinen Händen überliefert, es sei nun an der Zeit dem Fremden zu zeigen, daß es bei ihnen, den Rothhäuten, nicht Sitte wäre, auf Friedensboten zu schießen, und daß derjenige, der es thue, mit seinem Leben büßen müsse für die Schändlichkeit.

Eine allgemeine Zustimmung wurde gegeben und war von Hause aus nicht zu bezweifeln; denn abgesehen davon, daß diese Eingeborenen nur deshalb Gefangene machen, um sie zu martern, so ist auch überdies das Rechtsgefühl größer, als bei den Blaßgesichtern, unter denen es so viele Schurken giebt, daß eine gewöhnliche Schurkerei wenig Eindruck mehr macht, und so wurde denn alsbald dazu geschritten, dem Fremden sein Recht anzuthun.

Hävele hatte zwar von dem Augenblick, wo er sich fähig fühlte, seine

Füße zu gebrauchen, mehrfach Versuche gemacht das Lager zu verlassen, allein nach welcher Richtung er sich auch wendete, selbst schleichend und auf dem Boden kriechend, war er doch immer bemerkt und dann ab- und zurückgewiesen worden, und so befand er sich denn in der allerdings nicht angenehmen Lage seine Haut zu Markte tragen zu müssen. Zwei Comanchen führten ihn in die Mitte des Dorfes an den Kriegspfahl und banden ihn daselbst mit den Füßen und dem Oberkörper fest, indessen er die Arme nach Belieben brauchen konnte; auch sein Kopf keineswegs genirt war, sich nach Allem umzusehen, was irgend geeignet war, ihm Schrecken einzuflößen.

Festgebunden an den Pfahl, versammelten sich die bewaffneten Krieger um ihn; der Häuptling trat unter Allen hervor und sich Hävele nähernd, sprach er im gebrochenen Englisch: „Blaßgesicht mich kennen?" Hävele wendete den Kopf scheu zur Seite und antwortete nicht, aber so leichten Kaufes läßt sich ein Comanchen-Häuptling nicht abspeisen, er trat näher auf Hävele zu und frug nochmals mit erhobener Stimme: „Blaßgesicht mich kennen?!"

Hävele antwortete schüchtern: „Ja".

„Warum Blaßgesicht nach großem Geier geschossen? Großer Geier war nicht auf dem Kriegspfad, er kam als Freund! Warum Blaßgesicht auf großen Geier geschossen?" Als Hävele dennoch schwieg, gab der Häuptling ihm einen Stich mit der Lanze in den Arm und rief grimmig: „Großer Geier will Antwort haben auf seine Frage!"

Hävele faßte mit der andern Hand nach seinem Arm und rief schluchzend, indem ihm dicke Thränen aus den Augen perlten: „Weil ich Dich für einen Feind der Blaßgesichter hielt."

Nicht über die Antwort, wohl aber über die Art, wie sie gegeben wurde, höchst erstaunt, sprach der Häuptling: „Es ist eine Squaw!" und leises Gemurmel hörte man durch den ganzen Kreis: „Sie weint, es ist eine Squaw!" (ein Weib).

Hävele hatte das Geflüster wohl gehört, und er sagte mit weinender Stimme: „Nein, ich bin kein Weib; aber verzeiht mir nur dieses Mal, ich will es gewiß nie wieder thun; ich will auch eine von Euren Frauen heirathen."

Der große Geier erwiederte: „Welche von unseren Frauen wird ein Weib heirathen wollen? jede Frau will einen Mann haben — aber vielleicht nimmt einer von unseren Männern Dich zur Frau."

Ein spöttisches Lächeln spielte um die Züge der Tapferen, welche den elenden, weibischen Wicht umstanden, es war ihnen genug an der Demüthigung, die er erlitten; man band ihn los und der Häuptling sagte: „Wenn

eine von unseren Squaw's Dich zum Manne nehmen will, so möge es geschehen und Du bist alsdann von der Marter und vom Tode erlöst, wo nicht, so sollst Du zwar nicht gemartert werden, denn solche Ehre erzeigen wir nur einem Helden, aber sterben mußt Du freilich." Hierauf winkte er den außerhalb des Kreises der Männer versammelten Weibern und trug ihnen den merkwürdigen Fall vor. Man habe den Gefangenen für einen Mann gehalten, dies sei aber jedenfalls ein Irrthum; denn er habe geweint wie ein Weib; aber dennoch wolle er in ihrem Dorf bleiben, wenn eine Squaw ihn heirathen wolle.

Ein wildes Geschrei erscholl durcheinander, Niemand wollte ihn haben, selbst die ältesten Frauen, Wittwen, deren Geschick nicht rosig ist, da sie Niemanden haben, der für sie auf die Jagd gehen kann, erklärten, sie wollten das Weib nicht, spieen vor Hävele aus oder spieen ihm gar mit reizender Freimüthigkeit in's Gesicht.

„Du siehst, es will Dich keine; auf die Art kann Dein Leben nicht gerettet werden," sprach der Häuptling zu ihm; „wohlan, so sei zum ersten Male in Deinem Leben ein Mann, setze Dich an den Kriegspfahl und der jüngste unsrer Krieger soll mit dem Tomahawk Deinen Schädel zerschmettern. Die Kopfhaut magst Du behalten, denn Keiner von uns will damit prahlen, daß er Dir den Skalp genommen."

Hävele zitterte an allen Gliedern wie eine Espe im Winde, aber sein rettender Engel war ihm nahe. Aus der Schaar der Mädchen trat diejenige, welche ihn bisher gepflegt, sie ging auf ihn zu und schlang beide Arme um ihn und sprach zu der Versammlung mit hocherröthenden Wangen: „Ich will ihn zum Gatten nehmen."

Schweigsam und ernst blickten Alle vor sich nieder, keine Lippe zuckte, nicht ein frivoles Lächeln war bemerkbar, eine ihres Stammes hatte erklärt, daß sie ihn zum Gatten nehmen wolle, damit war die Sache abgemacht; aber der Häuptling ging auf das Mädchen zu und sagte: „Havelika, Du das Kind meiner Schwester! Du willst diesen Feigling zum Gatten nehmen?"

„Vater," erwiederte das Mädchen, „er war krank, das hatte seinen Muth gebrochen; ich werde ihn pflegen und gesund machen, und dann wird er wieder Muth haben und wird seine Gattin nicht Noth leiden lassen, sondern so viel Büffel und große Hirsche erlegen, als wir gebrauchen, um zu leben."

„Er wird Büffel erlegen? Er wird sterben vor Furcht, sobald er den ersten Büffel sieht," sprach der Häuptling. „Doch nimm ihn, es fließt zu viel weißes Blut in Deinen Adern, als daß Du denken solltest, wie

eine Rothhaut denkt; nimm ihn und sieh zu, was Du mit ihm machst," so schloß er seine Rede, umarmte das liebliche Mädchen, wandte sich aber mit Verachtung von dem Weißen, der, glückselig, so gut davon zu kommen, das Mädchen umarmte und küßte und liebkosete, so daß sie tief erröthete; denn unter diesen Wilden ist eine feinere Gesittung zu Hause, als unter den Blaßgesichtern; man läßt seinen Gefühlen nicht so ohne Scheu die Zügel schießen, man bewahrt selbst die einfachsten Zeichen der Zuneigung für die Häuslichkeit, für die verschwiegenen Räume des einsamen Zeltes, und das rücksichtslose Thun des Weißen erhöhte die Achtung vor dessen Stammesgenossen wahrlich nicht.

---

## XIX.

**Santa=Fé. Ein Wunder, welches einem Eingeborenen begegnet ist. Die Madonna auf dem Kaffeesack. Ein Gemälde von der Hand eines eingeborenen Malers. Der Eindruck, den das berühmte Bild macht. Schändliche Behauptung der Ketzer.**

Die große Expedition wanderte indessen, um eines ihrer schlechtesten Subjecte erleichtert, immer weiter den Canadian hinauf, nirgends auf ein Hinderniß stoßend, gelegentlich auf andere Trupps der Comanchen ausgenommen. Auch die berüchtigte Llano Estaccado setzte ihnen kein Hinderniß in den Weg, da sie nicht quer durchschnitten, sondern nur längs der Grenze gestreift wurde, man mithin des Wassers nicht entbehrte, woraus allein die Noth der Reisenden entspringt.

Man näherte sich dem Staate Neu=Mexico und durchschritt das Gebiet der Kioway's, um nach Santa=Fé zu gelangen, und hier ist ein berühmter Bergwerks=District, und eine große Menge von Dörfern und kleinen Städten zeigt, wie thätig die Bevölkerung an Ausbeutung der Minen ist, vielmehr sein könnte, denn an Händen fehlt es keineswegs, wohl aber an einer vernünftigen Anordnung. Weit mehr als der Gewerbefleiß macht sich hier der Fleiß einer gewaltigen Priesterschaar und einer sehr bevorzugten Heeresmacht geltend; denn überall nimmt man das Geräusch wahr, welches diese beiden Partheien ankündigt, das Glockenläuten und das Trommeln.

Santa=Fé war der erste Ruheplatz der Reisegesellschaft. Von hier aus mußte sich ein Jeder auf eine Reihe von Beschwerden gefaßt machen

und vorbereiten, wie es bisher noch nichts Aehnliches gegeben hatte. Hier mußten alle Bedürfnisse zusammengekauft werden, welche für eine Reise durch öde Steppen unerläßlich sind, wozu denn auch viele Schläuche gehörten, welche man mit Wasser gefüllt mitnahm, in der Besorgniß, desselben auf dem Marsche entbehren zu müssen.

Diese Schläuche wurden jederzeit mit Wasser gefüllt zum nächsten Ruhepunkt genommen; wenn sich dort Wasser fand, so wurden sie ausgeleert und mit frischem Wasser gefüllt, wenn man keines fand, so mußte man sich des in ihnen enthaltenen bedienen.

Die Reisenden machten die Bemerkung, daß die sämmtlichen Eingeborenen, so viel sie deren irgend begegneten, eine Medaille von Zinn oder von Messing am Halse trugen, welche das Bild der Jungfrau Maria von Guadeloupe mit einer Inschrift, die Heilige bezeichnend, trug. Diese Leute, alle unter dem Gesammtnamen Pueblo-Indianer begriffen, sind ansässig in Dörfern (Pueblo's) und sind in der Art der spanischen Mönche zu Christen gemacht, d. h. sie sind zu Hunderten auf einmal mit Weihwasser bespritzt und dadurch zu Christen geworden; denn von Unterricht im Christenthum, auch nur in den alleroberflächlichsten Begriffen dieser Religion, ist niemals die Rede.

Die heilige Jungfrau von Guadeloupe ist in diesen Gegenden im Jahre 1805 einem Mexicaner in Person erschienen. Derselbe suchte im freien Felde oder vielmehr im Felsgebirge nach Kräutern, um einen kranken Freund damit zu heilen, da wurde er plötzlich umgeben von einem überaus lieblichen Blumenduft, und als er um sich sah, gewahrte er eine blendend schöne Jungfrau im weißen Kleide und einem blauen Mantel, der mit Sternen besäet war. Der Mexicaner war erschrocken und wollte eiligst davonfliehen, allein das schöne Mädchen sagte: „Fürchte Dich nicht, thörichter Mensch, sondern betrachte mich und präge Dir mein Bild ein, und gehe zum Bischof mit der Nachricht, daß die heilige Jungfrau von Guadeloupe Dir erschienen und daß sie hier eine Kirche errichtet wissen wolle."

Der arme Mensch bat um gnädige Nachsicht, da er Kräuter suchen müsse, um einen kranken Freund zu heilen; die Jungfrau aber erwiederte: „Thue, was ich Dir befehle; denn Dein Freund ist bereits genesen."

Der Indianer kehrte in die Stadt zurück, wurde aber bei dem Bischof nicht vorgelassen; die heilige Jungfrau verwies dem armen Manne seinen geringen Eifer und verlangte nochmalige Benachrichtigung des Bischofs, jedoch mit nicht günstigerem Erfolg. Der Bote wurde zwar vorgelassen, aber von dem frommen Herrn nur verhöhnt. Als der Indianer nun wieder an den Platz zurückkehrte, jedoch allerdings in der geheimen Absicht,

denselben zu umgehen, damit die schöne Donna ihn nicht nochmals nach der Stadt sende, da fand er sie schon viel näher an Santa-Fé auf seinem Wege und sie machte ihm freundschaftliche Vorwürfe sowohl über seinen Unglauben, als darüber, daß ein Dienst, den eine Dame von ihm verlange, beschwerlich werden könne, indem sie sagte, dieses sei nicht nach Art eines Caballero gehandelt, ein solcher müsse immer zum Dienste der Dame bereit sein. Nun aber äußerte sie:

„Ich kenne Deine Gedanken und auch die des Bischofs; dieser wird Dir nicht glauben, bis Du ihm Zeichen bringst. Wohlan, geh' auf jenen Felsen und pflücke dort Blumen, welche in dieser Jahreszeit nicht blühen, und welche überhaupt auf einem Felsen nicht fortkommen können. Ein Wunder giebt ihnen Leben und Dasein und Standpunkt."

Der gute Indianer stieg auf jenen Felsen, der ihm bezeichnet war, in der festen Ueberzeugung, er werde daselbst Nichts finden. Wer malt aber sein Erstaunen, als er die ganze Oberfläche des Felsens mit Blumen bedeckt sah, von denen er, von der Ebene aus gesehen, nicht eine Spur bemerkt hatte. Er pflückte eine Hand voll und kam damit zurück zu der Donna, welche seiner in der Ebene wartete und dort zu ihm sprach: „Lege Deine Tilma auf den Erdboden und die Blumen darauf, dann fasse die vier Zipfel zusammen und gehe so zu dem Bischof, welcher Dich nun vorlassen und welcher Dir auch glauben wird." Und so war es. Der Bischof empfing den Boten zuerst mit großem Hohn und erklärte auf die Aeußerung, daß er ein Zeichen von der Heiligen bringe und daß es die schönsten Blumen seien: „Blumen könnte Jeder schicken, denn diese seien nichts Seltenes." Als aber nunmehr der Indianer seinen Mantel auf den Boden breitete, um die Blumen herauszunehmen und die vier Zipfel dieses Mantels flach niederfielen — wer beschreibt das Erstaunen des Bischofs sowohl als des Boten, da sie auf der Tilma ein wunderbar schönes Gemälde von der Erscheinung sahen, welche der Indianer dreimal gehabt.

Die Tilma ist der Mantel der Eingeborenen, aus den langen und starken Fasern der großen Aloepflanze, aus der agave americana gemacht. Es ist der nämliche Stoff und ganz auf die nämliche Weise verfertigt, wie wir ihn in den aus dem mexikanischen Meerbusen kommenden Kaffeesäcken sehen. Hierauf ist das Bild der heiligen Jungfrau von Guadeloupe wirklich gemalt in der Hauptkirche zu Santa-Fé als ein wunderthätiges Bild zu sehen, und ein Hauptwunder, das sich alle Tage erneuert, ist, daß nur der Gläubige, der aus der Ferne das Bild ehrfurchtsvoll betrachtet, dasselbe sieht, während der Ungläubige, welcher näher kommt, um sich zu überzeugen, das Bild nicht sieht, indem es vor seinen Augen immer

mehr und mehr verschwimmt und um so undeutlicher wird, je näher man demselben zu treten sucht.

Diesen Eindruck machte das Bild auch auf den Bischof, und darum fühlte er sofort, daß es wirklich ein Heiligthum sei, und er nahm es auf und küßte dasselbe und seit der Zeit ist es das Palladium des ganzen Bergwerks-Distriktes, und der Medaillen, welche zur Mittheilung dieses Wunders führten, sind mehr als eine halbe Million vertheilt. Die Einwohner halten dieselben für einen Talisman von der größten Wirksamkeit, die Priester aber auch, denn ihnen bringt derselbe eine reichliche Menge schönen, gelben Goldes ein.

Das Bild, auf dem Kaffeesack gemalt, ist wirklich vorhanden, macht auch wirklich den gedachten Eindruck, je nachdem man es aus der Nähe oder aus der Ferne betrachtet, und dies allein sollte wohl genug sein, um das Wunder bestehen zu lassen; aber corrupte Menschen, denen Nichts heilig ist, behaupten, der Bischof selbst habe die ganze Geschichte gemacht, habe dem Indianer eine junge und schöne Spanierin erscheinen lassen, habe deren Bild auf eine Tilma malen lassen und zwar durch einen deutschen Maler, welcher außer Stande gewesen, die Sache auszuplaudern. Er selbst, der Bischof, habe mit der wiederholten Abweisung des Boten nur Komödie gespielt; es sei dieses überhaupt die wohlfeile Manier, Heilige zu machen; allein, so kann nur ein Ketzer urtheilen, und wenn er in der Art in Neu-Mexico aufträte, so würde es ihm heutigen Tages noch gehen, wie es in ähnlichen Fällen in Spanien geschehen, denn Scheiterhaufen können noch heute angezündet werden und gegen Ketzer hätten sie niemals verlöschen sollen.

---

## XX.

**Die geistlichen Würdenträger in Santa-Fé. Oeffentliche Bußübungen, Kreuzträger und Geißelbrüder. Warum der Teufel die Protestanten weniger heimsucht, als die Rechtgläubigen. Kostspielige Hochzeiten und Taufen. Schamlose Sitten der Pfaffen.**

Neu-Mexico ist überhaupt noch das Paradies der Geistlichen und wenn es irgendwie überboten werden kann, so geschieht dieses weiter im Süden in den eigentlichen Staaten Mexico, Nicaragua, Guatemala u. s. w. Die Geistlichen haben die Mittel zu lösen und zu binden in ihrer Hand und bedienen sich derselben nach besten Kräften; sie sind daher auch stets

unglaublich reich und vermehren ihren Reichthum mit jedem Jahre, ja mit jedem Tage. Am einträglichsten ist ihnen aber die Charwoche, in welcher alle Sünder durch öffentliche Buße ihre Verbrechen tilgen und dann vollkommen gereinigt erscheinen, in ihrem Schuldbuche nur noch weiße Blätter haben, mithin wohl befugt sind, neuerdings ein frisches Conto anzulegen. Fühlt sich jedoch ein wackerer Spitzbube besonders gedrängt, so wartet er nicht so lange, sondern er nimmt das Fest irgend eines Heiligen als Ziel für seine Bußübung an. Unsere Gesellschaft sah ein solches Fest, wobei sich viele Büßende betheiligten, unter denen sich jedoch drei ganz besonders auszeichneten. Die Büßer alle haben den Kopf und das Gesicht durch eine Kapuze bedeckt, welche nur für die Augen ein Paar Löcher hat, sonst gehen diese Leute völlig nackt. Der eine dieser Büßenden trug gebückten Ganges ein ungeheures Kreuz auf seinen Schultern, dessen lange Seite hinter ihm auf dem Boden schleppte. Da dasselbe aus Fuß dicken Balken bestand und noch dazu vom allerschwersten Holze gemacht war, so mußte es bei einer Länge von 20 Fuß (das Querholz einbegriffen) zum allerwenigsten 10 Centner wiegen. Der Büßer ging unter dieser Last zwar mit sehr gebeugtem Rücken, aber doch so strammen Schritten, daß die Zuschauer, so weit sie der Reisegesellschaft angehörten, meinten, das Kreuz sei aus Fournieren von Grenadilholz zusammengesetzt und wiege nicht ganz zehn Centner, sondern vielleicht neun und einen halben weniger.

Hinter diesem Büßer gingen zwei andere, deren nackter Rücken, deren Arme und deren Beine auf das Unbarmherzigste von Geißelhieben zerfleischt wurden und welche daher über und über von Blut triesten. Marshal machte hiebei die Bemerkung, daß die blutige Decoration, der Rücken 2c., eine überaus gleichmäßige Farbe habe, und ein Anderer wollte gesehen haben, wie die Geißler ihre furchtbare Disciplin von Zeit zu Zeit in ein Blechgefäß tauchten, das am Gürtel hing, worauf das Blut in immer stärkeren Strömen von dem Rücken des Geschlagenen floß.

Und so war es auch; die Geißel bestand aus geflochtenem Gras, sie war in Blut getaucht und jeder Hieb trug frisches Blut auf die Haut des Büßenden, ohne jedoch aus der Haut desselben welches hervorzulocken.

Die Bewohner der Stadt kannten diese Büßer und die Gastfreunde der Reisenden bezeichneten dieselben als die drei größten Schurken der ganzen Einwohnerschaft, welche alle Jahr oder auch in etwas geringeren Zwischenräumen dem Volke das Schauspiel einer solchen Buße gaben, dem Herrn Bischof und der Geistlichkeit aber den Zoll von ihren Uebelthaten entrichteten, um dadurch theils eine gewisse Erleichterung der Buße durch ein so unwürdiges Possenspiel zu erlangen, theils aber auch darzuthun,

daß sie wahre Gläubige seien, und daß es nur die Verführung des Teufels wäre, durch welche sie unterlägen.

Eine interessante Ansicht über den Protestantismus wurde den Reisenden hier mitgetheilt. Dieselben bemerkten, daß einige ansässige Ketzer zu den geachtetsten Personen gehörten, welche Santa-Fé aufzuweisen hatte. Ketzer nämlich sind Alle, welche nicht geborene Spanier oder Portugiesen sind; alle übrigen Nationen sind verurtheilt im Unglauben zur Hölle zu fahren.

Auf die Frage: wie es komme, daß diese Deutschen, diese Franzosen oder Engländer wackere Leute seien, da sie doch Ketzer seien? wurde dem Fragenden folgender Aufschluß gegeben, gewiß so höchst merkwürdig als vollkommen wahr:

„Den Protestanten oder Ketzern überhaupt stellt der Teufel nicht nach, denn derer ist er gewiß, diese kommen doch in die Hölle, ohne daß er sich um ihretwillen Mühe zu geben braucht; sie können also wohl redliche und tadellose Leute sein, denn sie haben keine Versuchung zu bestehen. Die Katholiken aber würden Alle in den Himmel kommen, wenn sie nicht sündigten, und darum bemüht sich der Teufel sie zum Falle zu bringen; sie führt er in Versuchung und deshalb müßten sie erliegen, wenn die Gnade nicht wäre, welche sie immer wieder aus den Klauen des Teufels rette. Jede solche Prozession mache die halbjahrelange Bemühung des Teufels zu Schanden."

Der Priestergeiz und die Härte, mit welcher eingetrieben wird, was derselbe verlangt, wirkt im höchsten Grade entsittlichend auf das unglückliche Volk. Von Gebühren für Taufen, Trauungen und Begräbnissen ist keine Rede, sondern der Priester bestimmt in jedem einzelnen Falle, was er haben will, und der Maßstab ist immer der größere oder geringere Wohlstand der Parteien. Die höheren Volksklassen können allenfalls die unverschämten Forderungen von 600 Dollars für eine Trauung bezahlen, nicht so ist es, wenn man von einem armen Ranchero, wenn man von einem Heerdenbesitzer 90, 100, 120 Dollars oder Piaster verlangt. Dieses Geld ist eine Lebensfrage in einem Lande, wo das Rind nichts weiter gilt, als was sein Fell werth ist, und wo noch dazu dieses Fell viele Meilen weit transportirt werden muß, um verwerthet zu werden, stellen sich solche Forderungen als ganz entsetzlich und unbarmherzig heraus, und die Folge davon ist, daß die mehrsten dieser niederen Klasse in einer wilden Ehe leben, lediglich, weil sie die Kosten nicht bezahlen können.

Nun kommt aber die Taufe als beinahe etwas eben so Kostbares und doch Nothwendiges hinzu. Entgehen die Armen, indem sie sich nicht trauen

lassen, der einen harten Zahlung, so doch keineswegees der andern, denn Christen sind sie einmal und sie wollen als solche leben und sterben.

Kommt nun der Tag der Taufe heran, so fragt der Geistliche nach dem Trauschein und läßt sich die Gebühren entweder nachzahlen oder verflucht den Abtrünnigen, excommunicirt ihn, schließt ihn aus der Gemeinschaft der Kirche aus und überantwortet ihn der Hölle. Und die Begräbnißkosten sind wo möglich noch höher als die Trauungskosten und der arme Mann sagt ganz mit Recht: ich bin jetzt im Wohlstande, wenn ich mich verheirathe, werde ich dürftig, wenn ich meine Kinder taufen lasse, werde ich zum Bettler und sollen die Gestorbenen begraben werden, so muß meine Familie verhungern.

Was dergleichen Schändlichkeiten für einen üblen Einfluß haben, läßt sich kaum fassen, und der Einfluß ist um so schlimmer und tiefer greifend, als die Hirten der unglücklichen Heerde in allen Lastern mit gutem Beispiele vorangehen. Sie sind die ersten am Spieltische, die ersten bei den Hahnengefechten, sie sind die ersten bei den wilden Tänzen der jungen Sennoritas und Sennores, die kühnsten bei den Zechgelagen und keineswegees die letzten bei denjenigen Verbindungen mit dem weiblichen Geschlecht, welche sie selbst so entsetzlich theuer machen und welche sie nichts kosten, eben weil sie sich nicht trauen lassen können. Man findet dieses zwar nur bei den Geistlichen in vorgerückten Jahren, welche in der Regel vier bis fünf junge Verwandte zu sich nehmen, was eben die jüngeren nicht so gut dotirten Geistlichen keineswegees können, aber diese letzteren halten sich wieder vollkommen schadlos dadurch, daß sie die jungen Damen ihrer Bekanntschaft in den Geheimnissen ihres Glaubens unterrichten. Wer diese mexikanische Geistlichkeit betrachtet, muß staunen über deren viehische Rohheit, über die Abscheulichkeit ihrer Sitten und über die wirkliche Abwesenheit alles dessen, was sie zu verkündigen vorgeben, der Religion nämlich, die Niemandem fremder ist als ihren Lehrern.

# XXI.

**Ein Leichenbegängniß. Was man alles „begraben" nennt. Wie man mit den verfluchten Ketzern verfährt. Wie tief die geweihte Erde des Kirchhofs reicht. Die Conquistadores. Was sie in Mexico suchten. Ob es dort bereits bekannte, aber verborgen gehaltene Minen gäbe. Fabeln über dieselben und immer wiederkehrende Betrügereien.**

Auch ihre Untergebenen, Küster und Kirchendiener, nehmen Theil an dieser Rohheit. Ein Begräbniß z. B. wird auf folgende Weise vollzogen, es geschehe innerhalb oder außerhalb der Kirche; der Unterschied liegt nur darin, daß Derjenige, welcher seine Todten unter dem Pflaster der Kirche begraben wissen will, zehn Mal so viel zu zahlen hat, als wenn die Feierlichkeit auf dem sogenannten Kirchhofe vor sich geht. Es wird ein Loch gegraben, so schmal und so kurz wie möglich und etwa fünf Fuß tief. Hier hinein kommt die Leiche, einfach in ein Stück Zeug gewickelt, ohne irgend einen Sarg, deren es überhaupt in jeder Kirche nur einen giebt, in welchem die Vornehmen einen Tag nach ihrem Tode vor dem Altar der Kirche ausgestellt bleiben; auch sie kommen nach dieser Ausstellung ohne Sarg in die Erde.

Wenn die Leiche hier liegt, so bespritzt der Geistliche sie mit Weihwasser und geht dann zu seinem Zech- oder Tanzgelage, oder zu sonst einer Unterhaltung. Nunmehr werfen die Kirchenbiener Erde auf die Leiche und kaum ist diese so weit damit bedeckt, daß man sie nicht mehr sieht, so springen ein Paar derselben in das Grab und trampeln, während die Anderen Erde nachschütten, auf der Leiche herum und treten die Erde fest und stampfen sie mit großen, hölzernen Keulen zusammen, so daß die Erde ganz in die Grube gelangt und wenig oder nichts auf der Oberfläche übrig bleibt, was dann so vertheilt wird, daß man die Stelle des Grabes gar nicht mehr sieht, daher man auch in der Regel viel zu früh wieder zurückkehrt, um ein neues Grab zu machen, in welchem Falle dann die ausgeworfenen, halb verwes'ten Theile beim Zuschütten des neuen Grabes vielleicht wieder hineinkommen, wo nicht, an der Oberfläche liegen bleiben und dann von Aasgeiern verzehrt werden.

Da diese schauderhafte Ceremonie doch zugleich so theuer ist, daß arme Leute das Geld nicht erschwingen können, so bringen sie wenigstens die Leiche ihres Kindes, wenn sie unter dem Mantel der Mutter oder des Vaters

verborgen werden kann, heimlich in irgend eine Kirche und legen sie in irgend einem Winkel nieder. Wenn diese Leiche nun gefunden wird, so muß der Pfarrer dieser Kirche dieselbe von selbst begraben; wehe aber den Eltern, wenn die Sache entdeckt wird. Nicht nur müssen sie die Gebühren doppelt nachzahlen, sondern sie müssen sich auch einer schweren körperlichen Züchtigung unterwerfen, wenn sie nicht aus der Kirche ausgestoßen werden wollen.

Ein Ketzer darf auf dem heiligen Boden des Begräbnißplatzes nicht begraben werden, er würde denselben entheiligen; solch' ein Ketzer, d. h. also das Mitglied einer fremden Nation (was eben die Ketzerschaft begründet), wird auf einem Hügel unfern der Stadt begraben, welcher der Vorplatz der Hölle heißt. Man sieht dort gewöhnlich Schildwachen stehen; denn da die Amerikaner nicht nackend in einem Sacke, sondern bekleidet und in einem Kasten begraben werden, so holen die industriellen Mexikaner gewöhnlich den Begrabenen aus der Erde, nehmen den Kasten und die Kleidungsstücke zu ihrem Gebrauche mit und lassen die Leiche den Wölfen und Geiern.

So roh sind doch die Geistlichen in Europa nicht, es ist z. B. in München ein Fall vorgekommen, welcher recht deutlich gezeigt hat, wie sehr man Religion mit äußerem Anstande vereinigen könne. Eine katholische Frau, mit einem protestantischen Manne verheirathet, war gestorben, ohne ihrer Verpflichtung, die Kinder im katholischen Glauben zu erziehen, nachgekommen zu sein. Es waren ihr die Sterbesakramente verweigert worden und sie sollte nicht in geweihter Erde begraben werden.

Da sie ihren Glauben nicht verläugnet, nicht abgeschworen hatte, da sie nicht Protestantin geworden war, so gehörte ihre Leiche jedenfalls auf den katholischen Kirchhof, und so wurde es auch von der Polizei angeordnet. Der Leichenzug langte auf dem Kirchhofe an, aber es war weder ein Grab gegraben, noch war ein Geistlicher anwesend, und es erhob sich ein nicht geringer Skandal, der dem Geistlichen bedrohlich zu werden anfing. Er erholte sich Raths bei dem Bischof, und siehe, die christliche Milde fand einen Ausweg, es wurde auf dem Kirchhofe ein Grab gegraben, aber nicht 7′ sondern 10′ tief, so daß die Leiche 3′ tiefer lag, als die geweihte Erde reichte, folglich zwar auf dem Kirchhofe, aber doch keineswegs in heiliger Erde. Diese Auskunft ist ein Beweis von dem großen Verstande der davon berührten Geistlichen, und die Herren Spanier in Alt- und Neu-Mexico hätten wohl auch ebenso klug sein können.

Von Anfang der Eroberung dieser gesegneten Länder war die Aufmerksamkeit der Spanier eigentlich auf nichts als auf das Herbeischaffen

von Gold gerichtet. Gold war den ersten Abenteurern unter Colon, war den Conquistadores und den Räubern und Mordbrennern und frommen Bekehrern unter Pizaro das Eins und Alles ihres Bestrebens. Jeder Berg galt ihnen als Verkündiger einer Erzlagerstätte, jedes Stückchen weißen oder gelben Glimmers galt ihnen für Silber oder Gold, und immer hatten sie jeden Eingeborenen im Verdachte, ein Wissender zu sein, in dem Verdachte, Kenntniß zu haben von den Bergwerken, welche früher durch die Eingeborenen waren betrieben worden.

Wahrscheinlich ist das Ganze nichts als eine märchenhafte Erzählung, wie die von dem berühmten Eldorado der Guianna. Allerdings hat man bei Montezuma und den Seinigen — allerdings hat man bei den Inka's und ihren Untergebenen auf dem ganzen großen Striche von Mexico bis zum Titicaca-See unermeßliche Schätze an verarbeitetem Golde gefunden, keineswegs aber Kennzeichen, daß dieses Gold durch Bearbeitung von Erzen erhalten worden sei, es ist im Gegentheil viel wahrscheinlicher, daß jene gefundenen Goldmassen wirklich gefunden sind, nämlich solche, die keineswegs den Bergwerken, sondern den Flüssen ihren Ursprung verdanken, da noch jetzt das Gold aus den mehrsten Flüssen und Bächen gesucht wird. Hiervon läßt sich aber kein Spanier überzeugen, im Gegentheil glaubt ein jeder, daß die eingeborenen Amerikaner im Besitze der allerwichtigsten Geheimnisse sind. Man sagt sich, die Abkömmlinge der gemordeten Mexikaner besäßen jene Geheimnisse erblich, dürften aber bei Todesstrafe dieselben Niemand mittheilen. Man erzählt sich, die Häuptlinge vererbten die Kenntniß von diesen Minen auf ihre Nachkommen, nicht etwa, damit sie nicht untergehen sollten, sondern im Gegentheil dazu dienten, ihre Macht zu erhöhen, wenn sie wieder einmal zu derselben gelangt sein würden, aber man behauptet auch, daß die Verschwiegenheit über diesen Punkt zu einer so heiligen Pflicht gemacht würde, daß niemals der Fall vorgekommen, eine Mine sei verrathen worden. Diese Behauptung ist sehr wahrscheinlich, denn wo nichts zu verrathen ist, kann auch nichts verrathen werden, aber die Spanier sind in ihrem Golddurst so unbeschreiblich dumm, daß sie sich alljährlich ein paar Mal auf die allergröbste Weise foppen lassen. Ein Mexikaner erscheint mit der Erklärung, er habe eine Mine entdeckt, und er wolle sie anzeigen, wenn man ihm einen gewissen Antheil an dem Gewinn verspräche. Dieses Versprechen wird immer gegeben, natürlich mit dem geistigen Vorbehalt, nach Auffindung der Goldmine das Versprechen gänzlich zu vergessen.

Der Indier wird gefragt, wie weit die Mine entfernt sei, und nach seiner Angabe in Tagereisen und nach dem muthmaßlichen Aufenthalt zur

Ausbeutung der Minen richtet man die Verproviantirung. Es wird Mais, Mehl und Fleisch, es wird Wein und Brot, es werden trockene mehlreiche Gemüse mitgenommen in großen Säcken, welche man alle mit Gold gefüllt heimzubringen hofft.

Nach dem zweiten oder dritten Tagemarsch werden aber die Goldsucher von einer feindlichen Horde überfallen, ihrer Lebensmittel, ihrer Reit- und Lastthiere beraubt, und sie danken dann noch dem Himmel, wenn sie mit dem Leben davon kommen, die guten Reisenden. Schade nur um den Führer, welchen die Wilden gleich auf dem Fleck massakrirt, oder welchen sie mitgenommen haben, um ihn, daheim angelangt, für seinen Verrath zu bestrafen.

Dies ist die stets wiederkehrende Fabel, der stets wiederkehrende Versuch, durch den Verrath eines Eingeborenen Gold zu erlangen.

Da man aber in Alt- und Neu-Mexico eine Menge Trümmer von Städten findet, und nicht glaubt, daß Städte aus irgend einer andern Absicht angelegt werden können, als um Bergwerke zu bearbeiten, so ist jede Spur von einer ehemaligen Stadt gleich immer die Spur eines Bergwerks, wenn man nur immer wüßte, wo dasselbe liegt.

---

## XXII.

**Ruinen von Gran Quivira. Eine mexikanische Goldmine. Bearbeitung derselben. Die Eingeborenen unmenschlich überbürdet. Höchst gefährliches Verfahren. Verquicken der Gold führenden Erde durch Maulthiere oder Pferde.**

Eine der interessantesten Ruinen ist die, welche man La Gran Quivira nennt, und welche südlich von Santa-Fé liegt. Die Gebäude, zwar durchweg zerstört und dachlos, häufig nicht mehr als eine Front oder Seitenmauer zeigend, häufig aber auch noch in ihrem ganzen Umfange erhalten und nur von oben beschädigt, sind durchweg aus behauenen Steinen ausgeführt. Die Ruinen liegen in einer baumlosen Ebene, nicht an einem Flusse, nicht an einem Bache oder See, sind also wasserlos, aber man findet die Trümmer einer mehrere Meilen langen Wasserleitung, welche zu den benachbarten Bergen führt, und von woher man auf diese künstliche Weise das wichtigste Material für die Erhaltung des Lebens geholt hat.

Diese Stadt soll von den Ureinwohnern von Mexico gebaut worden sein und soll zum Wohnort der Bergleute gedient haben. Diese Sache widerlegt sich auf das Einfachste dadurch, daß man an den Trümmern der Hauptgebäude sehr deutlich und unzweifelhaft das königlich spanische Wappen ausgemeißelt findet; es ist wahrscheinlich eine von jenen Städten, welche bei dem furchtbaren Blutbade im Jahre 1680 ihren Untergang fanden, so daß kein Einwohner übrig blieb, der erzählen konnte, was vorgefallen, allein wenn man jetzt solche Ruinen betritt und wenn man in ihrer Nähe noch große Haufen Erzes, wenn man so sagen will, findet, aus welchen in den Wäschereien noch heutigen Tages das Gold gesammelt wird, so kommt man in der natürlichsten Weise auf den Gedanken, daß hier jedenfalls eine Bergwerksstadt bestanden habe. Es giebt noch eine große Menge ähnlicher Ruinen, und es ist unzweifelhaft, daß in der Nähe einiger derselben alte Goldminen vorhanden sind, welche man sogar jetzt wieder, wenn schon ohne Vortheil, in Bearbeitung genommen hat. So die Minen von Cerillos, welche nur fünf deutsche Meilen südlich von Santa-Fé liegen; dieselben sind aber von so gewaltiger Tiefe, daß sie eben deswegen nicht ertragreich sein können, weil die Arbeit des Heraufschaffens der Gold führenden Erde mehr kostet als das Gold werth ist, das man in dieser Erde findet.

Die Art, wie hier verfahren wird, ist traurig genug und beweist so recht die gänzliche Unfähigkeit der Mexikaner für die Bergwerkskunst. Sie graben ein Loch in die Tiefe, da wo sie die goldreiche Erde muthmaßen, oder wirklich finden. Hat dasselbe eine solche Tiefe erreicht, daß man nicht mehr auf Händen und Füßen kriechend hinein und hinaus gelangen kann, so wird ein Baum stufenförmig gekerbt und schräge in die Oeffnung gestellt. Auf dieser sehr schlechten und wankenden Leiter steigen die einheimischen Bergleute, die Eingeborenen, furchtlos auf und ab, immer mit einem Korbe voll Erde auf dem Kopf und ohne sich mit den Händen an der Leiter zu halten.

Unmittelbar neben dem Schacht, nur so weit nach der Seite gerückt, daß der Baum, welcher die Treppe bildet, nicht seiner Stütze beraubt wird, geht man weiter in die Tiefe, bis man einen zweiten Baum neben den ersten zu stellen gezwungen wird, dann rückt man wieder etwas seitwärts, und so geht es immer weiter abwärts, immer eine Leiter nach der andern im Zickzack, bis man die Gold führende Erdschicht durchbrochen hat.

Es ist höchst merkwürdig, daß weder den dummen Spaniern, noch den Eingeborenen, welche bei Weitem mehr natürlichen Verstand haben, als ihre Besieger, eingefallen ist, statt in die Tiefe lieber in die Breite zu

gehen, denn wo einmal die Gold führende Erde sich befindet, geht sie nicht dem angelegten Schachte nach in die Tiefe, sondern sie ist ziemlich weit ausgebreitet und ebenso reichhaltig in der Nähe der Oberfläche, als weiter nach der Tiefe zu.

Die Arbeit aber ist eine höchst gefährliche, denn eine ganze Fuhre dieser Erde enthält kaum für den sechsten Theil eines Thalers Gold; steigt sie bis auf das Doppelte, so wird die Erde sehr reich gehalten, das will sagen, durch Waschen gewinnt man so viel, möglicherweise kann mehr darin enthalten sein; das eingeschlagene Verfahren bringt jedoch nicht mehr zum Vorschein. Die unglücklichen Eingeborenen, welche zu dieser Arbeit gezwungen werden, sind stets in kurzer Zeit Opfer der unnachsichtigen Grausamkeit ihrer Peiniger, und die armen Leute haben hölzerne runde Schüsseln von 1½ Fuß Durchmesser, welche in der Mitte eine Vertiefung haben, worin sich das Schwerste von der auszuwaschenden Erde sammeln kann. Solche Schüssel wird halb mit Erde gefüllt, dann in Wasser getaucht und geschwenkt, wodurch mit dem kreisförmigen Schwenken das Wasser mit der leichten Erde als Schlamm entweicht. Man wiederholt dies so lange, bis in der Tiefe nur ganz wenig von einer schwarzen sehr schweren körnigen Substanz übrig bleibt, meistentheils kleine Krystalle von Eisenerz. Zwischen diesen Körnchen sieht man mitunter mit bloßem Auge ein kleines Goldplättchen, die Regel aber ist es nicht, sondern das so weit reducirte Erz wird nun entweder zur Ausschmelzung, oder zur Verquickung mit Quecksilber gebracht. Da nun aber das Land wasserarm und nur während des Winters in genügender Menge damit versehen ist, so müssen die unglücklichen Arbeiter, an ein heißes Klima gewöhnt, während dieser kalten Jahreszeit bis an dem Gürtel im Wasser stehend, ihre schreckliche Arbeit verrichten, welche ihnen häufig schon im ersten, sicher aber im zweiten Jahre den Tod zuzieht.

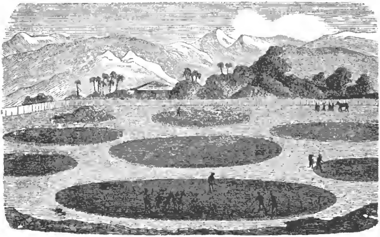
So gering der Gewinn ist und so grausam es ist demselben nachzujagen, so hat er doch unter den Spaniern ein förmliches Goldfieber erzeugt, lange bevor Californien der Schauplatz desselben wurde. Dabei wurde jede Schurkerei für erlaubt gehalten und es überbot immer ein größerer Schurke den kleineren, so daß schließlich Alle betrogen wurden. Nach einem spanischen Gesetz, welches zum Schutze der Eingeborenen gegeben war, sollten sie es vorzüglich sein, welche die Minen bearbeiteten. Man kehrte das Gesetz dahin um, daß man die unglücklichen Indianer zwang in den Bergwerken zu arbeiten; daß der Boden ihnen gehörte und sie im Besitz geschützt werden sollten durch dieses Gesetz, fiel Niemandem ein.

Ein anderes Gesetz war gegeben worden, nach welchem Niemand einem Eingeborenen die entdeckte Goldmine ohne Schadloshaltung nehmen durfte. Dieses Gesetz war sehr bequem, man steckte solchen Unglücklichen in ein Gefängniß und sorgte dafür, daß er bei seiner Mine keinen Schaden nähme.

Ein Spanier — diese Leute wurden seit der großen Revolution, welche den Creolen das Land zugesprochen, Guachupins genannt — hatte einen Eingeborenen auf solche Weise schadlos gehalten. Von dem Eingeborenen war eine wirkliche Goldader im Sandgestein entdeckt worden; der Guachupin, welcher in der Nähe des Eingeborenen wohnte, hielt es für wichtig diese Ader selbst zu bearbeiten, und so wurde der gute Indianer im Gefängniß in Santa=Fé schadlos gehalten, vor Schaden gehütet.

Der Spanier Thomaso Lopez schaffte nun gewaltig viel Quecksilber an, ließ das Erz pochen, und es dann amalgamiren, welches allerdings auf eine etwas rohe Weise geschah, denn eine bessere hatte er nicht kennen gelernt.

Auf einem großen, ebenen Platze werden flache Gruben von Kreisform ausgestochen und festgestampft. Der Boden ist gewöhnlich ein ziemlich fester Lehm, die Beschaffung dieser Gruben unterliegt mithin nicht der



geringsten Schwierigkeit. In diese Vertiefungen wird das Erz, nachdem man es gut zerkleinert hat, geschüttet und dann wird Quecksilber darüber gegossen, welches dasselbe durchdringt und sich mit dem Golde verbindet. Damit dieses gut und möglichst vollständig geschehe, wird es mit Hacke und

Spaten vielfältig umgerührt und es werden Maulthiere darauf herumgetrieben, welche ein genügendes Rühren und Durcheinandertreten bewerkstelligen.

Nach einigen Tagen läßt man wieder neues Quecksilber über das Erz gießen und setzt die Arbeit von Neuem fort; man wiederholt auch die Zuthat von Quecksilber zum dritten Male, darauf schaufelt man das durchgeknetete amalgamirte Erz in eine tiefere Grube, wo sich dann das Quecksilber nach und nach abwärts zieht und nunmehr zum Verflüchtigen gebracht wird.

## XXIII.

**Auswaschen der Gold führenden Erde. Höchst verschwenderisches Umgehen mit dem Quecksilber. Einer jagt dem Andern die Beute ab. Ein Bösewicht nach dem andern stirbt an Unverdaulichkeit. Nicht Goldwäscher, sondern Goldsucher. Bescheidene Ansprüche an das Leben.**

Der Ueberrest des aus der Grube geschaufelten amalgamirten Erzes ist noch sehr reich und wird daher nochmals bearbeitet, um das Quecksilber daraus zu sondern. Dieses geschieht nunmehr durch Waschen, indem man auf das Erz Wasser fließen läßt, wodurch sich die Erdtheile absondern und nur die mit Gold beladenen Quecksilberantheile zurückbleiben.

Diesen Rest des amalgamirten Goldes oder des mit wenig Gold versehenen vielen Quecksilbers dampft man im verschlossenen Raume ab, so daß man das Quecksilber bis auf einen geringen Verlust desselben wieder gewinnt.

Die Spanier sind in all' diesen Dingen viel zu ungeschickt, um mit dem wirklich möglichen Vortheil zu arbeiten, es geht ihnen sehr viel Quecksilber verloren, allein der Vortheil ist bei alledem so groß, daß immer wieder auf dieselbe Art operirt wird.

Der Spanier, der den Indier vor Schaden bewahrt hatte, verstand doch nicht, sich vor Schaden zu wahren. Einige schöne Goldklumpen, welche er auf diese Weise gewonnen, zeigte er dem Gouverneur von Santa-Fé, welcher es alsbald räthlich fand, dem verruchten Guachupin seinen Raub abzujagen. Es war zur Zeit der Revolution ein Gesetz erlassen, nach welchem die geborenen Spanier Mexico verlassen mußten, denn man wollte blos die Criollos, die geborenen Mexicaner europäischen Ursprungs, im Besitz des Landes wissen; dieses Gesetz wurde plötzlich wieder hervor-

gesucht. Zur Zeit der Revolution hatte man alle Spanier vertrieben, wer sich aber durch diese gefährliche Zeit hindurch im Lande erhalten hatte, oder wer nach der Vertreibung der in Europa geborenen Spanier durch die in Amerika geborenen Spanier, wieder zurückgekehrt war, wurde unangefochten gelassen. Jetzt fand der Gouverneur plötzlich, daß dieses Gesetz noch keinesweges aufgehoben sei, und er ließ den Guachupin sofort einziehen und über die Landesgrenze bringen und erzählte dann dem Erzbischof, wie klug, mit welcher Umsicht er hier gehandelt habe.

Der Erzbischof war ein äußerst redlicher Mann, er bereis'te mit dem Gouverneur die Minen und ließ sich das Verfahren erklären, dann zeigte er den Gouverneur bei dem Präsidenten der Republik in Mexico an, weil derselbe das Eigenthum eines Guachupins zwar confiscirt, aber nicht für die Regierung oder die Kirche, sondern für sich eingezogen habe.

Natürlich wurde der Gouverneur sofort abgesetzt, und als ein muthmaßlicher Anhänger der vertriebenen Spanier des Landes verwiesen.

Nun war der Herr Erzbischof im Besitz der Goldmine; er ließ gleich, um die Sache im Großen zu betreiben, mehrere 100 Centner Quecksilber kommen, ließ das gepochte Erz durchschaufeln, und dann das Quecksilber abtreiben. Da er aber von der Sache nichts verstand, sondern nur wußte, daß das Gold aus dem Amalgam durch Verdampfung des Quecksilbers gewonnen wird, so ließ er dieses im offenen Feuer bewerkstelligen, wodurch natürlich der ganze Vortheil verloren ging, indem die ungeheure Masse des verdampfenden Quecksilbers vom Winde entführt wurde, statt wiedergewonnen zu werden. Was man an Gold erhielt, war lange nicht so viel werth, als man an Quecksilber verloren hatte, dazu wurde die Atmosphäre weit umher durch Quecksilberdämpfe vergiftet, und der geistliche Würdenträger, welcher mit vielen seiner Untergebenen gegenwärtig war, als man die unsinnige Procedur des Abdampfens bei offenem Feuer vornahm, wurde durch das Einathmen der Quecksilberdämpfe dergestalt beschädigt, daß er wenige Tage, nachdem er das Gold entstehen gesehen, des elendsten Todes verstarb. Der Pfaffe im Faust, welcher Gretchens Mutter den Schmuck abjagt, sagt zwar:

„Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen
Und doch noch nie sich übergessen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen."

Allein, hier war es doch nicht ganz so, denn der Herr Erzbischof und seine würdigen Domherren verdarben sich den Magen dergestalt, daß

sie nie wieder etwas gegessen haben, aber die Mine war für den Besitzer, so wie für den ersten, zweiten und folgenden Räuber verloren, denn natürlich blieb der unglückliche, ursprüngliche Besitzer auf immer vor Schaden bewahrt im Gefängniß, und auch die Seinigen werden es wohl nicht gewagt haben, sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums zu setzen, mit der spanischen Kirche ist nicht gut zu spaßen.

In solcher Weise ist es fortwährend gegangen; sobald ein Fremder irgend eine Entdeckung gemacht hatte, so wurde ein Gesetz gefunden oder erfunden, vermöge dessen er um jede Möglichkeit eines zu erlangenden Vortheils gebracht wurde, was denn zur Folge hatte, daß die Fremden von all' dergleichen Unternehmungen sich zurückzogen und den Spaniern allein überließen, in ihrer elenden Weise fortzuwirthschaften.

Die Goldgegenden dieser Gebirge haben eigentlich gar keinen Herrn, sondern sind allgemeines Eigenthum, und sie werden so noch am besten bebaut und benutzt. Die sehr wenigen Bewohner dieser Gegenden nennt man Gambucinos; es sind gewissermaßen Bergleute, die auf eigene Rechnung arbeiten. Sie waschen nicht das Gold aus der Erde, sondern sie suchen es. Die Arbeit ist zwar sehr viel mühsamer als die des Waschens und überdies noch weniger lohnend, aber die armen Bergleute sind so bescheiden in ihren Anforderungen an das Leben, daß sie zufrieden sind, wenn sie nur überhaupt leben. Ein Paar Realen genügen ihnen, und da ihre gewöhnliche Nahrung aus Brod und Piloncillo — einem sehr braunen Rohzucker und etwas von dem schlechtesten Käse besteht, wie er nur auf mexikanischen Landgütern fabricirt wird, so kommen sie wohl gar mit e i n e m Real täglich aus, d. h. mit etwa zweien Groschen. Der fremde Tagelöhner, der nach Mexico geht, um zu arbeiten, will w e n i g s t e n s das Zwanzigfache an baarem Gelde täglich verdienen, außerdem aber noch fünf gewichtige Mahlzeiten haben. So viel trägt allerdings das Goldsuchen hier nicht ein, aber ohne diese politischen Hindernisse würde das Land, bei vernünftiger Bearbeitung, eine Goldmenge liefern, welche in Staunen setzt; denn eigentlich besteht die ganze Oberfläche desselben, soweit sie nicht Gebirge ist, aus goldhaltiger Erde, die Thäler sind vollständig damit erfüllt und alles Erdreich, was durch Verwitterung gelockert und durch Regen von den Gebirgen herabgespült ist und sich über die Oberfläche ausgebreitet hat, führt Gold, wenn auch in kleinen Mengen, mit sich.

---

# XXIV.

**Eigenthümliche geographische Ansichten. Erziehung. Ungemeine Höflichkeit. Elegante Formen, Gefallsucht bei den Damen, gepaart mit großer Unreinlichkeit. Eigenthümliche nationelle Trachten der Damen wie der Männer.**

Es ist großartig zu sehen, bis auf welchen Grad der Verdummung man hier gelangt ist. Gewiß ist, daß die Franzosen und die Engländer in mancher Hinsicht, namentlich was die Geographie betrifft, Großes leisten. Die letzten Kriege haben die Engländer allerdings gelehrt, daß, außer Spanien und Frankreich, noch andere Länder in Europa sind. Die Franzosen stehen mehrentheils noch auf einem sehr ursprünglichen Standpunkt, es ist ihnen Alles là bas, Preußen c'est là bas, Rußland — là bas, Schweden nun erst recht là bas, und wenn ein Courier nach Stuttgart geht, so kann man sich darauf verlassen, zwanzig Franzosen geben ihm Briefe mit, die er unterweges in Berlin, Wien, Petersburg, Stockholm, Konstantinopel, abgeben soll, denn alles dieses ist ihnen là bas, aber die Spanier gehen noch um einen Schritt weiter, ihnen ist nichts „da draußen", sondern ihnen gehört Alles. So wie Karl V. sich rühmte, in seinem Reiche gehe die Sonne nicht unter, so rühmt sich der Spanier, daß ihm Alles gehöre, was von der Sonne beschienen wird, Deutschland, Rußland, Türkei sind Namen, die sie wohl schwerlich jemals gehört haben, aber Europa, ja das kennen sie, denn in Europa liegt Spanien und Europa ist eine Provinz dieses schönen Landes.

In früheren Zeiten war es die Politik der spanischen Regierung, welche theils solche Lehren geflissentlich verbreitete, theils nicht das Mindeste that, um dieselben zu beseitigen. Als die Colonien sich von Spanien trennten, fühlten die Criollos ihre gänzliche Unzulänglichkeit und es wurden Schulen eingerichtet, bald aber fehlte es so vollständig an Mitteln, diese zu erhalten und so mußten dieselben aufgegeben werden.

Auch die Erziehung der Damen, selbst in den vornehmsten Kreisen, ist ganz wunderbar vernachlässigt. Von Geistlichen werden sie unterrichtet die Gebete zu sprechen, welche für die kirchlichen Gebräuche nöthig sind; sobald sie dieses können, ist die Erziehung vollendet. Daß man dieselbe so weit treiben könne, daß eine Dame es bis zum Lesen eines Buches oder gar zum Schreiben bringt, ist beinahe unerhört. Diejenige Dame, die im Stande ist, ihrem jungen Anbeter ein Liebesbriefchen zu kritzeln, gilt geradezu

für ein Wunder von Gelehrsamkeit. Aber wozu auch lesen, wozu auch schreiben lernen, einen Cavalier bekommt man auch ohne diese Kunst und das ist doch immer die Hauptsache.

Aber man kann nicht läugnen, daß die Eingebornen spanischer Abkunft ganz ungewöhnlich höflich sind, sie haben in Allem die feinsten Formen, es wird nie ein unzartes Wort gebraucht, man zeigt sich im ganzen Benehmen stets nur im Feierkleide, man möchte beinahe glauben, die Leute seien Alle geborene Hofmänner und Hofdamen. Auch ihre Trachten sind von der allereleganteſten Art, sie putzen sich gern und tragen sich, wiewohl gänzlich ohne Schnürleib, dessen verunstaltenden Gebrauch man hier gar nicht kennt, doch auf das Geschmackvollste und zugleich so allerliebst kokett, daß man bezaubert, daß man hingerissen wird. Die Damen behaupten, sie thäten dieses nur aus Höflichkeit, sie thäten es keineswegs sich selbst, sondern immer nur dem Fremden, dem Freunde zu Gefallen und man möchte beinahe glauben, daß dieses wahr sei, denn in ihrer Häuslichkeit, wo sie nicht Rücksicht auf den guten Ton nehmen, wo sie nicht Jemanden gefallen wollen, tragen sie sich keineswegs kokett oder sonst wie anmuthig, geschmackvoll, sondern sie haben die glückliche Gabe, eine so reichliche Menge von Schmutz, Staub, Fett und andere Unreinigkeiten auf ihrem Körper lastend, zu ertragen, daß man viel eher sagen könnte, sie seien zurückschreckend, Ekel erregend, als sie seien verführerisch.

Die Kleidung der Damen auf der Straße ist nur hin und wieder die europäisch moderne, sie finden dieselbe abgeschmackt, wie sie denn auch wohl nicht anders bezeichnet werden kann und sie lieben ihre Landestracht, das leichte Gewand, kurz genug, um weder den Schritt zu hindern, noch den zierlichen Fuß zu verbergen. Hüte und Hauben sind selbst bei den Mode-Närrinnen selbst etwas unbekanntes, eine Allen gemeinsame Tracht aber ist der Rebozo, der vier Ellen lange Shawl, welcher zugleich als Kopfputz dient. Die Damen tragen ihn in Gesellschaft gewöhnlich über die Schulter gehängt, wie man bei uns gewöhnlich denselben zu tragen pflegt, nur mit dem Unterschiede, welchen die natürliche Grazie der Spanierinnen bedingt, indem sie immer sehr gut wissen, was sie damit machen sollen, etwas, was man nicht jeder unsrer Damen nachrühmen kann. Wenn nun die Zeit des Ausgehens kommt, wenn man nach der Siesta seine Freunde besucht, oder Abends auf die Promenade geht, so wird dieser Rebozo über den Kopf genommen, er bedeckt nach hinten zu die Frisur, läßt aber das Gesicht ganz frei. Da er nur in der Regel fein und schleierartig gewebt ist, so kann er auch als Schleier benutzt werden und in diesem Falle bei einer Breite von 1½ Ellen sowohl vorn als hinten nieder-

hängend, bedeckt er den ganzen Kopf, das Gesicht, die Schultern und hüllt — er ist ja vier Ellen lang — die ganze Figur so vollständig ein, daß man durchaus nicht erkennen kann, wen man vor sich hat, wenn die Trägerin des Rebozo nicht gekannt sein will, es giebt kein herrlicheres Kleidungsstück für verliebte Abenteuer und da die Creolendamen zu solchen eine außerordentliche Neigung haben, so ist zu vermuthen, daß dieses Kleidungsstück wohl schwerlich jemals aus der Mode kommen dürfte.

Die Tracht der Männer ist ungemein schön, malerisch und ritterlich, doch auch zugleich sehr kostbar. Ein Fehler, den übrigens die Kleidung der Damen gleichfalls hat; der Rebozo einer vornehmen Spanierin muß von indianischen Händen gewebt sein — geflochten könnte man eher sagen, und da er die Arbeit zweier Jahre umschließt, so wird man sagen müssen, daß der Preis von 80 Piastern ein sehr mäßiger sei. Es giebt übrigens welche, die das Doppelte kosten und ihrer Feinheit wegen doch kaum halb so lange halten, eine Dame aber, welche täglich den Rebozo trägt, kann damit unmöglich länger als einen Monat auskommen, woraus man ungefähr auf die Kosten anständiger Damentoilette schließen kann. Es giebt allerdings auch solche shawlartige Schleier oder schleierartige Shawls, welche von Baumwolle gearbeitet, nicht geflochten, sondern gewebt sind, nur einen Piaster kosten, dafür den Nachtheil haben, daß sie ein Jahr lang halten — und solch' ein abscheuliches Ding trägt natürlich nur die Bäuerin, denn ein Dienstmädchen würde sich höchlichst verletzt fühlen, wenn man ihr zumuthen wollte, sich eines solchen Rebozo zu bedienen.

Die Männer tragen Beinkleider, welche die Hüften sehr schön markiren, am Innern des Beines fest anliegend, dagegen auswendig ganz offen sind, so daß sie von den Hüftknochen an abwärts, nichts verbergen würden, wenn man daselbst nicht blanke Schellen, welche die Knöpfe vertreten, angebracht hätte, wodurch diese Seiten einigermaßen geschlossen würden.

Das Beinkleid ist auf beiden Seiten reich mit Stickereien von Gold oder Silber, bei ärmern Personen von bunter Wolle, geziert. Es wird durch einen Shawl über den Hüften festgehalten, wodurch sich die Taille sehr gut abschließt und der Körper etwas mehr als gewöhnlich Schlankes und Bewegliches erhält. Ueber dem Hemde, das die behaarte Brust sehen läßt, trägt der Cavalier eine kurze Jacke, welche den Oberkörper eng anschließend, umgiebt; auch diese Jacke ist an den Näthen, besonders auf der Brust, sehr reich mit Stickerei verziert. Ein Sombrero, ein Strohhut mit großer Krempe, bedeckt den Kopf, und somit ist die Tracht des Cavaliero beendet. Wenn er zu Pferde ist, hängt er über den Sattelknopf noch den Poncho, eine Decke, welche genügend ist, um den ganzen Körper zu ver-

hüllen und welche in der Mitte der Länge einen Schlitz hat, durch den man den Kopf steckt, so daß die eine Hälfte des Poncho über den Rücken, die andere über die Brust herabfällt.

Der hier beschriebene Anzug gehört eigentlich dem Ritter, oder vielmehr dem Reiter, da aber in ganz Mexico keiner zum andern geht, sondern jeder zum andern reitet, so ist dieser Anzug als ein allgemeiner zu betrachten. Reich und arm unterscheidet sich dabei nur durch die Kostbarkeit des Stoffes.

## XXV.

**Sattel und Zaumzeug, Schmuck der Pferde; ungeheure Sporen der Reiter. Neigung zu Prunk und Pracht. Bettelei, ein sehr einträgliches Gewerbe. Vorbereitungen dazu durch die Eltern. Rechtspflege. Verschiedene Gesetze für verschiedene Stände. Ausnahmsgesetze. Schuldner. Diebe.**

So wie der Herr auf geeigneten Putz auf sich sieht, so auch für sein Pferd. Sattel und Zaumzeug sind etwas sehr kostbares, denn überall ist Silber und mitunter auch Gold in großer Menge verschwendet; bei reichen Leuten ist das Gebiß des Pferdes immer von schwerem, gediegenem Silber, und die Ketten, welche das Zaumzeug verzieren, sind ebenso von massivem Golde, dies letztere will sagen, sie sind nicht etwa hohl gearbeitet, sondern wie dick oder wie dünn — sie bestehen aus starkem Golddrath und es kann zwar der Fall eintreten, daß ein so verziertes Gebiß nur 50 Escudos kostet (1 Escudo 2½ Thlr.), aber es kann auch — und es wird häufig der Fall eintreten, daß ein bloßes Gebiß mit dem Zaumzeuge 500 Escudo d'oro kostet, was denn schon ein kleines Sümmchen über 1250 Thalern beträgt.

Lächerlich sind ihre Sporen, deren Größe Alles übertrifft, was jemals im Mittelalter die gepanzerten Ritter trugen. Der Sporen ist mit dem Theil, der dient, ihn an den Fuß zu schnallen, reichlich 10 Zoll lang, wovon also mindestens sechs auf die Stange kommen, welche den Stern trägt. Das Ding, welches wir das Rädchen nennen, und welches in der Regel die Größe eines Groschens hat, ist dort ein zwölfstrahliger Stern von 6 Zoll Durchmesser, der ganze Sporen wiegt zwei Pfund und oft beträchtlich darüber.

Der Sattel, obschon wahrscheinlich nicht nach dem Geschmack eines europäischen Reiters, hat dennoch große Vorzüge vor dem unsrigen, so z. B. in der außerordentlich hohen Rücklehne, welche den Reiter beinahe sicher vor dem Falle schützt und ihm zugleich bei gewöhnlichem Reiten die Bequemlichkeit einer Lehne giebt. Von dem Sattel geht bis nach dem Schwanzriemen hin ein Panzer von Sohlenleder, welches die Croupe und die Flanken des Thieres schützt. Die modernen Reiter lassen ihn gewöhnlich weg, zu einer Reise aber wird er immer hervorgeholt, schon deshalb, weil er eine beträchtliche Menge von sehr praktisch angebrachten Behältern, Taschen und dergleichen birgt. Dieser Panzer führt den drolligen Namen Coda de Pato, d. h. Entenschwanz. Die Steigbügel, häufig an silbernen Ketten hängend, sind doch gewöhnlich von Holz und waren in alten Zeiten wirkliche, eigentliche Holzschuhe, welche die Zehen bedeckten und gegen Regen oder irgend eine andere Verletzung, Benetzung &c. schützten. Die Holzschuhe hat man abgelegt, die hölzernen Bügel hat man beibehalten, um aber den Fuß doch gegen eine Verletzung zu verwahren, trägt der vordere Theil des Bügels, tapageres, lederne Decken, schön mit Drathstickereien verziert, welche den vordern Fuß umschließen und sehr reiche Leute haben wohl Steigbügel von durchbrochenem Eisenblech, kostbar gearbeitet, ganz so, wie wir dieselben in alten Rüstkammern finden. Da sich der Reiter gegen alles Mögliche schützen will, so hat er auch noch die Armas de Pelo an jeder Seite des Sattelknopfes zu hängen, das sind derbe Ziegenfelle mit der Haarseite nach Außen, welche benutzt werden, um bei Regenwetter über die Lenden und die Knie gedeckt zu werden. Auch wenn man durch Dornengestrüpp reitet, sind dieselben von höchster Wichtigkeit.

Dieser Aufzug, er sei nun für den Reitenden und sein Pferd, oder für den Fußgänger bestimmt, wird immer mit Aufopferung der pecuniären Kräfte auf das Glänzendste erhalten, ein Jeder trägt sich weniger seinem Stande gemäß, als vielmehr dem Stande nach, dem er anzugehören scheinen will. Wenn dieses nun auch bei den sehr reichen Mexicanern nicht gerade ganz verderbliche Folgen hat, so ist es doch höchst verderblich für die mittleren und unteren Stände. Die Leute kommen immer mehr und mehr herunter und versinken zuletzt vollständig, so daß sie geradezu Bettler werden, allein das genirt nicht sehr, Betteln ist keine Schande, der Bettler wird immer den Cabalero aufrecht erhalten, und er wird demjenigen, der ihm ein Real geschenkt hat, eine Priese aus goldener Dose anbieten. Der Einheimische wundert sich hierüber nicht, er kennt das, wenn aber ein Fremder verwundert fragen wollte, wie der Bettler im Besitze einer goldenen Dose betteln und nicht lieber diese verkaufen möge, so wird eben

dieser Bettler höchst entrüstet fragen, ob der Seunor nicht wisse, daß er ein Edelmann sei und ob ein Edelmann etwa aus einer Kokosnuß oder einer Klappmuschel schnupfen solle. Da übrigens die Leute sehr bereit sind ihre kleine Münze herzugeben, so ist das Bettlergewerbe ein ziemlich einträgliches, ja vernünftige Eltern, welche ihren Kindern nicht nur ein gutes Auskommen, sondern sich selbst auch ein sorgenfreies Alter sichern wollen, verstümmeln ihre Kinder schon in der Wiege, indem sie ihnen die linke Hand oder ein Bein abhauen und sie dann frühzeitig in dem noblen Metier auf die Barmherzigkeit der jungen Herren oder Damen zu speculiren, abrichten. Wo nicht ein Arm oder ein Bein wirklich fehlt, sondern nur Lähmung vorhanden ist oder Blindheit oder Taubheit, kann man sich darauf verlassen, daß diese Gebrechen nur simulirt sind, und daß der Blinde die Gefahr sieht und der Taube sie hört so gut wie ein Anderer, der nicht blind oder taub ist, und wenn etwa ein wilder Stier durch die Gassen rennt, so wird der gelähmte Bettler gewiß am schnellsten von allen Anderen aufspringen und das Weite suchen, warum sollte er auch nicht, seine Beine sind ja nicht ermüdet, sind ja mehr geschont als die eines Anderen; aber außer dieser Bettlerindustrie findet man wenig Gewerbthätigkeit im Lande, d. h. unter den Abkömmlingen der Spanier, denn die Eingebornen sind keineswegs ganz so faul, noch ganz so frei von Geschick. Dagegen überwiegen die Talente der Spanier jeden der Eingebornen weit, sobald es sich um das Stehlen oder Betrügen handelt, und hierin leisten dieselben mehr als man billig erwarten kann. Diese Art von Industrie wird durch die Gesetze in sofern außerordentlich begünstigt, als entweder — 1) keine Gesetze vorhanden, oder 2) der Richter die Gesetze nicht kennt — oder 3) die Vorgeladenen Ausnahmsgesetze für sich in Anspruch nehmen, so z. B. darf kein Geistlicher vor ein Civil- oder Militairgericht gezogen werden. Der geistliche Spitzbube geht schon deshalb immer straflos aus. Ein Militär darf nicht vor ein Civilgericht gezogen werden, er geht mithin in der Regel auch straflos aus — ferner darf ein Civilist wegen Diebstahl oder Betrug nicht vor ein Militärgericht gezogen werden, aber wenn er ein Don ist, so darf auch das Civilgericht ihm nichts anhaben, er wird dann von dem Obergericht des Staates abgeurtheilt und da es in jedem Reiche, in Mexico, in Nicaragua, in Ecuador ꝛc. immer nur ein Obergericht giebt, so sind auch sie ziemlich unerreichbar.

Sind die Leute niederen Standes, d. h. besitzen sie nicht genug, um dem Richter ihre Unschuld zu beweisen, so kommen sie in das Gefängniß und hier bleiben sie, bis sich ihre Unschuld herausstellt, d. h. bis seine Verwandten genug Beweismittel aus gelbem Metall gefunden haben, um

seine Unschuld in das hellste Licht zu stellen. So kann es wohl kommen, daß ein armer Teufel wegen einer Onca de l'oro zwei — drei Jahre im Schuldgefängniß schmachtet, falls er nicht bereits durch Hunger und Ungeziefer aufgerieben ist, während der Straßenräuber, der Mörder, der Betrüger, mit ein Paar Tagen Gefängniß durchkommt.

Am allerschlimmsten ist der Schuldner daran, denn falls er nicht bezahlen kann, wartet seiner das Gefängniß, man möchte fast sagen für ewige Zeiten, es sei denn, daß der Gläubiger zur Tilgung der Schuld, den Schuldner als Diener annehmen wolle. Wehe dem Unglücklichen, dem ein solches Loos geboten wird, er ist sicher, niemals aus den Sclavenbanden zu kommen. Der Lohn ist äußerst gering, diesen Lohn behält der Herr zur Tilgung der Schuld ein, nun muß der Diener aber Kleidung haben, welche er sich von seinem Lohne beschaffen soll, und welche ihm, da er keinen Lohn hat, sein Herr beschafft, dadurch kommt er wieder tiefer in die Schuld seines Gläubigers und so schlingt sich Verringerung und Vergrößerung der Schuld wie eine unzerreißbare Kette immer fester um den Unglücklichen, bis er nach einer Reihe von Jahren, altersschwach und unfähig geworden, von seinem großmüthigen Gläubiger, der noch immer nicht befriedigt ist, entlassen wird.

Das Stehlen ist hier so durchaus alltäglich, daß Niemand irgend etwas unbewacht stehen oder liegen läßt; das Werkzeug wird vom Felde fortgeholt, das Eisen vom Wagen gestohlen, ja es werden die Räder heruntergenommen, die Deichsel herausgezogen und wenn Jemand während des Diebstahls vorbeikäme, würde er es nicht hindern, würde er nicht zu bewegen sein, gegen den Schuldigen als Zeuge aufzutreten, denn — er mag den Armen nicht in Verlegenheit setzen. Den Ruf: haltet den Dieb! hört man nirgends, denn er wäre ganz vergeblich, Niemand würde sich seine Sporen an dem Diebe verdienen wollen. Wehe dagegen dem Fremden, der ein Pferd kauft oder ein Maulthier von einem Manne, der nicht ansässig in der Stadt ist, alsbald ist ein vorgeblicher Eigenthümer da, und der Käufer ist der Dieb, es hilft ihm nichts, daß er, die vortrefflichen Gesetze des Landes kennend, das von ihm gekaufte Gut, als gestohlenes ohne alle Entschädigung herausgeben will, er muß noch den Besitzer entschädigen, dem das Thier niemals gehört hat, er muß aber auch noch der Gerechtigkeit sein Opfer bringen, was nicht selten ein viel höheres ist, als ihm das gekaufte Thier selbst gekostet hat.

# XXVI.

**Spielwuth. Leidenschaftliche Liebe zu Wetten und Hahnenkämpfen. Furchtbare Wuth der Verlierenden, Mordthaten dadurch herbeigeführt, der Gewinn bringt Ruhm und Ehre. Eine Dame, welche zu den ersten Notabilitäten der Stadt gehört.**

Man glaubt, daß die Spielwuth die ausschließliche Ursache dieser stets wiederkehrenden Spitzbübereien sei, und es ist völlig wunderbar, bis zu welchem Grade von Wuth diese Leidenschaft geht. Alle Stände vereinigen sich unter der Aegide des furchtbaren Hasardspieles, eine Neigung, welche schon dem Kinde angeboren zu sein scheint, und welche sich so gut bei der feinsten Dame wie bei dem ärmsten Diener, welche sich so gut bei dem Geistlichen, dem die Religion, bei dem Beamten, dem das Gesetz, und bei der feinsten Dame, der die gute Sitte es verbietet, vorfindet.

Die Hahnenkämpfe ziehen zwar auch das Publikum mächtig an. Wie bei allen rohen Völkern, so auch bei den Spaniern, sind Gefechte zwischen Thieren etwas höchst Aufregendes, sie beschäftigen die Phantasie, stacheln die Leidenschaften auf und es wird dadurch, daß eben diese Menschen aller feineren Bildung, aller geistigen Hilfsmittel, sich zu unterhalten, baar sind, begreiflich, daß sie sich mit großem Interesse der Anschauung eines Kampfes hingeben, welcher ihre Leidenschaften in verschiedener Weise beschäftigt, theils dadurch, daß sie Streit und Blutvergießen sehen, theils daß sie Wetten machen, wer von den Kämpfern wohl der Sieger werden mag. Daher gab es bei den Römern Gefechte zwischen Thieren und Menschen, blutige Gefechte zwischen Menschen allein (Gladiatoren-Spiele), welche die sehr viel feineren Griechen schon nicht kannten, daher giebt es noch bis auf diese Stunde bei den rohen Spaniern Stiergefechte, bei den noch viel roheren Engländern Thierhetzen und Faustkämpfe (Boxereien), wobei die Kämpfenden sich beinahe gegenseitig zermalmen, und daher giebt es denn auch bis auf diese Stunde unter den Abkömmlingen der Spanier in Mexico gar Kämpfe zwischen Wachteln und andern streitbaren Thieren, zwischen Widdern und Böcken, aber am mehrsten werden doch immer die wilden Leidenschaften durch das allergewöhnlichste Glücksspiel in Schwung erhalten.

Nicht nur in jedem feinen und geringen Hause wird gespielt, sondern selbst in ganz kleinen Dörfern und Städten sind recht eigentliche Spielhäuser vorhanden, solche, in denen man täglich von da, wo Bewegung unter die Leute kommt, bis zur Siesta, und dann von 4 Uhr an, wenn die

Siesta vorüber ist, bis spät in die Nacht ein Hasardspiel treiben sieht, welches el Monte genannt wird, und welches für den unbefangenen, nicht der spanischen Klasse angehörigen Zuschauer nicht nur kein Interesse gewährt, sondern ihn auch fragen läßt, worin denn der Reiz dieses Spiels liegt. Es findet keine Berechnung statt, es kommt die Geschicklichkeit nicht mit in das Spiel, es ist also nur der bloße Geldgewinn, wie bei Paar oder Unpaar und ähnlichen geistreichen Spielen. Das aber ist interessant für den Beobachter, daß sich die wildesten Leidenschaften auf den Gesichtern der Spielenden malen. In den deutschen oder französischen Spielhäusern, in den Bädern der kleinen Fürstenthümer, in denen das Spiel noch geduldet wird, weil es dem Landesherrn seine beste Rente abwirft, kann man Tausende von Thalern hin- und herwandern sehen, ohne daß der Verlierende oder Gewinnende eine Miene darüber verzieht. Die Gesittung hat eine solche Gewalt über die Leidenschaften erlangt, daß sie dieselben besiegt, wenigstens dem äußern Schein nach, daß man sie nicht blicken läßt. Wer bei Verlusten, die er durch das Spiel erleidet, zornig, ärgerlich, grimmig werden würde, der würde sich nur lächerlich machen, er würde zum Gespött der Anwesenden. Wie ganz anders hier, wo jeder verlorene Piaster einen Fluch hervorlockt, wo größere Verluste von Zähneknirschen, von wilden Ausrufen begleitet sind, wo der Banquier hundertfältig mit dem Tode bedroht zu sein scheint, weil immerfort das Messer in der Hand des Verlierenden zuckt, zwar nicht gebraucht wird, aber doch immer zum Gebrauch bereit ist, und wo endlich bei der nächtlichen Heimkehr durch die Finsterniß, der unregelmäßigen und niemals erleuchteten Straßen der Mord immerdar über demjenigen schwebt, der unglücklicher Weise mit ein Paar hundert Piaster belastet nach Hause geht.

Das so oder anders am Spieltische Gewonnene bringt keine Schande, wohl gar Ehre; man hält denjenigen, der recht viel gewonnen hat, für einen schlauen Menschen, und Schlauheit ist so gut bei den Yankee's, als bei den Mexicanern ein Ruhm, auch fragt Niemand danach, wo das Geld hergekommen ist, wenn es nur da ist. Zur Zeit, wo die Reisenden sich in Santa-Fé befanden, stand daselbst eine, ehemals gewiß sehr schöne Frau in hohem Ansehen, von der Marshal erzählte, er habe sie in New-Orleans sehr gut gekannt, sie sei eine Quadron und sei nicht frei geboren und nicht freigesprochen, sei aber im Hause ihres Vaters mit den übrigen weißen Kindern erzogen worden. Als der Vater gestorben, habe die Frau vom Hause dieses Kind und alle übrigen Kinder ihres Mannes einzeln durch die Auction verkauft, und so sei das Mädchen denn gleich andern Sclaven von Hand zu Hand gegangen, bis sich Jemand genügend für sie

interessirt, um sie mit ein Paar Quinterons zu versehen. Ein Jahr darauf habe sie wieder Baumwolle pflücken müssen, und da sei sie entsprungen und wie er nun sehe, so sei sie glücklich entkommen, denn es sei ihm ganz unzweifelhaft, daß eben diese Donna die entsprungene Sclavin wäre.

Bei näherer Erkundigung ergab sich, daß dieses eine höchst achtungswerthe Dame sei, welche vor einigen Jahren hierher gekommen, um in gewisser Art Geschäfte zu machen, d. h. um zu sehen, ob sie sich selbst nicht verwerthen könne. Dieses war nun an einem nur mäßig großen Orte, an welchem noch dazu die allergrößeste Bereitwilligkeit Seitens der Damen gefunden wird, billigen Wünschen nachzukommen, sehr schwer — was hätte man nöthig gehabt, eine ziemlich hübsche Quadron (sie war ja doch nicht mehr jung, sie hatte schon zwanzig erreicht) zu bezahlen — wenn man die schönsten, blühenden Creolinnen finde, die geneigt wären, blos für das Glück, das man ihnen gewährt, wieder glücklich zu machen. So war denn ihre Spekulation gescheitert, aber sie war darum nicht in Verlegenheit; sie hatte einige Male an der Montebank gespielt und kam auf den glücklichen Gedanken, selbst ein Haus für das El-Montespiel zu machen, und siehe, es ging Alles auf das Vortrefflichste; es gelang ihr die Leute an sich zu ziehen und sie vermochte alle halbe Jahr eine Sendung von wenigstens 10,000 Piaster nach einer engländischen Bank zu schicken, von wo sie dann die Zinsen bezog. Sie ist klug genug, nur diese Zinsen zu benutzen, aber auch klug genug, das schöne El-Montespiel, welches ihr so viel Segen gebracht hat, nicht aufzugeben, und wenn die Zeit kommen wird, wo nicht sie das Spiel, wohl aber umgekehrt das Spiel sie aufgiebt, wo ihre Reize verblüht sein und ihre Anbeter sie verlassen werden, wird sie wahrscheinlich von Santa-Fé fort und nach Frankreich gehen. Sie ist wegen ihres Wohlstandes eine sehr angesehene Dame, giebt die feinsten Gesellschaften und wird in den feinsten Gesellschaften gern gesehen und bildet eine der ersten Notabilitäten der Stadt.

Man sieht, welche traurige Grundsätze in dem schönen Lande herrschen.

---

# XXVII.

**Das Hahnenlaufen. Aufregung bei demselben. Bälle und Abendgesellschaften (Tertulia's). Stierhetzen, welche ungemeine Kraft und Gewandheit des Mannes fordern. Allgemeinheit des Tabakrauchens. Eigenthümliche Ansicht über beschmutzte Fingern und beschmutzte Lippen.**

Unter den Leibesspielen, welche die herrschende Klasse in Mexico allgemein übt, gehört das Hahnenlaufen zugleich zu den drolligsten Schaufesten. Es wird ein Hahn mit den Füßen so hoch freischwebend angebunden, daß ein unter ihm hinwegsprengender Reiter den Kopf nur mit genauer Noth und mit einem Schwung, den er sich auf dem Pferde giebt, erreichen kann. Der Hahn muß lebendig und möglichst munter sein, damit er durch seine Bewegungen es dem Reiter noch schwerer macht, ihn zu fangen, auch wird ihm der Kopf tüchtig mit Fett eingeschmiert.

Alle Diejenigen, welche an dem Spiele Theil nehmen wollen, sind beritten und es jagt immer einer nach dem andern unter dem Hahn weg und sucht ihn zu ergreifen. Nachdem es sehr Vielen mißlungen, dadurch aber das Fett von den Federn entfernt ist, hat endlich einer das Glück, den Hahn zu fassen und dann reißt die absichtlich nur schwach gedrehte Schnur, der Hahn ist im Besitz des Siegers, d. h. vorläufig, denn in dem Augenblick, wo der Hahn von seinem Aufhängepunkt abgerissen ist, stürzen alle anwesenden Mitspieler auf den Glücklichen zu und suchen ihm denselben zu entreißen. Hierbei kommt es nun immer zu dem wildesten Handgemenge, von allen Seiten angefallen, ist es dem Sieger kaum möglich, seine Beute zu vertheidigen, dabei wird das arme Thier buchstäblich in Stücke zerrissen. Derjenige, der schließlich den Kopf in der festgeschlossenen Hand behält, ist der wirkliche Sieger, und das ist keineswegs immer derjenige, der den Hahn von seiner Schnur abgerissen hat. Knieend überreicht nun der Cabalero seine theuer erkaufte Trophäe der Schönen seines Herzens und durch die Annahme derselben verpflichtet sie sich, ihm während des ganzen Fandango treu zu bleiben. Mit diesem Worte wird nicht sowohl der bekannte Tanz, als vielmehr der Ball, die Abendversammlung, in welcher getanzt wird, bezeichnet. Auch der Name Ball (baile) ist den Mexicanern bekannt, er gilt aber nur für die höheren, feineren Gesellschaften. Diejenigen, bei denen nicht getanzt wird, heißen Tertulia's.

Ein ähnliches Spiel, welches für viel edler gehalten wird, weil es bei Weitem gefährlicher ist, heißt El Coleo (Schwanzziehen) und es wird an Festtagen, besonders auf dem Lande, wohl aber auch vor den Städten gespielt. Man sucht den unbändigsten Stier aus, den die Heerde des nächsten Ranchero hat, und wenn die Spielgesellschaft versammelt ist, wird er losgelassen und alle Cabalero's jagen hinter ihm her. Der ihm zunächst folgt, faßt ihn, sobald er ihn erreicht hat, beim Schwanz, und indem er weiter jagt, sucht er ihn aufzuheben und zu überstürzen, so daß er über seinen eigenen Kopf auf den Rücken fällt.

Ein Jeder sieht ein, daß hierzu eine ganz ungewöhnliche Kraft gehört; denn ein solcher Stier hat ein bedeutendes Gewicht, aber es gehört auch eine ganz außerordentliche Geschicklichkeit dazu, denn theils muß zum Ergreifen des Schwanzes genau der Moment benutzt werden, wo der Stier beim Galoppiren auf die Vorderbeine niedergegangen ist und die Hinterbeine in der Luft schweben, theils aber muß der Reiter gleichzeitig gewandt genug sein, um sich vor den gewaltig ausschlagenden Hinterläufen des Stieres in Acht zu nehmen, mit denen in Berührung zu kommen durchaus nicht wünschenswerth ist.

Aus diesen Spielen ersieht man schon, daß überhaupt das Rohe vorwaltet und sind dabei auch die Kräfte in nicht geringem Grade geübt; werden dabei auch die Muskeln gestählt, die Glieder gewandt gemacht, so ist doch das ganze Vergnügen über die Maßen unästhetisch, aber es ist nach dem Geschmack des Volkes, das vielleicht sehr unglücklich sein würde, wenn es dieser Spiele entbehren sollte.

Zu den für den Fremden allerabscheulichsten Unsitten der Mexikaner gehört das Tabakrauchen, welches so allgemein ist, daß es von Kindesbeinen beiden Geschlechtern anhaftet. Die Cigarren haben zweierlei Form, es sind entweder Puros, dann gleichen sie den unsrigen vollständig, sie sind ganz aus Tabak (daher der Name Puros, d. h. rein), oder es sind Cigarittos, Cigarros, bei denen die Hülse nicht gleichfalls Tabak, sondern Papier ist.

Diese Cigarros macht ein Jeder sich selbst, der Ranchero auf seinem Pferde im vollen Galopp dem wilden Stiere nachsetzend, und doch dabei den geschnittenen Tabak in das Papierblättchen wickelnd, befestigend, Feuer schlagend und die Cigarre nicht verlierend noch ausgehen lassend in dem Augenblick, wo er den Lasso über das Haupt des gejagten Thieres fallen läßt, — oder die Dame mit ihren zarten, weißen Fingerchen in dem Augenblick, wo sie in dem heitersten Liebesgekose mit ihrem Freunde ist, der dann für sie Feuer schlägt und dem sie voll Zärtlichkeit die ange-

rauchte Cigarre zwischen die Lippen schiebt, selbstverständlich für sich sofort eine andere machend.

Die vornehmsten Damen bedienen sich zum Halten der Cigarren sehr zierlicher, goldener Zangen, um nicht die Finger durch den Tabak zu verunreinigen, um zu verhindern, daß dieselben nicht den üblen Geruch annehmen.

Wie sonderbar! selbst die Spanierinnen finden daß der Tabaksgeruch an den Fingern ein übler sei und daß sie dieselben damit beschmutzen — aber die Lippen und den Mund — was schadet das, wenn diese übel riechen und beschmutzt sind?

Das Rauchen ist aber so sehr an der Tagesordnung, daß es selbst bei Tische nicht aufgegeben wird, man raucht während des Essens, ja was wohl noch auffallender ist, man raucht während des Fandango. Spanier und Spanierinnen sind überaus vergnügungssüchtig und unter den Vergnügungen steht der Tanz neben dem Spiele oben an. Mit wahrer Leidenschaft und man könnte sagen mit Wildheit tanzt der ernsthafte Priester, der reiche Nabob, der Stadthalter, der Offizier, der Ranchero, der Bettler; mit gleicher Leidenschaft tanzt die ehrbare Matrone, das lustige junge Mädchen, die vornehme Donna, die Köchin, und sie sind sehr bescheiden hinsichtlich ihrer Anforderungen an die Musik — die nämlichen Instrumente, mit denen der Kirchengesang begleitet wird, die Violine und die Guitarre, spielen auch zum Tanze auf, und in ungemeiner Fröhlichkeit gleitet Alles durcheinander, und an den wollüstigen Bewegungen der Männer sowohl als der Frauen und Mädchen gewahrt man, in welchem Grade der Tanz sie aufregt; aber die Cigarre darf dabei nicht ausgehen. Der glimmende Tabaksstengel im Munde der schönen Dame, oder im Munde des alten Priesters oder des jungen Offiziers dampft nur um so lebhafter, je lustiger die Theilnehmer sich im Bolero oder im Trapoli, im Saltado drehen und schwingen.

# XXVIII.

**Major Riley und seine Weise mit den indianischen Hunden umzugehen. Wie viel weiter es die Yankee's gebracht als die Eingeborenen. Nachezüge der Apachen. Die Spanier im Verkehr mit den Indianern. Betrug über Betrug.**

In dieser Gegend war es, wo der berühmte und berüchtigt gewordene Major Riley sein fröhliches Yankee-Stückchen ausführte. Er war zuerst beauftragt einen Weg durch die Felsengebirge zu suchen, und kam hier mit dem Führer der Apachen, welche in der Nähe des Colorado wohnen, zusammen. Diese Leute befanden sich unter der Anführung eines sehr tapfern und schlauen Häuptlings, der in Mexiko selbst erzogen war und einen Theil der Kriegskunst der Spanier kennen gelernt hatte. Es war ihm auf solche Weise möglich geworden, manche von den Listen, oder wohl besser gesagt, den Schurkereien, der Spanier zu hintertreiben, unwirksam zu machen; in Folge dessen war er auch wieder so sehr gehaßt wie gefürchtet und man wollte sich seiner entledigen selbst auf die Gefahr hin, die eigene Ehre dabei zu verlieren.

Der Major führte ungefähr 40 wohlbewaffnete Leute bei sich und er war noch dazu mit einem kleinen sehr leichten Feldstück versehen, welches bei großer Mündung eine Menge Kartätschen schoß, wenn auch nur doppelt so weit als eine Büchse, denn die Ladung durfte natürlich bei der Schwäche des Geschützes nicht stark sein. Die Apachen, in deren Land man ziehen wollte, und welche sich hier 70 deutsche Meilen von ihrem Lande entfernt befanden, wären nicht nur geeignet gewesen Gastfreunde der Amerikaner zu werden, sondern sie konnten auch den besten und sichersten Führer für die Expedition abgeben. Diese Leute, welche sichtlich nicht auf einem Kriegszuge waren, da sie alle ihre Familien bei sich hatten, erschienen sehr wohl genährt, woraus man mit Sicherheit entnehmen konnte, daß es ihnen bis jetzt nicht an Nahrungsmitteln und Wasser gefehlt habe, und man muß wohl mit Recht fragen, was konnte Major Riley Besseres wünschen als solche Führer, solche Begleiter und Gastfreunde; allein er war nicht dieser Ansicht, ihm waren die Indianer nichts weiter als wilde Thiere, von denen man sich unter allen Umständen und zu welchem Preise es immer sei, zu befreien suchen müßte.

Als der Häuptling Juan José die Fremden nahen sah, ließ er seine Krieger in die gewöhnliche indianische Schlachtordnung, in die Tirailleur-

linie treten, um sich gegen die Fremden zu sichern, und er gab ihnen durch Drohungen zu verstehen, sie möchten nicht näher kommen. Major Riley aber ging, von einem Manne begleitet, der eine weiße Fahne trug, und selbst mit einem grünen Zweige versehen, den Apachen entgegen und erklärte, daß er nur käme um zu handeln, und daß er sich mit seinen Leuten entfernt aufstellen wolle, ihnen die Handelsgegenstände überlassend, damit sie dieselben besehen und dann darüber Handels eins werden könnten. Die Leute gingen darauf ein, es wurden eine große Menge von Waaren, wie Indianer sie gern haben, in einer Linie ausgelegt, und nachdem die Amerikaner sich auf weit mehr als Flintenschußweite zurückgezogen hatten, kamen die Apachen mit ihrem Anführer herbei und besahen sich die Waaren.

Jetzt wurde das Canon, welches reichlich mit gehacktem Blei und mit fünf Paar kleiner Kettenkugeln geladen war, auf die arglosen Wilden gerichtet und abgefeuert. Viel mehr als die Hälfte derselben ward niedergemäht, und der Häuptling war mit darunter. Jetzt sprangen die verrätherischen Schurken, welche auf die weiße Race dieses Brandmal der Verräherei geladen hatten, mit ihren Rifles hinzu, und es entkamen nur wenige von den Kriegern; die Frauen und Kinder aber wurden alle erbarmungslos niedergemetzelt und das höchst moralische Volk ergötzte sich vor dem letzten Streich an einer Frau oder einem Mädchen, noch immer an deren Körper, eine Bestialität, welche man nie von einem Wilden in Erfahrung gebracht.

Vor diesem schauderhaften Ereigniß hatten die Apachen an Fremden selten oder nie Räubereien verübt; sie ließen dieselben unbelästigt durch ihr Land ziehen, während selbst die zahlreichsten Karavanen der Mexikaner vor Angriffen nicht sicher waren, ein ganz einfaches Zeichen, daß sie Rache nähmen an ihren Bedrückern, dagegen unbelästigt lassen wollten Diejenigen, welche sie nicht beleidigt; und in der That, beleidigt waren sie worden von den Mexikanern auf empörende Weise, wenn auch vielleicht keineswegs auf eine solche Weise, wie sie es soeben durch die Nord-Amerikaner erfahren. Die Folgen blieben natürlich nicht aus, und die nächste Folge war, daß eine Jagdgesellschaft von einigen dreißig Nord-Amerikanern eben so schonungslos ermordet wurde, als wenige Tage vorher die unglücklichen Apachen ermordet wurden. Von allen fünfzig in den Gebirgen versammelt gewesenen und so schändlich ermordeten Familien waren etwa zwanzig Krieger übrig geblieben und diese hatten alsbald, einer Jagdgesellschaft begegnend, dieselbe angegriffen und niedergemacht und scalpirt, wobei sie übrigens keineswegs ganz so listig gewesen waren, als die schlauen Yankee's, denn sie hatten

nicht Frieden und Handelsverkehr erheuchelt, sondern einfach und ohne weitere Vorbereitungen Diejenigen bekämpft und bekriegt, denen sie durch ihre Bemalung den Krieg erklärt hatten. Mit dem Beginn jenes schändlichen Verrathes, welcher so vollständig gegen alles Völkerrecht ist, daß Derjenige, welcher nicht so moralisch fühlt wie die Yankee's, davor schaudert (doch wann hätte man jemals etwas von Völkerrecht gewußt gegenüber den sogenannten Wilden), hörte aller friedliche Verkehr zwischen der weißen Race und den Rothhäuten auf, und man sah sich gezwungen jeden Schritt zu erkämpfen, und diesen Schändlichkeiten allein verdankt man das Abschneiden jeder freundschaftlichen Verbindung zwischen den Weißen und den Eingeborenen.

Die Spanier übrigens verstanden es gleichfalls, sich den Eingeborenen gegenüber in den nöthigen Respekt zu setzen, sie wußten auch sehr gut was Verrath, was Betrug, was absichtlicher Mord war, welchen übrigens die Kirche leicht verzeiht, wenn er nur nicht an einem geweihten Orte geschehen. Es war im Sommer des Jahres 1839, als die Frau eines Häuptlings, welche im Pato del Norte mit einer Heerde Maulthiere zur Stadt gehend gesehen worden war, gefangen genommen und in das Gefängniß geworfen worden war.

Der Häuptling sammelte eine Schaar tüchtiger Krieger, und drang in die Stadt, die sofortige Freigebung seines Weibes verlangend. Der Befehlshaber des Platzes war mit der gewöhnlichen spanischen Courtoisie dem Häuptling und seinen Begleitern entgegengekommen, hatte ihn um Entschuldigung wegen des groben Vergehens gebeten und ihm versprochen, die Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen. Er hatte ihn gebeten, daß er mit den Seinigen am nächsten Tage wiederkommen möge, er wolle dann nicht nur die edle Donna, die Gattin des Häuptlings befreien, sondern auch zugleich Diejenigen bestrafen, welche den Frevel verübt, er möge nur mit allen den Seinigen am nächsten Morgen wiederkommen.

Der Indianer kam, und es waren ihrer mehr als 60 bei einander als der Gouverneur erschien und sie einlud, in das Gefängniß zu kommen. Der Häuptling verstand die spanische Sprache nicht nur, sondern er vermochte sich auch geläufig darin auszudrücken; doch freilich wußten dieses weder die Spanier noch eigentlich seine Genossen, denn mit all' dergleichen Fertigkeiten halten die Eingeborenen sehr geheim. Einige Aeußerungen des Gouverneurs waren dem Häuptling verdächtig vorgekommen, er sagte daher zu den Seinigen, es möchten nur ein Drittel der Vorhandenen ihm folgen, die übrigen aber ihn rächen, wenn ihm ein Unglück begegnen sollte. So begab er sich mit 20 der Seinigen in das Gefängniß, um

der Bestrafung der Schuldigen zuzusehen und seine Frau in Empfang zu nehmen.

Wie er mit seinen Anhängern eingetreten, rief der Gouverneur: „Maten à los Carajos!“ (Macht die Schurken nieder!).

Kaum waren die Worte gesprochen, als der Häuptling sein Messer zog und es dem Gouverneur in das Herz stieß, indem er ausrief: „Entonces morirás tu primero! Carajo!“ (Du wirst zuerst sterben, Schurke!)

Allerdings unterlagen die Eingeschlossenen den Waffen der Spanier, doch nicht ohne diesen tüchtige Verluste beigebracht zu haben.

Was ist die stets wiederkehrende Folge dieser Schändlichkeiten? immer neuer Mord und wieder Mord, wobei ein Jeder sich für berechtigt hält, den Andern mit jeder ihm zu Gebot stehenden Waffe zu bekämpfen.

---

## XXIX.

**Rechtsgefühl der Eingeborenen. Sonderbare Art Schulden einzukassiren. Ein Mulatte muß eine Probe bestehen. Aehnliche Methode in Frankreich, wiewohl in früheren Jahren. Besuch der Stadt Jesus Maria. Große Brauchbarkeit der Maulthiere in jenen Gegenden.**

Wir haben aus dem Bisherigen bereits gesehen, daß es den Eingeborenen keinesweges an Rechtsgefühl mangelt, und daß ihre Thaten fast durchgängig von dem Bestreben herrühren, sich Recht zu verschaffen. Dieses Rechtsgefühl erstreckt sich selbst auf die Schulden welche ein Privatmann gegen den andern hat, und sie verstehen es sogar die Gesetze der anglikanischen Race in Anspruch zu nehmen, um diesem Rechtsgefühle Geltung zu verschaffen.

Bei der Gesellschaft welche Lieutenant Willis begleitete, befand sich ein Mulatte, welcher einem Cherokesen 50 Dollar schuldig war und welcher sich in Fort Smith der Reisegesellschaft angeschlossen hatte, wie es scheint lediglich um der Bezahlung dieser Schuld auszuweichen.

Der Cherokese war indessen civilisirt genug, um die Gesetze Englands, welche die Amerikaner mit herübergebracht hatten, zu kennen. Er ging mithin, die Beweise seiner Schuld beibringend, zu dem Friedensrichter in

Fort Smith und verschaffte sich einen Verhaftsbefehl gegen diesen Mulatten, mit welchem in der Hand er von Fort Smith bis Santa-Fé auf das Genaueste der Spur der Reisegesellschaft folgte.

Endlich hatte er dieselbe erreicht und präsentirte den Verhaftsbefehl dem Führer der Expedition, welcher auch sofort die Auslieferung des Schuldners verfügte.

Die Cherokesen zogen von der Reisegesellschaft hinweg bis sie einen Baum auf freiem Felde erreichten, an welchen der Mulatte gebunden wurde, nachdem man ihn zuvor vollkommen entkleidet hatte.

Der Schuldner gab ihm nun mit einer ziemlich schweren, aus einer Ochsenhaut gemachten Reitpeitsche Hiebe über die Schultern und Lenden, welche neben großer Gewichtigkeit auch noch das Angenehme hatten, daß sie sehr langsam ertheilt wurden und dem Empfänger Zeit ließen, sowohl jeden einzelnen in seiner besonderen Specialität durchzukosten, als auch in sein williges Ohr die guten Lehren aufzunehmen, welche der Cherokese ihm über das Schuldenmachen gab.

Als Marshal sah, wie man den Mulatten mißhandelte, frug er, ob seine Freunde den armen Teufel nicht auslösen wollten, und die Deutschen erklärten sich sämmtlich bereit dazu, wiewohl die eigentlichen Nordamerikaner dem ihnen höchst ergötzlichen Spaße, einen Mulatten blutig peitschen zu sehen, sich mit wirklicher Liebhaberei hingaben.

Die 50 Dollars, um die es sich handelte, waren schnell genug beisammen und es wurden den Cherokesen möglichst eindringliche Zeichen gemacht, ihr summarisches Verfahren einzustellen, da man sie befriedigen wolle.

Die Wilden nahmen das Angebot sofort an und hörten auf, den Mulatten zu schlagen. Als Marshal mit seinen Begleitern auf dem Platze der Execution anlangte und das Geld aufzählte, wurde der Gefangene sofort losgebunden. Der Gläubiger zählte nun das Geld nach, schob 40 Dollars zurück und sagte, der Mulatte sei ihm nur 10 schuldig.

„Wie," frug Marshal, „in dem Verhaftsbefehl steht ja ausdrücklich, er sei Dir 50 Dollars schuldig?"

„Ja wohl, so war es auch," erwiederte der Cherokese, „allein 40 Dollars hat er mir bezahlt."

„Wie," frug Marshal, „und wegen 10 Dollars bist Du so grausam, den Armen zu schlagen?"

„Nicht doch, sondern eben wegen der 40 Dollars — wegen der 10, die er mir noch schuldet, habe ich ihn noch nicht geschlagen."

Um kurz von der Sache abzukommen, es verhielt sich also: Der Schuldner hatte 50 Dollars an den Cherokesen zu zahlen, und dieser hatte

von seinen 50 Dollars 40 in Peitschenhieben erhalten. Mit jedem Peitschenhiebe war ein Dollar abgezahlt worden und der Cherokese hielt sich nicht für ermächtigt, mehr als noch 10 Dollars, als die restirende Schuld, in Empfang zu nehmen.

Dieses Geld wurde dem Wilden ausbezahlt und er erklärte sich für vollständig bis auf den letzten Cent befriedigt und stellte auf Verlangen eine Quittung über 50 Dollars aus.

Man sah sich nach dem Mulatten um, er war indessen nicht zu finden und er wurde auch vergebens gesucht. Es ergab sich späterhin, daß er mit Verschiedenen von der Reisegesellschaft in leichtsinnigster Weise Schulden contrahirt und daß, da er sehr gut wußte, er könne sie nicht bezahlen, der Gedanke in ihm rege geworden, man möchte auf ähnliche Weise, wie der Cherokese, die Schulden beitreiben, ein modus procedendi, welcher ihm nicht ganz bequem erscheinen mochte.

Diese Methode war übrigens in älteren Zeiten auch in Europa, nicht blos bei den Cherokesen vorhanden. Wenn in Frankreich ein Schuldner, vorzugsweise ein Kaufmann, seine Gläubiger nicht bezahlen konnte, und nachweislich war, daß er nicht mehr Forderungen ausstehen hatte, als er Schulden besaß, so wurde er an einem Sonntage vor der Hauptkirche des Ortes gänzlich entkleidet, mit den Händen ziemlich hoch angebunden, neben ihm auf dem Boden lag eine große Menge Birkenruthen, und ein Jeder, der in die Kirche ging, hatte die Berechtigung, dem Unglücklichen einige Hiebe mit einer dieser Ruthen zu geben, welche entsetzliche barbarische Verfahrungsart gewöhnlich den Tod des Unglücklichen zur Folge hatte, indem die Zahl der Hiebe sich in der Regel beträchtlich über Tausend erhob, was natürlich bei gänzlicher Zerstörung des Hautorgans, den Tod unter den gräßlichsten Qualen nach sich zog.

Während die Gesellschaft noch mit der Vollendung ihrer Reisevorbereitungen beschäftigt war, gingen Marshal und Willis, geführt von dem Halbindianer Bill Spaniard, nach einem hochberühmten Bergwerk — nach der Stadt Jesus Maria. Dieselbe liegt im schluchten- und felsenreichsten Theile der Cordilleras und es führt dahin eine Straße von solcher Fährlichkeit, daß alle Saumpfade über die Pyrenäen und die Alpen Prachtstraßen genannt werden können. Oft müssen die beladenen Maulthiere klettern wie die Ziegen und sie haben nur einen Weg von einem Fuß Breite unter ihren Füßen, neben sich auf der einen Seite eine himmelanstrebende, beinahe senkrechte Felswand und auf der andern Seite einen ebenso steil in die Tiefe gehenden Abgrund, dessen Boden zu sehen, bei der gänzlichen Finsterniß, in der er liegt, unmöglich ist.

Auf diesen Wegen vertraut sich dem Maulthier nicht nur sein Treiber an, es muß auch der Reisende dasselbe thun, indem er gänzlich außer Stande ist, diesen Weg zu Fuß zurückzulegen, da sein Tritt nicht so ruhig und sicher ist, als der des Maulthieres, und auf diesen Wegen tragen auch die Maulthiere das gewonnene Silber herab, das Quecksilber zur Gewinnung desselben hinauf und ebenso die Piaster, welche man für den Silberstaub oder das geschmolzene Silber zahlt, und welche der Bergwerksbesitzer haben muß, um seinen Leuten ihr Tagelohn in gemünztem Silber auszuzahlen.

Diese Gelder werden stets in nasses Leder, in Säcke aus dem Fell der Rinder gemacht, verpackt, zugeschnürt und dann dem langsamen Trocknen übergeben. Hierbei zieht sich das Fell dergestalt zusammen, daß es die eingeschlossenen Piaster wie mit eisernen Klammern preßt und festhält, so, daß nicht die geringste Reibung stattfindet, welches geschehen würde, wenn das Geld in anderen Säcken lose läge; denn der taktmäßig hin und hergehende Schritt der Maulthiere würde jede andere Art der Befestigung ungenügend erscheinen lassen.

Die Reisenden erreichten ohne das geringste Abenteuer die Stadt Jesus Maria, welche in einer tiefen Schlucht und an den schräg aufsteigenden Felswänden derselben liegt, so daß das Dach der untersten Reihe Häuser zur Straße und zum Hofe wird für die zunächst darüber liegende Reihe, welche in gleicher Weise wieder der dritten dient. Die Stadt hat demnach etwas durchaus Eigenthümliches, man kann sie nicht etwa mit Derbent oder einer andern ähnlich gelegenen Stadt am Kaukasus vergleichen, denn in diesen laufen die Straßen zwischen den Häuserreihen den Berg hinan, hier aber laufen die Häuserreihen mit dem Berge parallel und die Straßen liegen auf den Häusern.

---

## XXX.

**Anblick der Stadt Jesus Maria. Die Gruben daselbst. Art der Bearbeitung. Schachte mit Absätzen. Sehr vernünftige und menschenfreundliche Gründe dafür. Warum man selten Stollen baut. Förderungsmethode für die Arbeitsthiere.**

Der Anblick ist äußerst düster, und obschon stark bewohnt, scheint die Stadt doch menschenleer, wenigstens frei von männlicher Bevölkerung,

man sieht nur Frauen und Kinder. Die Männer arbeiten alle in den Bergwerken, welche hier allerdings mit mehr Kunst geleitet, als bei den Spaniern gewöhnlich, doch immer sonderbar genug und gewiß nicht vernunftgemäß angelegt sind.

Die Gruben bestehen entweder aus Schachten oder aus Stollen, das eine oder das andere wird von dem Unternehmer ohne Plan angelegt; er hat die Meinung, ein Stollen sei besser als ein Schacht, während der Andere wieder die Meinung hat, ein Schacht sei besser als ein Stollen, und da man glaubt, weit hinten oder weit unten liege Gold oder Silber in Menge, so arbeitet man immer darauf los in den Berg hinein bis auf 800 und 1000 Fuß, auch darüber, und es ist ein wahres Lotteriespiel, was den einen bereichert, dagegen dem andern sein ganzes Vermögen raubt. Auf den Stollen wird das taube Gestein sowohl als das Erz durch Indianer herausgetragen, welche dasselbe bis zum Gewichte von 3/4 Centner in Körben auf den Kopf nehmen und damit in mäßiger Geschwindigkeit den Stollen entlang wandeln, bis sie außerhalb angekommen, das Erz abwerfen und leer wieder zurückkehren. Die Schachte betreffend, so werden diese weitläufiger gemacht als die Stollen und sie kosten deshalb auch beträchtlich mehr. Es wird aber behauptet, daß man durch Schachte mehr fördern könne, als durch Stollen. Bei diesen ersteren werden Maulthiere angewendet, und wo die Tiefe der Schachten 300 Fuß übersteigt, pflegt man Absätze zu machen, die Schachte nicht in einer Linie fortlaufen zu lassen und in diesen Absätzen dann besondere Hebevorrichtungen anzubringen.

Da es unzweifelhaft ist, daß man aus Schachten, welche 1200 Fuß tief sind, Gestein und Erz an einem Seil ununterbrochen fördern könne, so frug Marshal die Besitzer, warum sie so vielfältige Unterbrechungen machten. Die sehr kluge und umsichtige Antwort war: damit, wenn ein Mensch oder ein Thier verunglückt, in den Schacht hinabstürzt, es nicht so schrecklich tief falle, sich nicht so schwer beschädige.

Gewiß ein Beweis von gründlichem Nachdenken über die Sache; denn es ist klar, daß, wenn ein Gegenstand von Fleisch und Bein aus einer Höhe von 300 Fuß auf felsigen Boden stürzt — er sich nicht so schwer beschädigen kann, als wenn der Sturz aus einer Höhe von 1200 Fuß stattfindet.

Von einem Auskleiden der Schachte mit einer Zimmerung, oder von einem Ausmauern derselben ist keine Rede, wie durch den Meißel oder durch das Pulver die Stücke abgesprengt werden und die Oberfläche des

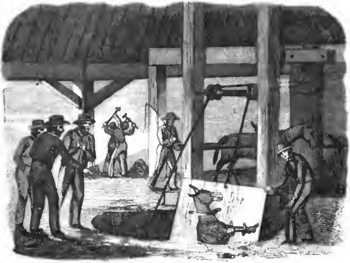
Schachtes sich danach rauh gestaltet, so sehen die Wände des Schachtes oder Stollens aus, kaum wird bei den letzteren ein wenig mehr Sorgfalt auf die Sohle gerichtet, was natürlich das Befahren eines solchen Stollens um so beschwerlicher macht, als die eingeborenen Indios keine Schuhe, sondern nur Sandalen, d. h. Hüllen von ungegerbten Thierfellen tragen, welche mit Riemen oberhalb der Knöchel befestigt werden.

Die Stollen pflegt man so anzulegen, daß sie von ihrem Anfangspunkte nach dem Berge hinein einige Steigung haben. Dies hat zur Folge, daß sich in solchen Bergwerken kein Wasser sammelt, sondern durch den Stollen nach Außen ergießt. Bei den Schachten findet der Uebelstand statt, daß das sich ansammelnde Wasser ganz auf dieselbe Weise gehoben werden muß, wie das Erz oder das taube Gestein und dies legt nicht selten dem ganzen Weiterbau große Hindernisse in den Weg, da es schwer wird, durch das Ausschöpfen mit ledernen Eimern so viel Wasser zu Tage zu schaffen, als sich unten im Bergwerk sammelt, und so weit sind die Leute noch nicht gekommen, um Pumpwerke zu construiren oder Abzugstollen zu bauen, aus denen das Wasser dann von selbst abfließen würde. Ja, wenn sie überhaupt die Richtigkeit einer solchen Behauptung einsähen, daß ein solcher Wasserstollen ihrem Betriebe höchst vortheilhaft wäre, so erklären sie, daß sie lieber ein täglich wiederkehrendes Tagelohn geben würden, als 100,000 Dollars in einen Bau zu stecken, aus welchem diese Summe nimmer herausgeschafft werden könne. Sie sagen: wenn ich 10 Häuser, ein jedes zu 10,000 Piaster baue, so kann ich ein jedes derselben verkaufen und ich habe entweder einen bedeutenden Gewinn, oder ich habe wenigstens keinen Schaden, ich erhalte mein Geld zurück. Wenn ich dagegen 100,000 Dollars in einen Stollen stecke und mein Bergwerk liefert nicht einen angemessenen Ertrag, so sind die Dollars bis auf den letzten Cent verloren, denn Niemand giebt für die losgebrochenen Steine oder für den ausgehöhlten Raum irgend Etwas, es ist daher besser den Tagelohn zu zahlen, denn mit diesem kann man aufhören, wenn man will.

Gegen solche Argumente läßt sich allerdings nicht das Geringste einwenden, denn der Unternehmer betrachtet bei Anwendung des Tagelohnes für das Ausschöpfen den Fall des Glückes in seinen Unternehmungen und bei Erbauung eines Stollens den Fall des Mißlingens. Diese beiden Chancen stehen einander schroff gegenüber, und der Spanier hat demnach mit seiner Betrachtungsweise vollkommen recht.

Als Lieutenant Willis an der Mündung der berühmtesten Grube, welche den Namen Santa-Juliana führt, verweilte, um die Arbeit der

Förderung zu betrachten, wurde er auf eine nicht geringe Weise überrascht.



Die Grube ist von einem großen Schuppen überbaut, unter welchem die Roßmühle, wenn man sie so nennen will, sich befindet, vermöge deren die Erze gehoben werden. Die Grube ist bereits 900 Fuß tief, hat daher drei Absätze, auf jedem solchen Absatz finden sich ähnliche Pferdegöppel — (Maulthiergöppel müßte man jedenfalls sagen, nur diese werden angewendet), durch welche die Erze oder sonstigen Substanzen von Stufe zu Stufe gehoben werden. Wie oben, so ist auch unten ein mächtiges Balkengestelle über der Grube angebracht, welches Rollen trägt, über die die Seile zu dem Göppel geführt sind. Eines derselben steigt mit dem vollen Ledereimer aufwärts, das andere geht mit dem leeren abwärts.

Willis stand an dem Rande der Grube, um den Eimer emporsteigen zu sehen, siehe, da erhob sich das wackelnde langohrige Haupt eines Maulthiers, welches an ein Brett gebunden war und sehr zufrieden zu sein schien, daß es endlich Tageslicht erblicke. Es war eines von denjenigen, welche unten arbeiteten und welches erkrankt oder verletzt emporgeschafft wurde, um durch ein anderes ersetzt zu werden.

Als man dasselbe aus der Grube geschafft hatte und die breite Planke, an der es befestigt, aufrecht hinstellte, so daß das Thier auf die Beine zu stehen kam, machte es entschieden verwunderte, doch etwas blöde Augen

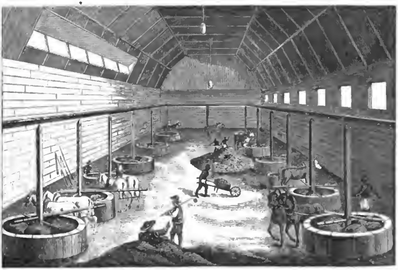
und schien höchlich erstaunt, sich in so zahlreicher und so guter Gesellschaft zu finden, denn es waren da nebst dem Herrn der Grube mehrere Arbeiter, unsere Reisende, auch noch einige seiner vierfüßigen Genossen, mit denen es sich sofort durch wechselseitiges Beriechen in Rapport setzte.

---

# XXXI.

**Zerschlagen des Erzes. Zermahlen desselben zu Schlich. Behandlung desselben mit Quecksilber. Wiederholte Amalgamation. Gießen des Silbers in Barren. Preis und Werth des goldhaltigen Silbers. Schmuggelhandel damit.**

Man sah hier unter demselben Schuppen die zu Tage geförderten Erze mit Schlägeln und dann in eigenthümlich construirten Mühlen zerkleinern. Diese letzteren bestanden aus einem Trog von Kreisform, welcher



aus Steinen zusammengesetzt, bestimmt war, die zu zerkleinernden Erze aufzunehmen; derselbe hatte einen gleichfalls steinernen Boden, erträglich geebnet. In der Mitte stand ein Pfahl, welcher sich senkrecht drehen ließ.

An demselben war eine Deichsel angebracht, welche dazu diente, um zwei Maulthiere anzuspannen und so den aufrecht stehenden Pfahl umzudrehen. Dieser Pfahl hatte aber noch drei oder vier Querhölzer und an jedem schleiften und schleppten ein Paar Steine.

Die Aufgabe dieses Instrumentes ist nun das zerschlagene Gestein zu zermahlen, es wird mit Wasser begossen, die Maulthiere werden im Kreise umhergetrieben und die faulen Arbeiter sehen zu, wie die armen Maulthiere die schwere Arbeit verrichten. Unter dem Schuppen befanden sich zwölf solcher Erzmühlen, die zusammen eine beträchtliche Masse Schlich liefern, welcher auf große Haufen gebracht wird, damit das Wasser ablaufen kann, worauf man dann ungefähr achtmal so viel Quecksilber dazu bringt, als man glaubt, daß Silber in dem Erze enthalten ist.

Das Erz wird jetzt mit dem Quecksilber vielfältig durchgeschaufelt und bleibt dann mehrere Wochen lang liegen, um, wie die närrischen Leute glauben, einen gewissen Gährungsprozeß durchzumachen, eine Ansicht, welche beweis't, daß sie nicht eine Spur von der Kenntniß der Chemie haben. In Gährung übergehen können nur Pflanzensubstanzen oder thierische Körper, wie z. B. aus süßen Pflanzensäften durch Gährung Weingeist, durch einen zweiten Gährungsgrad aber Essigsäure entsteht, indessen thierische Körper durch eine andere Gährungsstufe in Fäulniß übergeführt werden. Mit mineralischen Substanzen findet diese durchaus nicht statt, es gehen Veränderungen vor, es werden Verbindungen geschlossen oder aufgelös't, aber das ist keine Gährung.

Nachdem diese spanisch-mexicanische Quecksilbergährung für beendet gehalten wird, läßt man Wasser auf die Haufen gießen, um die Erde daraus wegzuschwemmen, was unter stetem Umrühren so lange fortgesetzt wird, bis nur noch Quecksilber übrig ist. Dieses schließt man in Beutel aus Rehleder oder Ziegenleder ein, welche man als eine Art von Filtrum benutzt, indem durch Zusammenschnüren derselben das flüssige Quecksilber sich auspressen läßt, das Amalgam aber, d. h. dasjenige Quecksilber, welches mit dem edlen Metall, Silber oder Gold, beladen ist, zurückbehält.

Das ausgepreßte Quecksilber wird auf einen neuen Haufen Schlich gegeben, um sich dort mit dem Metall zu beladen; das zurückbleibende Amalgam aber wird durch Erhitzung abgetrieben, das Quecksilber verflüchtigt sich und geht zum Schaden der Arbeiter sowohl, als des Bergwerksbesitzers in die Luft, es bleibt nun ein sehr poröses Silber übrig, welches unter dem Hammer zusammengeschlagen, dann aber in Schmelztiegel gebracht, geschmolzen und dann in Barren gegossen wird.

Reichere Erze werden nicht amalgamirt, sondern sogleich in dazu

erbauten Oefen verschmolzen, da denn das Erz auf der Sohle des Ofens liegen bleibt, das Metall aber abfließt. Dieses setzt voraus, daß es nicht vererzt sei; ist es ein Oxyd oder ein Schwefelmetall, so fordert es allerdings eine ganz andere Behandlung. Da aber die Abkömmlinge der Spanier durchaus nichts von der Bergmannskunst verstehen, so ist Alles dasjenige, was nicht in der Form des gediegenen Metalles in das Gestein eingesprengt vorkommt, für sie verloren. Was nicht durch Schmelzen oder Amalgamiren gewonnen werden kann, existirt nicht, und auch diese Arbeiten werden so überaus schlecht ausgeführt, daß deutsche Bergleute aus dem weggewaschenen Gestein und dem ausgeglühten Erz noch große Schätze ziehen würden.

Jeder Bergwerksbesitzer hat seine eigene Form für die Barren, die sämmtlich ein bestimmtes Gewicht haben und durch einen Stempel an beiden Enden bezeichnet werden. Es ist ganz unglaublich, welche Massen dieses edlen Metalles im Besitz der reichen Leute sind; in den wohl vergitterten Kellern derselben sieht man das Silber in solcher Menge und in solcher Weise aufgestapelt, daß man versucht wird zu glauben, man habe eine Menge Holzscheite — Brennholz in Klaftern vor sich. Es wird mit diesen Barren ein sehr wichtiger Handel getrieben. Dieselben werden nach dem Guß von einem Regierungsbeamten untersucht, probirt und mit einem Stempel versehen, welcher ihren Silberwerth angiebt. Wer zu diesem Preise solche Barren kauft, kann nicht selten ein Geschäft machen, das ihm mehrere Hundert Prozent, ja bei Weitem darüber einbringt. Das hier gefundene Silber ist nämlich immer goldhaltig und zwar steigt dieser Gehalt mitunter bis auf 30 Prozent; aber auch nur 20 angenommen, oder nur 10, welche letztere durch so erbärmliche Chemiker, wie die dortigen Münzwardeine, gar nicht aufgefunden werden können, da weder ihre Kenntnisse noch ihre chemischen Hülfsmittel ausreichend sind, diese zu entdecken — so hat man bei einer Barre von 80 Pfund (dies ist ihr gewöhnliches Gewicht) 80 Pfund Silber bezahlt, ein jedes mit 20 Dollars, und man hat 70 Pfund Silber und 10 Pfund Gold, d. h. man hatte 1600 Piaster ausgegeben, und dafür wiedererlangt 1400 Piaster in Silber und 2400 Piaster in Gold, man hat also für 1600 Dollars 3800 Dollars wiedererhalten.

Ist der Goldgehalt beträchtlich höher als 10 Prozent, so wird derselbe zwar in Anschlag gebracht, da aber die Leute gar keinen Begriff von der Scheidekunst haben, und da sie die Sache für überaus mühsam und höchst kostspielig halten, so steht ihre Mehrforderung für den enthaltenen Goldwerth in gar keinem auch nur annähernd richtigen Verhältniß zu dem

wirklich vergrößerten Werthe des Barrens. Es sind daher die Barren ein sehr gesuchter Handelsartikel, besonders kommt davon sehr viel nach den Vereinigten Staaten; aber auch von England und Frankreich wird sehr viel davon gekauft. Der Unterschied liegt darin, daß die beiden letztgenannten Mächte die Barren von den Regierungen in Mexiko u. s. w. kaufen, während die Amerikaner sie sich durch den Schmuggelhandel verschaffen. Die Ausfuhr ist nämlich verboten, weil die Regierung sich den Vortheil des Verkaufs vorbehalten will; darum wird auch von Seiten der Regierung den Bergwerksbesitzern die Verpflichtung auferlegt, das Silber nur an sie und zwar gegen einen festgesetzten geringern Preis zu verkaufen. Da nun die Amerikaner den Nominalwerth zahlen, also mehr geben als die Regierungen, welche mit ihrem Preise immer unter dem Nennwerthe zurückbleiben, so wird lieber an die Amerikaner als an die Regierung verkauft, und da dieses nicht öffentlich geschehen darf, so geschieht es, wie eben bemerkt, heimlich, d. h. durch den Schmuggelhandel.

---

## XXXII.

**Eintausch der Silberbarren gegen andere Gegenstände. Hüte und Casserollen, Hauben und Messer und Gabeln nach der Elle verkauft. Die Stadt Chihuahua. Prachtvolle Bauten. Auch ein Denkmal für einen Mann des Volkes.**

Zum Eintausch der Silber- oder Goldbarren kommen eine große Menge von Nord-Amerikanern, auch von Engländern nach den Bergstädten. Es ist nun äußerst drollig zu sehen, in welcher Weise dieselben ihren Handel treiben; sie schätzen z. B. Alles nach der Elle ab, da sie aber eine große Menge von Waaren haben, welche man bei uns mit dem Ausdruck Kurzwaaren bezeichnet, Messer, Scheeren, kleine Spiegel, Knöpfe &c., so giebt dieses manches drollige Intermezzo. Es kommt Jemand, der will im Großen Einkäufe machen, um als Krämer auf dem Lande die eingekauften Waaren zu verwerthen, — er kauft 1000, 1500 mexikanische Ellen (ungefähr 1½ Ellen von den unsrigen, die mexikanische Elle heißt Vara) von allen Gegenständen, welche der Verkäufer hat, darunter ist Kattun, Seidenzeug, Wollenzeug, darunter sind auch Messer, Bänder, Papier, Spiegel &c. Wie soll das gemessen werden? Nun sagt der Besitzer, ich mache die

Messer auf und wir legen dieselben an die Elle. Nein, sagt der Käufer, Du mußt das Messer zusammengeklappt lassen. Der Käufer hat Band von verschiedenen Farben ausgesucht, dasselbe ist auf Röllchen gewickelt; den Durchmesser dieser Rollen will er bezahlen, der Verkäufer aber will das aufgerollte Band an der Elle messen. Der Käufer will ein Ries Papier querüber an den Maßstab legen, der Kaufmann aber macht das Ries auf und legt es buchweise der Länge nach an, oder wenn er recht gescheut ist (d. h. ein rechter Spitzbube), so mißt er Bogen für Bogen ab.

So geht es nun auch mit Hüten und Hauben, mit Putzwaaren, mit Küchengeschirr u. s. w., bis endlich sich ein Compromiß gestaltet, ein Vergleich zwischen beiden Parteien, der beide zufriedenstellt, was um so viel leichter ist, als jeder von Beiden auch im ungünstigsten Fall einen ganz enormen Gewinn macht, denn der Kaufmann, welcher einkauft und auf den Haciendas und Ranchos seine Waaren vereinzelt, hat einen ebenso enormen Gewinn, als Derjenige, der ihm seine Taschenmesser und Glasflaschen nach der Elle verkauft hat.

Eine der berühmtesten Städte in den Bergwerksdistrikten ist Chihuahua, welche man unbedenklich prächtig nennen kann, wenigstens sind hier Paläste und Kirchen von großartigen Verhältnissen gebaut, wenn sie auch nicht gerade unmäßig schön sind. Die Stadt liegt sehr viel näher an dem eigentlichen alten Merico, wurde also sowohl durch die Priester als die Vicekönige häufig genug besucht und dieselben ließen immer Spuren ihrer Anwesenheit zurück. Da wurde ein Regierungsgebäude, dort eine Kirche, hier ein Collegium gebaut, und was die Stadt hätte werden können, wenn sie unter königlicher Herrschaft geblieben wäre, beweisen die ungeheuren Ruinen großartig angelegter, aber nicht fertig gewordener Paläste. Die Republik ist gar nicht nach dem Geschmack der Einwohner, die Abgaben sind auf das Ungeheuerste gestiegen, ein Jeder sucht sich aus dem allgemeinen Schatze zu bereichern, für das öffentliche Wohl aber wird gar nichts gethan. Ein gewaltiger und mächtiger Bau zieht schon von ferne die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich; das ist eine Reihe von ungeheuren Bogen, welche auf gewaltigen Säulen hoch in der Luft schweben, eine Wasserleitung, deren Anlage den alten Römern Ehre gemacht haben würde. Die neueren freilich sind nicht im Stande dergleichen zu machen, ja von den riesigen Wasserleitungen, welche das alte Rom mit dem Krystallwasser der Appeninen versorgt, und welche von 3000 bis mehr als 60,000 Schritte lang waren (man zählte deren im alten Rom dreizehn Haupt- und sieben Nebenleitungen), sind nur noch drei vorhanden, und diese

(so weit ist Rom herunter) sind überflüssig genug, um die ganze Bevölkerung mit Wasser zu versehen.

Die Leitung führt aus dem Flusse Chihuahua das Wasser zu einer Anhöhe oberhalb der Stadt, von wo es durch Röhren herabgeführt wird und sich theils auf dem Hauptplatze, theils an mehreren anderen Punkten der Stadt in öffentliche Brunnen ergießt. Aber dieses Bauwerk, so wie viele andere öffentliche Denkmäler gehen dem Verfall entgegen, denn die guten Republikaner wissen wohl an wen sie ihre geringfügigen Abgaben zahlen (sie betragen nur das Dreifache von dem was in alten Zeiten an den Vi Ré bezahlt wurde), aber sie wissen nicht was damit geschieht, nicht wozu es verwendet wird. Die guten alten Zeiten, so nennen sie diejenigen, welche bis zur Unabhängigkeitserklärung reichten, und mancher Seufzer wird laut, wenn man an jene Zeit erinnert. „Ojalà por los dias felices del Rey!“ hört man nicht selten rufen, (o die glücklichen Tage des Königthums).

Es läßt sich in keiner Weise bestreiten, daß in jenen Zeiten eines despotischen Königthums und einer furchtbaren Bedrückung durch den Vi Ré und seine Beamten doch das Volk bei Weitem mehr Sicherheit seiner Rechte und seines Eigenthums, mehr Schutz gegen die barbarischen Eingeborenen, mehr Freiheit und mehr Behaglichkeit genoß, als jetzt. Es ist genau so wie in der großen Republik der Vereinigten Staaten oder den kleinen Republiken Hamburg, Schweiz, Frankfurt u. s. w. Wenn ein böses Wort über den König gesprochen wurde und es kam ja diesem zu Ohren, so lächelte er. Wenn ein beleidigendes Wort gegen einen Senator ausgesprochen wird, so ist eine schwere Geldbuße, verbunden mit Gefängniß und bei Leuten niedern Standes noch mit körperlicher Züchtigung, die unausbleibliche Folge. Wenn in Amerika solche Zusammenläufe stattfänden und solche Clubbs, wie sie sich täglich in England bilden mit der laut ausgesprochenen Absicht einer Umwandlung der Regierungsform, einer Auflehnung gegen das Parlament u. s. w., so würde ein jeder Theilnehmer getheert und gefedert werden, und jeder Journalist, der dem Volke nicht jeden Tag zum Munde redet, ist jeden Tag demselben Schicksal ausgesetzt. — Es ist doch ein Glück Republikaner zu sein.

Wo noch ein bedeutendes Gebäude aus jener Zeit steht, hat es — ein Paar Kirchen ausgenommen — seine Bestimmung gänzlich gewechselt, so z. B. ein mächtiges Unterrichts-Collegium, welches die Jesuiten im Jahre 1767 begonnen haben, aber bei ihrer Vertreibung noch unvollendet zurückließen, ist jetzt ein Staatsgefängniß und hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, indem es mehrere der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Pa-

trioten aus der Zeit der Befreiung beherbergte, und unter ihnen befand sich auch jener berühmte Priester Don Miguel von Postilla, welcher am 16. September 1810 im Dorfe Dolores zuerst die Unabhängigkeit ausrief und für dieselbe kämpfend sich erhob. Er wurde allerdings schon im März des nächsten Jahres geschlagen und nach der Niederlage bei Guadalaxara gefangen genommen. Versuche ihn zu befreien, wurden gemacht, aber sie gelangen nicht, und um den gefürchteten Gegner um so sicherer loszuwerden, sperrte man ihn in das gedachte zum Staatsgefängniß umgewandelte Collegium und erschoß ihn wenige Tage darauf unfern seines Gefängnisses. Auf diesem Platze erhebt sich jetzt ein Denkmal für ihn, welches auf einer achtseitigen Unterlage von ungefähr 25 Fuß im Durchmesser eine schöne vierseitige Pyramide trägt; man glaubt darin die Absicht zu erkennen, der Einfachheit und Reinheit des braven Mannes ein Symbol gesetzt zu haben.

## XXXIII.

**Iturbide, der berühmte Kaiser von Mexico. Verluste der Gesellschaft durch die geistliche Censur. Freimaurer. Haß gegen dieselben. Ein Auto da fé gegen baumwollene Tücher mit allen Formen der Inquisition. Hosianna in excelsis.**

Als die Reisenden in dieser Stadt waren, beging man ein großes Freudenfest zu dem doppelten Zweck, den Geburtstag des Kaisers Iturbide und den Tag seines siegreichen Einzuges in die Hauptstadt Mexico zu feiern. Die Zeiten verändern sich und mit ihnen die Ansichten über Personen und Ereignisse. Es ist bereits ein Gegenstand der Geschichte, daß der General Iturbide in spanischen Diensten stehend, der Krone treu geblieben war, selbst nachdem Mexico schon mehrere Jahre lang für seine Unabhängigkeit gestritten hat.

Iturbide zeigte sich sehr thätig in Verfolgung der mexikanischen Freiheitskämpfer und wurde gegen Ende des Jahres 1820 an der Spitze einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres gegen den General Guerrera gesendet.

Bei diesem Zuge fiel es Iturbide plötzlich ein, die Sache des Königs zu verlassen und mit seinen gesammten Streitkräften zu Guerrera und der republikanischen Partei überzugehen.

Nunmehr war kein Halten mehr in dem ancien régime, Iturbide ging von Sieg zu Sieg, zerstörte die letzte Spur der spanischen Herrschaft in Mexico, zog daselbst als Sieger ein, wurde nachher zum Kaiser gekrönt, wurde dann wieder entthront, durch einen öffentlichen Erlaß geächtet und des Landes verwiesen, als er sich aber wieder blicken ließ, gefangen genommen und hingerichtet.

Nun sollte man es wohl glauben, dieser unglückliche Soldat und Mantelträger ist seit jener Zeit zu der hohen Ehre gelangt, Vater der Republik genannt und als Vertheidiger der Freiheit anerkannt und hoch gefeiert zu werden. Es findet jährlich ein großes Freudenfest zu Ehren dieser politischen Heiligsprechung statt, und zu dem Balle, der damit verbunden ist, werden besonders fremde Notabilitäten (nur nicht Nord-Amerikaner) eingeladen. Den Werth dieser Einladung aber wird man zum mindesten einen zweifelhaften nennen, wenn man erfährt, daß auf jeder Einladungskarte steht, sie kostet 25 Pesos (Dollars oder Piaster).

Daß die Gedankenfreiheit in diesem Lande der Freiheit noch nicht eingeführt sei, geht aus einem Verlust hervor, den die Reisegesellschaft hier erlitt; es waren unter den Gegenständen, die man zum Tauschen und Verkauf mitgenommen hatte, auch eine Anzahl bunter Tücher aus grobem Baumwollenzeug enthalten, welche in ziemlich rohen Zeichnungen, als Randverzierung, Hammer, Kelle und Winkelmaß führten. Ein Paar dieser Tücher waren von einem deutschen Zimmermann gekauft worden, der sich über alle Maßen glücklich schätzte ein so schönes Fabrikat zu haben und damit vielfältig zu seinen Bekannten trat. Zwei Tage nach dem Verkauf dieser Tücher kam eine Gerichtsperson, geleitet von dreien würdigen Geistlichen, zu den Reisenden, um eine sorgfältige Untersuchung anzustellen und alles zu confisciren, was sich als bezüglich auf Freimaurerei erwies. Lieutenant Willis lachte, als man diese Tücher hervorholte, und erklärte, daß dieses zwar Maurer-Abzeichen, aber nicht Symbole der Freimaurer wären, wozu wohl einige andere Dinge außer den genannten gehörten.

Die geistlichen Herren wußten das besser, sie confiscirten die Tücher, sowie sie auch alle Winkelmaße und alle Hammer mit Beschlag belegten und mit der längst abgekommenen Inquisition droheten, falls man sich widersetze. So lächerlich die Drohung an sich war, so mußte den würdigen Herren doch willfahrt werden, wenn man sich nicht einer Einsperrung auf unbestimmte Zeit ausgesetzt sehen wollte. Mit den Behörden und namentlich den Geistlichen dieser fernen Gegenden ist nicht zu spaßen;

man wird im Falle der Gefangennahme so lange festgehalten, als es der Behörde beliebt, und eine Reklamation ist ein völliges Unding, denn keine befreundete oder verwandte Seele erfährt, wo der Unglückliche geblieben ist, selbstverständlich gelangt kein Brief des Gefangenen irgend wo anders hin, als an die geistliche Behörde der Stadt.

Die Reisenden glaubten, mit der Confiscation habe es eine eigene Bewandtniß; die schönen baumwollenen Tücher würden wohl den Herren gefallen haben, und sie würden wohl dieselben in eigenem Nutzen verwenden.

Dem war aber nicht so; der nächste Morgen sollte ein religiöses Straffest sehen und die Mitglieder der Reisegesellschaft waren sämmtlich eingeladen, daran Theil zu nehmen.

Unter dem Geläute aller Glocken zogen Dominikaner und Redemptoristen (eine neue Benennung, unter der sich die verbannten Jesuiten wieder eingeschlichen haben) Paarweise durch mehrere der ungepflasterten Straßen nach der Alameda, dem öffentlichen Spaziergange zur Piazza major, dieselben trugen schwarze Wachskerzen in den nach Außen gerichteten Händen. Die Hände eines jeden Paares, welche nach Innen gerichtet waren, spannten zwischen sich eines der rothen Tücher aus; es fehlte keins an der Zahl der confiscirten, ja auch dem Gesellen des Zimmerhandwerks waren die erkauften genommen.

Diese unglücklichen Tücher waren zu den Schlachtopfern des Inquisitionsverfahrens ersehen. Hinter einem jeden Priesterpaare ging ein nackter Neger mit einem rothen Tuch um den Leib und einem eben solchen um den Kopf; ein jeder dieser Neger schwang eine Peitsche und hieb wüthend auf die rothen Tücher los; bei jedem Schritt bekam das arme Tuch einen Schlag und es sah in der That drollig genug aus, diese Neger ihre gut bezahlte Wuth an den schönen roth und gelb bedruckten Baumwollenstoffen ausüben zu sehen. Sie nahmen die Sache höchst ernsthaft und ertheilten den Tüchern Hiebe mit solcher Wirkung, daß dieselben, obwohl sie keinen eigentlichen Widerstand leisteten, doch nach und nach zerfetzt wurden.

Auf der Piazza major angekommen, stellten sich die würdigen Priester in einem großen Kreise um einen Holzstoß her, auf welchem ein Doppelgalgen stand. Ein jeder der Neger erhielt nun das Tuch, welches er so jämmerlich zerschlagen hatte, ging damit nebst seinen Kameraden zu dem Holzstoß, band das Tuch an dem Galgen fest, so daß dieser bald gänzlich davon umwickelt war, und nun holte ein jeder das Paar Fackeln oder schwarzer Wachskerzen, welches die Priester getragen hatten, herbei und es

wurde von den Negern ein wahrer Höllentanz ausgeführt um den Scheiterhaufen her. Bei diesem Tanze drohten die wilden Burschen immerfort mit den brennenden Fackeln aufwärts zu den rothen Tüchern, als wollten sie ihnen Angst machen, und nachdem der Tanz eine genügende Zeit gedauert, um das Publikum und die Reisenden mit heiligem Schauer zu erfüllen, wurden die Fackeln gegen den Scheiterhaufen gehalten und dieser dadurch in Brand gesteckt. Die frommen Väter fluchten auf die Freimaurer, die unglücklichen Tücher streckten rührend ihre Flammen gen Himmel und schienen Thränen der Reue zu vergießen über die großen Unthaten, die sie begangen; das führte aber Alles zu nichts weiter als zur völligen Vernichtung derselben.

Als nun der Scheiterhaufen sammt dem Galgen und den darum gewickelten Tüchern verbrannt worden waren, stimmten die frommen Geistlichen ein Hosianna in excelsis an, das berühmte „Ehre sei Gott in der Höhe", und darauf gingen sie auseinander.

---

## XXXIV.

**Angst vor der Freimaurerei. Ursachen derselben. Die mexikanische Revolution. Ecossesos und Yorkitos, schottische und englische Freimaurer (Parteinamen). Verfolgungen gegen diese. Die Reisenden im schweren Verdacht, finden es gerathen, sich zur Abreise zu rüsten.**

Es ist nicht zu läugnen, daß man sich auf eine schreckliche Weise vergangen hatte; diese Symbole der Freimaurerei sind das Entsetzlichste was es für die Priesterschaft in den heißen Ländern giebt. Nirgends sind die Geistlichen in solch' einem Grade träge, wollüstig, geld- und beutegierig als im Süden der Erde, möge dieses nun in Amerika, in Europa oder in den alten spanischen und portugiesischen Besitzungen, in Indien und dem stillen Meere sein. Durch die Freimaurerei aber glauben diese würdigen Priester sich in ihren Rechten schwer bedroht und beeinträchtigt, sie glauben, daß die Freimaurerei gar kein anderes Ziel habe als die Zerstörung ihres Ansehens und ihres bequemen Lebens. Die Freimaurerei wurde deshalb von der katholischen Geistlichkeit immerfort und überall unterdrückt; seit aber bei der Unabhängigkeitserklärung von Mexico die

heimlichen Freimauer in ungeheurer Masse auftauchten und wirklich den Umsturz bewirkten, die Spanier verjagten, die Erzbischöfe und Bischöfe absetzten, die Klöster aufhoben und diese und andere Schreckensthaten vollführten, wurden sie so sehr ein Gegenstand des Hasses und des Abscheues, ja der abergläubischen Furcht, daß man ganz unumwunden die Ueberzeugung aussprach, ein jeder der Freimaurer habe ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen und der ganze Zweck der Freimaurerei sei lediglich die Welt dem Teufel zu übergeben.

Diese Meinung begannen die Geistlichen von da ab, wo sie wieder ein wenig zur Ruhe kamen, dem Volke als unfehlbare Wahrheit und Weisheit mitzutheilen. Sie erklärten, alle die Schrecken, welche die Revolution gebracht, kämen nur von dieser satanischen Verbindung her und eines jeden Pflicht sei, gegen dieselbe wachsam auf seiner Hut zu sein.

Je mehr die Geistlichen wieder zur Macht gelangten, je ernsthafter und wirkungsreicher wurde ihr Auftreten gegen die Freimaurer; aber sonderbar genug, sie vermochten sich ihrer doch nicht zu erwehren und es wurde eben während des Fortlaufs der mexikanischen Revolution die Freimauerei so eifrig betrieben, daß selbst Priester sich ganz öffentlich zu derselben bekannten. Es war ungefähr dasselbe Verhältniß wie in Italien, wo auch zur Zeit der Carbonari und Calderari, die Freimaurerei ein geheimes Verbindungsmittel der verschiedenen Parteien wurde. In Mexico hatte es eine andere Wirkung. Bekanntlich giebt es verschiedene Systeme der Freimauerei; die Johannisloge und die schottische Loge unterscheiden sich nicht blos durch höheren oder niederen Grad, sondern überhaupt durch verschiedene Lehrsätze, und diejenigen Logen, welche sich dem York'schen System anschließen, werden von den andern Logen kaum einmal als vollgültig anerkannt.

Nun gab es aber in Mexico zu jener Zeit sehr viele Logen verschiedener Systeme und das Freimaurerwesen war in solchem Maße ausgebreitet, daß es aufhörte, einheitlich zu sein. Es waren zu viel Köpfe, sie konnten nicht alle unter einen Hut gebracht werden.

Es entstand eine wirkliche Spaltung nicht nur der politischen, sondern auch der maurerischen Ansichten und Meinungen und die verschiedenen maurerischen Systembezeichnungen galten auch für die Zeichen der Partei; sie hießen Escosesos und Yorkinos (Schotten und Yorkische Maurer). Die Escosesos vertraten in Hinsicht auf politische Ansichten die Aristokraten. Als Maurer hielten sie sich für die viel vornehmeren, in der bürgerlichen Welt waren sie es wirklich; der reiche Landadel, die vornehme Geistlichkeit und alle diejenigen, welche dem monarchischen Prinzip huldigten, hatten sich

der schottischen Loge — den Escosesos angeschlossen. Ihr Zweck war allerdings, von Spanien, als dem Mutterlande, sich frei zu machen, jedoch die monarchische Regierungsform beizubehalten und einen spanischen Prinzen auf den Thron zu setzen.

Die Yorkinos, die Anhänger des York'schen Logensystems bestanden aus Demokraten, aus der eigentlichen Volkspartei, zu welcher sich alle Eingeborene, Farbige, Weiße, wie Indianer, zählten. Wie das überall in Ländern ist, in denen eine einheitliche Regierung zu wirken aufgehört hat, so entstanden auch hier die blutigsten Zwistigkeiten. Das Regierungssystem, die Wahl des Präsidenten, des Oberbefehlshabers, gaben immer von Neuem Anlaß zum Bürgerkriege und es schwankte dabei der Sieg herüber und hinüber, allein es konnte keiner von beiden Parteien unbekannt bleiben, daß die Freimaurer einen großen Theil, ja vielleicht die ganze Schuld des über Mexico heraufbeschwornen Unglücks trugen, nicht weil sie Freimaurer, sondern weil sie uneins waren. Dies letztere aber wurde von Niemandem als der wirkliche Grund angesehen, sondern nur die Freimaurerei selbst, daher der Haß des Volkes sie traf, und dieser Haß durch die Priester genährt wurde.

Nach und nach, wie sich der Gährungsstoff ausschied und wie sich in unbarmherziger Grausamkeit die Parteien einander abschlachteten, die Spanier verjagt wurden, die Einwohnerschaft sich auf die Hälfte reduzirte — bekamen die Geistlichen wieder so recht das Heft in die Hand und ihr eifrigstes Bestreben war, nun auch den Haß des Volkes gegen die Freimaurerei aufzustacheln, so kam es, daß ein jeder seine Mitgliedschaft verläugnete und daß nach und nach die Zahl der Maurer wirklich eine immer geringere wurde, und diejenigen sich einer oft sehr wirksamen Verfolgung aussetzten, von denen man muthmaßte oder wußte, daß sie der Freimauerei angehörten. Die Muthmaßung übrigens war schon genug, bis zum wirklichen Wissen durfte es in dieser Hinsicht gar nicht kommen, dies wäre höchst gefährlich gewesen.

Eine solche Muthmaßung lastete nun auch auf den Reisenden und es war an der Zeit, daß sie das Land verließen, wenn sie nicht großen Unannehmlichkeiten sich ausgesetzt sehen wollten. Es war auch zum Glück Alles so weit gediehen, daß eine weitere Verzögerung der Reise überflüssig schien, die Wagen der Carawane waren mit den nöthigen Vorräthen versehen, auch waren 40 Schafe gekauft worden, welche nach und nach geschlachtet, die Reisenden täglich mit frischem Fleisch versehen konnten und so brachen denn dieselben sehr kurze Zeit nach dem Auta da fé gegen die rothen Schnupftücher zur ferneren Reise auf; sie hatten nun freilich darauf gerechnet,

daß der Verkäufer der Schafe ihnen dieselben, die bisher auf seiner Weide geblieben waren, nunmehr auch wirklich liefern werde. Diese Ansicht war aber nicht ganz richtig; höchst sonderbarer Weise waren gerade diese Schafe, welche die Reisenden gekauft hatten, an der Drehkrankheit gestorben und der Verkäufer hatte natürlich nicht im entferntesten eine Verpflichtung, dafür aufzukommen, und so mußte denn Lieutenant Willis seines Weges weiter ziehen, ohne Fleisch bei sich zu haben, außer dem berüchtigten Carne secco, welches allerdings die Mexicaner nicht blos gekocht und gebraten genießen, sondern welches sie sogar roh, wie es da ist, in den Mund stecken, nach und nach erweichen und endlich hinunterwürgen, ein Versuch, der Jedermann sehr schlecht bekommen würde, der nicht an dieses übelriechende, holzige Nahrungsmittel gewöhnt ist.

---

## XXXV.

**Fortsetzung des Marsches. Versuch, sich frisches Fleisch zu verschaffen. Große Landgüter, welche zahllose Rinderheerden ernähren. Glückliche Jagd; sonderbare Art das Thier auszuweiden. Bill Spaniard und ein Gefährte von Lassos gefesselt. Bill befreit sich.**

Große Beschwerden warteten nun erst der Reisenden. Bis dahin hatte man verhältnißmäßig angenehm gelebt, die Leute alle jung und kräftig hatten reichliche Nahrungsmittel, genügend Wasser und ziemlich sichere Nachtlager gehabt, bei der Fortsetzung der Reise aber fehlte schon eines der allerwichtigsten Bedürfnisse, fehlte das Wasser. Man mußte in Kürbisflaschen und Schläuchen desselben so viel mitnehmen als man für mehrtägige Reisen durch wasserlose Wüsten nöthig zu haben glaubte. Daß jetzt aber auch frisches Fleisch fehlte, war ein zweiter Uebelstand, und als nach dreien Tagen noch keine Niederlassung und kein Dorf erreicht war, wo man im Stande gewesen wäre, der Noth abzuhelfen, beschlossen die Reisenden von dem gewöhnlichen Aushülfsmittel der Wanderer Gebrauch zu machen, einen Stier zu schießen und sich dessen Fleisch wohlschmecken zu lassen.

Drei der besten Schützen, unter ihnen Bill Spaniard, sonderten sich ab von der Reisegesellschaft und eilten von Höhe zu Höhe voraus, um nach einer Heerde zu spähen.

In jenen Gegenden, welche nicht mehr zu den Territorien der Ein-

geborenen gehören, giebt es auch nicht eigentliche **wilde** Büffelheerden. Ungeheure Landstriche von 200 bis 300 Quadratmeilen Flächeninhalt gehören einem Besitzer und derselbe sagt: Alles, was auf diesem Flächenraum lebt — ist mein Eigenthum. Der riesige Umfang solcher Hacienda, verbunden mit der gänzlichen Unmöglichkeit, sich Arbeiter zu verschaffen, läßt selbstverständlich den Ackerbau nicht zu, schließt ihn vollständig aus, der Ertrag einer solchen ungeheuren Fläche ist mithin kein anderer, als derjenige, den die Thiere durch Hergabe ihrer Felle liefern. Die großen Heerden laufen völlig wild umher, trennen sich, vereinigen sich nach Belieben, die ganze Aufsicht, welche man denselben angedeihen läßt, besteht darin, daß einige sogenannte Vaqueros, sehr gewandte Reiter, mit langen Lassos versehen, die Heerden umkreisen, um dieselben einigermaßen zu hüten, so daß sie nicht auf das Territorium der unabhängigen Indianer übertreten. Sollten einzelne Thiere sich verlaufen, so wird dieses für zu unbedeutend gehalten, um darüber ein Wort zu verlieren, betrifft es aber eine ganze Heerde, so gehen die Hirten zu dem Besitzer der benachbarten Hacienda und zeigen den Fall an. Mit der Rückgabe wird nun so verfahren, daß bei dem allgemeinen Schlachten, welches zur heißesten Jahreszeit vorgenommen wird, die mit dem Zeichen des Nachbarn versehenen Thiere an denselben ausgeliefert werden, der seinerseits mit den auf sein Grundstück übergetretenen ebenso verfährt. Man sieht hieraus, welch' ein geringer Werth in solch' einem Thiere liegt, und es erscheint daher durchaus nicht räuberisch, im Falle der Noth ein solches Thier zu schlachten, vorausgesetzt, daß man dem Besitzer der Hacienda das Fell zurückgebe oder den Werth desselben ersetzen wolle, und diese Absicht hatten auch die Reisenden. So wie vor ihnen Hunderte es in ähnlichem Falle gemacht hatten, so machten sie es jetzt und die Sache war nicht schwierig.

Nachdem die drei Schützen eine Stunde weit voran getrabt waren, bemerkten sie einige einzelne Thiere und es wurde Jagd auf dieselben gemacht. **Bill Spaniard**, das Halbblut, war am Weitesten voran und schwang seinen Lasso mit wunderbarer Gewandheit; das Thier war alsbald gefangen und einen Augenblick darauf war es auch durch einen Genickfang getödtet. Die beiden Gehülfen kamen herbei und das Thier wurde zerlegt. Wenn man das Fell schonen will, so beginnt die Abhäutung des Thieres damit, daß man die Haut längs des Bauches und dann längs der Vorder- und Hinterläufe aufschneidet und dann das Fell abzieht. Will man aber nur zu dem besten Fleische gelangen, so läßt man dem armen Thiere seinen Rock und knöpft ihn nur an einer bequemen Stelle auf; dies ist der Rücken, hier wird die Haut aufgeschlitzt, rechts und links zur Seite

herabgedrückt und dann wird dasjenige herausgeschnitten, was man für das Beste hält. Gerade hinter den Schultern befindet sich der Höcker, der etwas größer als ein Mannskopf ist, welcher mit der ihn bekleidenden Haut herausgeschnitten wird. In diesem seinem Kleide wird derselbe schwach geröstet und dann mit Brod, oder was man sonst an trockenen Speisen dazu hat, verzehrt. Der Höcker besteht aus dem zartesten Fett und schmeckt eigentlich wie Rindermark.

Nunmehr lös't man das Fleisch los, welches von beiden Seiten des hoch emporragenden Rückgrades in gewaltigen Muskeln liegt, darauf haut man die Rippen durch, um zu den inwendig liegenden Muskelsträngen zu gelangen, welche das Beefsteakfleisch liefern, den sogenannten Lendenbraten, so genannt, obschon er viel besser Rippenbraten hieße, denn mit den Lenden hat er nichts zu thun. Allenfalls werden, nachdem dieses geschehen, einige der Hauptröhrenknochen und die Zunge ausgelös't. Die ungeheuren Stücke Fleisch, welche das Hinterviertel bieten, wenigstens 2 Centner im Gewicht, das Fleisch der Vorderblätter und der Brust, wie zart es auch sei, ist doch dem wählerischen Gaumen der Reisenden nicht gut genug, sie lassen es liegen, sie überlassen es den Präriewölfen zur Beute. In dem vorliegenden Falle allerdings ging man nicht so verschwenderisch mit dem wichtigen Nahrungsmittel um, sondern man schnitt von dem Fleische ab, was sich bequem transportiren ließ; denn es handelte sich darum, einer Zahl von 70 Menschen ein reichliches Mahl zu verschaffen.

Während dieser Arbeit wurden die drei Jäger unangenehm genug überrascht; es kamen über dem Hügel, unterhalb dessen sie sich gelagert hatten, einige Vaqueros mit geschwungenem Lasso herbei und bevor sie sich zu ihren Pferden begeben konnten, waren zwei derselben von der unzerreißbaren Schlinge umfaßt.

Eine solche Umschlingung ist kein Spaß. Der 40 Fuß lange Lasso ist an drei starken eisernen Ringen an dem Sattel befestigt. Mit einer wunderbaren Geschicklichkeit wird die Schlinge so geworfen, daß sie über die Arme des Betroffenen fällt, und in dem Augenblick, wo der Riemen diese Lage hat, wirft der Reiter sein Pferd herum und jagt im Galopp davon, so daß der Geschlingte zur Erde gerissen und über Stock und Stein geschleift wird.

Bill Spaniard und sein Genosse waren auf solche Weise gefesselt worden. Der Halbindianer hatte, wie diese Leute alle es thun, sein Gewehr über die Schultern gehängt, als er das Thier abzuhäuten begann, er war folglich in jedem Augenblick bereit, seine Waffe zu gebrauchen, allein, was konnte sie ihm jetzt helfen, da sie zusammt seinen Armen von

einem Riemen umschlungen war, den ein wilder Stier und ein wohl abgerichtetes Pferd, mit größester Kraft auseinander laufend und zwischen sich spannend, doch nicht zerreißen können. Wie groß auch des Indianers Kräfte waren, dieser Riemen spotteten derselben und Simson hätte vielleicht vergeblich versucht ihn zu zerreißen, aber Bill Spaniard hatte ein Messer in der Hand gehabt, um den Stier zu zerlegen, und während ein Anderer im Schreck Alles hätte fallen lassen, was er in Händen hielt, faßte Bill das Messer nur um so fester, als ihm die Gefahr näher trat. Die Werkzeuge der Reisenden sind immer sehr gut, Bill's Messer war gewaltig scharf, seine Arme oberhalb der Ellenbogen waren zwar dergestalt zusammengeschnürt, daß er glaubte, in einen eisernen Reif geschmiedet zu sein, aber seine Hände waren noch frei und ehe er noch fünf Schritte geschleift worden war, hatte sein Messer den gespannten Riemen glatt durchschnitten.

## XXXVI.

**Bill befreit auch Steffens. Bedenken des Deutschen über die Tödtung eines Viehhirten. Besorgniß vor üblen Folgen. Fortsetzung des Marsches. Die Reisenden werden eingeholt.**

„Gut," sagte Bill, „ich wäre frei, ich könnte dem Schurken nun eine Kugel durch den Kopf jagen, aber dann wäre mein Kamerad Steffens ja nicht gerettet." Während dieser Worte hatte er seine Arme von der Schlinge befreit, dieselben einmal gehörig gestreckt, um die Schmerzen der Schnürung zu überwinden, dann holte er seine Büchse ruhig von der Schulter und im Augenblick darauf war auch der Mustang des zweiten Vaquero durch das Ohr in den Hirnschädel geschossen, so daß er vorn überschlug und den Reiter in seinen Fall zog.

„Nun, Du wirst wohl Niemanden mehr mit einer Schlinge werfen," sagte Bill nach Hinterwäldler Art, vor allen Dingen seine Büchse wieder ladend — „Du hast, wenn mir recht ist, das Genick gebrochen."

Und so war es auch. Das Pferd, plötzlich den Kopf niedersenkend, war vornüber in die Kniee gestürzt und da es sich in ungeheurem Schusse befand, so war es über sich selbst gefallen, in der Art, wie die Kinder es ausführen, wenn sie dies Manöver zum Spaß machen. Der Mann

war gerade unter dem Rücken des fallenden Thieres gekommen und so waren ihm die Rückenwirbel theils gebrochen, theils verrenkt. Roß und Mann waren todt. Bill befreite nun seinen Freund, doch nicht wie sich selbst durch einen Schnitt, sondern durch Auflösen der Schlinge, denn — sagte er zu diesem, es hat ja jetzt keine Eile und der Lasso ist sehr schön, man kann ihn brauchen. Nach der Befreiung gingen Bill und Steffens zu dem todt daliegenden Paare, der letztere nahm dem Getödteten ein Paar schöner Pistolen und einen gewaltigen Sporn, aus dem Knochen eines Rindes gemacht, ab, Bill aber lös'te den Lasso von dem Sattel und rollte ihn zusammen, ihn sich über die Schultern hängend. Die beiden andern Vaqueros waren ungefährdet entkommen; dieses schien Bill ganz gleichgültig, denn er kehrte mit Steffens zurück zu dem getödteten Wilde und vollendete mit großer Ruhe die begonnene Arbeit, so, als wäre nicht das Geringste geschehen.

Der dritte Mann der Parthie, ein etwas besonnener Mann, ein Deutscher, frug Bill, ob es ihm nicht leid sei, einen Menschen getödtet zu haben?

„Du bist ein Narr!" erwiederte Bill. „Hab' ich denn den Menschen getödtet oder hat es sein Pferd gethan. Ueberdies muß ich Dich fragen, würdest Du Dich denn nur einen Augenblick besonnen haben, auf Kosten des räuberischen Schurken mich oder einen andern von der Gesellschaft zu befreien? Weshalb haben die beiden Burschen uns denn in ihre Schlingen genommen, als um uns zu berauben und dann uns zu ermorden."

„Mir ist doch nicht ganz wohl dabei," erwiederte der Deutsche, „es will mir vorkommen, als hätten wir etwas sehr Uebles angerichtet und als hätten wir davon sehr böse Folgen zu erwarten."

„Laßt das nur mich ausmachen," sprach der Halbindianer, „ich habe mich meiner Haut gewehrt und weiter nichts."

Hiermit waren, wie es schien, die Bedenken, und wie Bill glaubte, auch die Folgen wirklich beseitigt. Es gestaltete sich jedoch die Sache keineswegs wirklich so einfach, als er geglaubt hatte, wiewohl die Uebel, die man hervorgerufen, keineswegs sogleich eintraten. Die Jäger, leichtfertig wie die Leute immer sind, welche nur von Tag zu Tag, man könnte sagen von Minute zu Minute leben, dachten nicht weiter an das kleine Abenteuer, schossen noch ein schönes Thier, brachten dasselbe in gleicher Weise zur Benutzung und mittlerweile war auch die Carawane herbeigekommen, welche das viele Fleisch mit Jubel begrüßte und sofort Halt machte, um sich der willkommenen Beute zu erfreuen.

Willis und Marshal pflegten, wie immer, das Wächteramt zu

übernehmen; während die Mannschaft für das Aufschlagen der Zelte, für das Kochen und sonstige Zubereiten der Speisen sorgte, umkreis'ten die Beiden das Lager in der Entfernung von einer Meile, um zu sehen, ob sich nichts Verdächtiges blicken lasse, soweit ihr Auge trug. Dabei mußten sie natürlich auf die Leiche des Vaquero und seines Pferdes stoßen. Alsbald kehrten sie zurück zum Lager und ließen sich Auskunft darüber geben und Bill erzählte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, Alles, was vorgekommen.

„Nun dann," sprach Willis, „da sitzen wir in einer schönen Patsche. Die entkommenen Vaqueros werden ein kleines Ungewitter über unsern Häuptern zusammenziehen. Ich denke, es wird am Klügsten sein, wenn wir unsern Marsch nach Kräften beschleunigen; wir wollen also hier nicht lagern, sondern nur so lange verweilen, bis Menschen und Thiere ausgeruht und dann wollen wir die Nacht hindurch weiterziehen und einen Vorsprung zu bekommen suchen, so groß, als irgend möglich."

Die Sache schien so zweckmäßig, daß keiner der Reisenden das Geringste einzuwenden hatte. Ein paar Stunden waren genügend gewesen, alles Erforderliche zu thun und neue Kräfte zu sammeln, und so ging es denn weit in die Nacht hinein, immer gen Westen, halb nach Norden zu, um aus dem mexicanischen Territorium zu kommen. Zwei Stunden mußten abermals genügen für die Mahlzeit und die Ruhe und der Zug setzte sich sofort wieder in Bewegung und marschirte bis zum folgenden Tage, da denn übrigens die Kräfte von Menschen und Thieren doch so stark angegriffen waren, daß längere Ruhe als ein unabweisbares Bedürfniß erschien. Da es nun auch zu gleicher Zeit Tag und sehr heiß war, man also doch nicht wohl die Reise hätte fortsetzen können, so ergaben sich die Führer der Expedition in das Unvermeidliche; es wurde eine Rast von zehn Stunden beschlossen, man wollte erst mit der Abenddämmerung aufbrechen.

Die gewöhnliche Vorsicht mit dem Ausstellen von Wachen und mit der Ablösung derselben wurde auch hier nicht vernachlässigt und die Uebrigen ergaben sich der Ruhe, dem höchst nöthigen Schlafe.

Sie hatten einen so bedeutenden Vorsprung, daß kaum mehr zu besorgen war, sie würden eingeholt, dennoch trieb Willis, als es etwa sechs Uhr wurde, zur Fortsetzung des Marsches, und man machte auch sofort die nöthigen Vorkehrungen, allein doch, wenn schon eine Stunde früher, als beabsichtigt, immer um eine oder ein paar Stunden zu spät.

Mit verhängtem Zügel kam ein Spanier, gefolgt von einem nicht unbedeutenden Trupp wohl berittener Leute auf das Lager zu. Bei Erblickung desselben erhoben sie schon von Weitem ein wüthendes Triumph-

geschrei. Sie warfen drohend ihre Lasso's empor, sie schwangen ihre Lanzen und in wenig Minuten war das Lager umringt.

## XXXVII.

**Der höfliche Spanier. Gegenseitige Schmeicheleien, welche die Reisenden mit dem Spanier wechseln. Der Spanier wird rectificirt. Ein gut gemeinter Vorschlag des Spaniers. Schlechte Aufnahme, welche derselbe findet. Erfolglose Drohungen. Ein Heer, durch wenige Büchsenschützen im Schach gehalten.**

Der Anführer dieser Leute sprengte voran und rief mit wüthenden Geberden: „Wo ist der Anführer dieser Räuberbande?"

Willis trat vor und sagte: er habe bisher geglaubt, Spanier seien höfliche Leute, er sehe aber aus dem unsinnigen Geschrei dieser Schurken, daß er sich geirrt habe.

Der Spanier rief schäumend vor Wuth: „Der Schurke wird Euch für die Beleidigung bezahlen!" und damit riß er ein Pistol aus seinem Gürtel, doch bevor er es gespannt hatte, sah er fünf oder sechs Büchsen sich auf ihn richten und der Halbblutindianer sagte: „Rührt Euren schlechten Knüppel nicht an, sonst könntet Ihr erfahren, daß wir gute Schützen sind."

Der Spanier war zwar sichtlich verblüfft, er war jedoch zu sehr in Wuth, um sich sogleich fassen zu können, er schimpfte darum wacker darauf los, indem er sagte: „Räuber und Diebe sind immer gute Schützen; daß Ihr mich so gut erschießen werdet wie meinen Rinderhirt, glaube ich wohl, aber hier sind außer meinen Leuten zwanzig tapfere Soldaten der Republik, und sollte ich auch fallen, so werdet Ihr doch Alle zusammen vernichtet werden, wie es solchem räuberischen Gesindel gebührt."

Willis sagte zu dem Spanier: „Beruhigt Euch, Sennor —"

„Man nennt mich Don Diego de Molinares e Brancas de Caloco de Pasco, ich bin kein Sennor, ich bin ein Don, ein Grande —" rief der Spanier voll Zorn, aber während Bill Spaniard laut loslachte über die vielen Namen, sagte Willis ganz ernsthaft: „Sennor Don so und so, ich kann Eure vielen Namen weder behalten, noch liegt mir etwas daran sie zum zweiten Male zu hören, aber ich muß Euch bemerken, daß wir weder Räuber sind, noch Euren Hirten erschossen haben, sehet zu

und Ihr werdet finden, daß er keine Wunde hat, wenn er freilich mit seinem Pferde stürzte und sich das Genick brach, so können wir nicht dafür."

„Ei, Ihr könnt nicht dafür?" erwiederte der Don. „Ihr könnt nicht dafür? Wer hieß Euch denn zwei von meinen Rindern tödten und wer hieß Euch das Pferd niederschießen, auf welchem mein Hirte ritt? Ich soll mich wohl noch dafür bedanken, daß Ihr so gütig waret nur zwei Stiere und nur einen von meinen Hirten zu tödten?"

Steffens mischte sich hier in das Gespräch, indem er sagte: „Daß Ihr wenig Verstand habt, erkennt man doch am ersten Wort. Wir haben keine Stiere geschossen, sondern Kühe; wir sind nicht so dumm, zähes, hartes Stierfleisch zu nehmen, wenn wir zartes Fleisch von Kühen haben können; das ist Numero Eins; für's Zweite, so wollte ich, daß Ihr einmal von meinem Lasso umwickelt ein paar hundert Schritte geschleppt würdet. Ich sage Euch, Ihr frügt den Teufel danach, wer den Lasso geworfen hat, Ihr würdet auf ihn schießen und wenn es Euer Bruder wäre; denn solch' eine Schleifung ist durchaus nicht interessant für denjenigen, der sie auszuhalten hat; im Uebrigen aber fragen wir Alle den Teufel nach Euch und Eurem Kuhhirten, und wenn Ihr das grob finden solltet, so macht Eures Vaters Sohn darauf aufmerksam, daß es aus dem Walde herausschallt, so wie man hineingerufen hat."

„Daß ich mich mit Euch fremden Hunden, mit Euch dahergelaufenen Bestien einlassen sollte, wäre wohl sehr thöricht," rief der Spanier. „Hier sind Soldaten der Republik und ich bin ihr Anführer, ich befehle' Euch die Waffen sofort niederzulegen, Euch binden zu lassen und mir vor das Gericht von Santa-Fé zu folgen."

Ein allgemeines Hohnlachen war die Antwort auf diese gewaltige und kühne Anrede. Die Jäger waren sich zu gut ihrer Stärke und Widerstandsfähigkeit bewußt, als daß sie hätten zagen sollen, und wie auf einen Zauberschlag und ohne alles Kommando gesellten sich immer zwei und zwei derselben zusammen und während der Spanier zurücktritt, um die Angriffe zu befehlen, hatten die Reisenden sich in einem großen Kreise um die Wagen postirt und boten die Mündungen ihrer Büchsen den Reitern dar.

Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, aber nicht befolgt, es wollte beinahe scheinen, als wenn ein jeder der angreifen Sollenden einen so hinlänglichen Respect vor den gezogenen Büchsen habe, daß er lieber die Mündungen derselben von sich, als auf sich gerichtet sehe.

Sennor Don Diego schäumte vor Wuth, aber allerdings ganz vergeblich; denn die befehligten Reiter rückten keinen Schritt vor, sondern

überließen es dem Sennor Don die Sache selbst auszumachen, und da dieser sah, daß seine Befehle nicht befolgt wurden, zog er sich gleichfalls zurück, doch keineswegs ohne sehr heftige Drohungen auszustoßen, und gewiß war alle Ursache vorhanden auf diese Drohungen Rücksicht zu nehmen; denn die Spanier sind in der Regel nicht Leute, welche eine Beleidigung vergessen. Nun konnte aber dem stolzen Spanier keine schlimmere angethan werden, als diejenige, welche Marshal gegen ihn ausstieß, indem er sagte, er möge seinen major domo zu der Gesellschaft schicken, mit welchem man verhandeln wolle; er selbst sei zu grob, als daß seine Leute geneigt sein könnten, sich mit ihm zu unterhalten. Wenn Jemand dem Spanier, und wäre derselbe der gröbste Flegel, sagt, er sei grob, so ist dieses eine nie gut zu machende Beleidigung, und zwar um so mehr, als die Spanier in der Regel wirklich außerordentlich höflich sind und es für eine Ehre halten, höflich genannt zu werden.

Der Don zog mit seinen Leuten ab, jedoch nicht ohne die Reisenden in einer wirklichen Besorgniß zurück zu lassen.

---

## XXXVIII.

**Wassermangel. Eigenthümliche Beschaffenheit des Landes. Tiefes Einschneiden der netzförmig gezogenen trockenen Flußthäler. Gefahr, sich in diesem Netz zu verirren und darin umzukommen. Büffelwälzungen. Zwergbäumchen mit trefflichen Pflaumen. Das Flußgebiet des Colorado und die dasselbe umwohnenden Stämme der Eingeborenen.**

Die Reisegesellschaft nahm nun, nachdem die Belästigung durch die fremde Truppe aufgehört hatte, den Marsch wieder auf, der nicht ohne Beschwerden war, da hier schon die Noth um den täglichen Wasserbedarf eintrat. Sonderbar schienen die trockenen Flußufer, welche alle gewaltig tief eingeschnitten, von der Kraft des Wassers redendes Zeugniß ablegen. Sobald man sich einem Flußbette nähert, gewahrt man das gegenüberliegende Ufer als eine schwache Abschattung des Bodens, auf dem man wandelt. Je weiter man kommt, d. h. je mehr man sich dem Flußbette nähert, desto deutlicher tritt dieser Strich hervor, bis man beinahe urplötzlich an einem tiefen Abgrunde steht, dessen Furchtbarkeit zwar dadurch

vermindert wird, daß es an seinem Grunde sowie ganz oben tageshell ist, der aber dennoch bei dem tiefen Einschnitt, den er bildet, dem Unvorsichtigen gewissen Tod bringt; daher darf man in diesen Gegenden kaum während der Nacht zu reisen wagen und wenn man, wie im gegenwärtigen Falle, dazu beinahe genöthigt ist, so geschieht es nicht, ohne daß zwei erprobte Leute, mit langen Stangen bewaffnet, vor dem Zuge hergehen und den Boden, welchen sie nicht sehen, betasten.

Findet man sich in einem solchen Thale, so sieht man, daß zur Regenzeit die ganze Breite desselben ausgefüllt werden müsse; denn an beiden Seiten ist unverkennbar der Wasserstand in sehr verschiedenen Höhen markirt. Hier sieht man prachtvoll über einander gelagerte Felsen mit so schönen grotesken und malerischen Umrissen, daß man immerdar geneigt ist zum Bleistift zu greifen und die wunderschöne Zeichnung aufzunehmen. Es thürmen sich Pyramiden und kubische Massen, es thürmen sich Säulen und Bogen auf- und übereinander und das Wasser hat stellenweise so eigenthümliche Rundungen, man könnte sagen Verzierungen, ausgehöhlt, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, dieselben seien von Menschenhand gemacht. Der Boden dieser trockenen Flußbetten ist nur wenig nach der Mitte zu geneigt, er hat eine nicht unbeträchtliche Breite, aber nur eine schwache Höhlung. Nur selten ist es möglich von den hohen Ufern hinabzugelangen, außer für einen einzelnen guten Kletterer, aber das Hochland ist nach allen Richtungen so durchfurcht, daher kann man, an den Ufern eines solchen trockenen Flusses fortziehend, sehr bald zu einem Seitenthale gelangen, welches in einen solchen Strom mündet, und in dieses Seitenthal hinabsteigend, kann man trockenen Fußes und vollkommen eben fortgehend, in das Hauptthal gelangen und so demselben folgend, schließlich wohl noch zu einem Flusse kommen, der nicht blos Sand, sondern auch Wasser führt.

Allein, da es nicht gerade kurze Strecken sind, welche man so zurückzulegen hat, da man ferner die trockenen und die mit Wasser versehenen Flußbetten sich in jeder möglichen Richtung kreuzen sieht, so ist nichts leichter, als sich in diesen labyrinthischen Verschlingungen zu verirren; es ist gar kein Mittel vorhanden die rechte Richtung zu halten, als das Befolgen der Weisungen eines guten Kompaß, wobei man sich jedoch wohl hüten muß, denselben in Unordnung kommen zu lassen, weil er sonst eine falsche Weisung giebt und den Reisenden leicht von dem rechten Wege abbringt und nach dem Stande der Sonne zu gehen ist eine der gefährlichsten Unternehmungen; es geschieht gar nicht selten, daß man nach der Wanderung eines Tages, während dessen man glaubt stets in einer Richtung

fortgegangen zu sein und also eine gerade Linie beschrieben zu haben, sich am Abende schließlich an dem Punkte befindet welchen man am Morgen verlassen hat, so daß man also statt einer geraden Linie einen großen Kreis beschrieben. Besonders trifft dieses Uebel vereinzelte Wanderer, welche wie durch ein Gespenst neckend in der Wüste herumgeführt werden und so dem Hungertode verfallen.

Unsere Reisegesellschaft hatte zu gute Führer und zu gute Instrumente, als daß ihr dieses hätte begegnen können, sie setzte mithin ihren Weg in der geeigneten Richtung fort und gelangte am Abend in eines jener schönen Thäler, welches durch die Regenwässer gebildet, die eben beschriebene Gestaltung erlangt hatte.

Da man in demselben eine beträchtliche Menge Büffelwälzungen sah, so hoffte man auf Wasser zu stoßen; denn diese klugen Thiere wühlen mit ihren Hörnern den Sand immer mehrere Fuß tief auf, um in der Feuchtigkeit der Erde ihren Körper zu kühlen oder wohl gar Wasser und Schlamm zu finden. Allein, obwohl man mit den Spaten wohl klaftertief in die Erde grub und dabei sogar eine der Büffelwälzungen wählte, welche ziemlich in der Mitte des Flußbettes lag, so erreichte man doch kein Wasser.

An den Felsen rings umher standen kleine Büsche, welche man herunterzuholen suchte, um damit ein Feuer zu unterhalten, das ohne solche Beihülfe von dem mitgeführten Holze hätte genährt werden müssen. So trostlos sind diese Wüsten, so ganz frei von aller Vegetation, daß man sogar sein Klafter Brennholz mit sich nehmen muß, wenn man unterwegs sein Fleisch braten, wenn man es nicht roh essen will.

Diese Sträucher brachten aber noch etwas Anderes, als man gemuthmaßt. Es waren kleine Zwergbäume, welche ganz vortreffliche Pflaumen trugen welche den Reisenden, die nach dem langen Tagemarsch durstig genug waren, eine liebliche Erquickung gewährten. Die Bäumchen hatten einen etwa fußhohen Stamm und theilten sich dann in Zweige, so daß sie im Ganzen als Gebüsch betrachtet, etwas über eine Elle hoch sein mochten. Auch Eichen von ganz ähnlichen Verhältnissen, gleichfalls mit Früchten beladen, wiewohl nicht gerade mit eßbaren, standen zwischen und neben diesen Pflaumenbäumen. Es war nicht wohl zu ermitteln, woher diese Verkümmerung rühre, die Bäumchen waren nicht etwa abgefressen, so daß sie sich in ihrem Stamme unverhältnißmäßig dick ausgebildet gehabt hätten, nur eine dürftige, die Spuren der Beraubung zeigende Krone tragend, im Gegentheil sah man, daß dieser Wuchs ihr wirklicher, eigentlicher Habitus sei. Der Standpunkt derselben wies auch schon auf die Unwahrscheinlichkeit hin, von Thieren beraubt zu werden, den Menschen allerdings waren

sie nicht unerreichbar, denn diese benutzten eine Wagenleiter oder nöthigenfalls ein Paar Stangen, mit Haken versehen, um sie aus den Felsenritzen herunterzureißen und nachdem sie abgebeert waren, dem Feuer zu übergeben.

Mit dieser Beschäftigung verging ein großer Theil des Abends, man stellte nunmehr Wachen aus und dann wurde die Ruhe als das wesentlichste Bedürfniß anerkannt; man legte sich unter die Wagen, um einen kräftigenden Schlummer zu machen.

Die Gesellschaft befand sich in dem Flußgebiete des Colorado, der in dieser Gegend von Osten nach Westen fließt (später wendet er sich beinahe rechtwinkelig, mit dem Rio della Virgen zusammentreffend, ganz von Norden nach Süden und so fällt er auch auf seiner äußersten Spitze in den Californischen Meerbusen). Da der Hauptstrom von Osten nach Westen geht, so hatten seine Zuflüsse die Richtung von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden, zu denen dann wieder noch kleinere Flüsse, in der jetzigen Zeit sämmtich trocken, in einer andern Richtung kamen.

In der Gegend des Colorado, welcher sich längs der südlichen Gebirge hinzieht, hausen eine Menge verschiedener Stämme von eingeborenen Amerikanern; dieselben scheinen noch am wenigsten mit den Europäern in Berührung gekommen, und man kann darum ihnen am sichersten vertrauen; schlecht und hinterlistig, betrügerisch zeigen sie sich erst da, wo sie vielfältig mit den Blaßgesichtern in Berührung kommen. Es beginnt von dem Rio Colorado nordwärts das weite Territorium der Utah, in deren Mitte sich die Mormonen niedergelassen haben, und mit diesen Indianern hatten die Reisenden zunächst zu thun.

## XXXIX.

**Zahlreiche Spuren von Indianern. Nachtlager in einem trockenen Flußbette. Ausgestellte Wachen. Störung während der Nacht. Die Reisenden brechen auf. Die Ebene ganz bedeckt mit Indianern. Vorsichtsmaßregeln. Unterhandlungen. Die Friedensboten der Reisenden werden verrätheisch überfallen und gefesselt. Don Diego an der Spitze.**

In der gedachten Art weiterziehend, bemerkten sie am dritten Tage ihrer Reise vielfältig sich kreuzende Fährten der Eingeborenen und die Halbblutindianer glaubten darin einen Utahstamm zu erkennen; es wurde mithin

doppelte Vorsicht zur gebieterischen Pflicht. Der Tag verging übrigens ohne das geringste Abenteuer, immerfort hatte man zwar mit der Noth um Wasser zu kämpfen, aber man war doch hin und wieder an ein Bächlein gekommen, welches entweder noch Wasser gab, oder noch nicht so ausgetrocknet war, daß man durch Nachgraben nicht hätte so viel sammeln sollen, als nöthig war, die geleerten Gefäße wieder zu füllen. Wie gewöhnlich, hatte die Gesellschaft in einem der tief eingeschnittenen Flußthäler ihr Lager aufgeschlagen, als der sichersten Garantie gegen Ueberfälle durch die Wilden, weil diese nur den trockenen Fluß herab oder herauf kommen können, man also von zweien Seiten gänzlich beschützt ist und nur nach den beiden andern Seiten Front zu machen braucht.

Vorsicht war bei alledem nöthig und wurde auch nicht vernachlässigt, indessen sich die Maulthiere innerhalb einer Wagenburg eingeschlossen befanden und hier in der ganz nahrungslosen Gegend mit dem Getreide gefüttert werden mußten, welches man auf den Wagen mitführte, indessen auch die Zelte innerhalb der doppelten Linie von schützenden Wagen aufgeschlagen worden waren, befanden sich weit außerhalb des Lagers Wachtposten, denen die größeste Aufmerksamkeit eingeschärft worden war und denen man die traurige Versicherung geben konnte, daß ein Mangel an Aufmerksamkeit mit dem Verluste ihres Skalp bezahlt werden würde. Sie wußten das auch Alle ganz wohl, man konnte sich daher mit ziemlicher Gewißheit auf ihre Wachsamkeit verlassen, wiewohl trotzdem die Führer der Expedition es niemals unterließen, sich mitten in der Nacht zu erheben, um die nöthigen Untersuchungen anzustellen.

Es mochte gegen Morgen gehen, als ein lauter Pfiff das Lager in Bewegung setzte; es war die gewöhnliche Stunde des Indianerangriffes, die ausgestellten Wachtposten zogen sich mit großer Schnelligkeit auf das Lager zurück, schnell war Alles auf den Beinen, aber da die Wachen erklärten, in der Ebene des Flußbettes nicht das Geringste gesehen zu haben, was verdächtig wäre, so blieb man ziemlich ruhig und gefaßt; Willis ordnete nun Patrouillen an, die Thal auf- sowohl als Thal abwärts gehen und untersuchen sollten, ob sich irgendwo etwas Verdächtiges zeige. Auch sie kamen zurück, ohne daß sie irgend etwas der Art bemerkt hätten. Wenn also Eingeborene sich in der Nähe des Lagers befunden haben sollten, so mußte es auf den Höhen gewesen sein, und dort waren sie nicht gefährlich, denn längs der steilen Felswände konnten sie unmöglich herniederklettern.

Indessen brach der Tag an und brachte eine Lösung des Räthsels, denn allerdings gewahrte man zu beiden Seiten auf den Höhen einzelne

Indianer, welche das Lager beobachteten. Besorgniß brauchte man nicht zu hegen, herunterklettern konnten sie weder zu Fuß noch zu Pferde, und da das Lager sich in der Mitte des trockenen Flusses befand, so waren weder ihre Pfeile noch die wenigen Gewehre, welche sich zeigten, Besorgniß erregend.

Man machte ohne irgend einen Aufenthalt die Anstalten zum Frühstück und dann zum Aufbruch, wobei die Indianer sich auf beiden Ufern häuften und aufmerksam zuzusehen schienen, bis sich der Zug entwickelte und die Gesellschaft, längs der Wagenreihe zu beiden Seiten derselben gehend, das Thal verließ.

Die Reisenden zogen eine halbe Stunde lang aufwärts, um auf die Ebene zu gelangen, in welche die Flußbetten eingeschlossen sind, und um von hier durch den Kompaß geleitet, die Richtung auf den großen Salzsee einzuschlagen.

Als man so weit gelangt war, um die Ebene zu überschauen, bot sich ein wunderbarer Anblick dar. So weit das Auge tragen mochte war die Ebene mit Reitern bedeckt, großentheils Eingeborene, an den langen, schwarzen Haaren sowohl als an der Kleidung oder vielmehr an den Mangel an Kleidung erkennbar, allein das gute Fernrohr, welches der Führer bei sich hatte und das, auf einem Stativ befestigt, eine sehr ruhige Beobachtung gestattete, zeigte sehr unzweifelhaft, daß die Eingeborenen mit Spaniern untermischt waren. Es fanden offenbar Berathungen statt, deren Ergebniß ein Zusammenziehen aller der weit zerstreuten Leute war, welche, wie es schien, einen allgemeinen Angriff beabsichtigten.

Willis ließ, auf der Ebene angelangt, die Wagen im Kreise zusammenfahren und dann begab er sich mit Marshal unbewaffnet, ein jeder mit einem weißen Tuche an einem Stecken versehen, den Feinden entgegen. Die Indianer kennen dieses Zeichen sehr gut und achten dasselbe, indem sie den Ueberbringer einer Friedensbotschaft niemals verletzen. Nicht so honett sind die Europäer. Es haben Spanier und die Abkömmlinge der Engländer, welche Nord-Amerika gegenwärtig im Besitz haben, sich viel hundertfältig den schnödesten Verrath erlaubt und man möchte sich beinahe wundern, daß irgend ein Eingeborener noch auf dieses trügerische Zeichen einigen Werth legt.

Willis und sein Begleiter kamen den Eingeborenen nahe genug, um von denselben verstanden zu werden und sie hatten einige Worte von den verschiedenen Indianerdialecten aufgeschnappt, vermöge deren sie sich so weit zu erklären vermochten, um die Eingeborenen nach ihren Absichten befragen zu können.

Dieselben erklärten ihnen unumwunden, daß sie vernommen hätten, es kämen die Fremden in ihr Land, um dessen Wege zu erforschen und sie alsdann daraus zu vertreiben, wie sie es in ganz gleicher Weise bereits hundert Mal mit andern Völkern gemacht.

Willis suchte sich so weit verständlich zu machen, um ihnen wenigstens annähernd einen Begriff von den Absichten zu geben, die ihn bei der Untersuchung leiteten; er suchte ihnen zu zeigen, daß ein wohlgebahnter Weg durch diese Wildnisse, durch diese pfad- und baumlosen Gegenden ihnen eine wahre Wohlthat sein müßte, und er frug alsdann, wer es gewesen sei, der sie so falsch unterrichtet habe von den Absichten der Expedition.

Bevor die Eingeborenen hierauf antworten konnten, brach mitten aus ihrem Haufen, hinter welchen dieselben sich versteckt hatten, eine Schaar Mexicaner hervor, stürmte auf die beiden Unbewaffneten ein, nahm sie in ihre Mitte und jagte mit ihnen davon.

Hinter der großen Front angekommen, wurde Kriegsrath gehalten, und es war nunmehr leicht, die ganze Schändlichkeit des Unternehmens zu durchschauen. Don Diego, auf dessen Grund die Reisenden jene zwei Stiere erlegt, hatte zwar seine militairische Begleitung requirirt, um die ihm angethane Schmach zu rächen, allein dieselbe war, wie wir bereits wissen, nicht geneigt gewesen, sich den guten gezogenen Büchsen der Reisenden auszusetzen; Don Diego war also genöthigt gewesen, der größeren Zahl zu weichen. Nun aber wollte er sich rächen, was es auch kosten möge, und so suchte er einen Trupp Utah-Indianer auf, den er für stark genug hielt, die Reisegesellschaft zu überwältigen; mit ihnen war er der Spur der Reisenden gefolgt und die jetzt geübte Verrätherei war sein Werk.

---

## XL.

**Ehrgefühl der Indianer. Versuch des Don Diego, seine Schandthat zu rechtfertigen. Ein Angriff wird beschlossen und ausgeführt. Gefahr eines solchen Angriffes. Wie derselbe aufgenommen und wie er glücklich abgeschlagen wurde. Flucht der Eingeborenen.**

Die Indianer haben Ehrgefühl und achten ganz besonders das Vertrauen, welches man in sie setzt; kommt ein Fremder schutzlos, hülflos in das Zelt eines Eingeborenen, so kann er sich darauf verlassen, daß ihm

nicht nur nichts geschieht, sondern, daß sogar sein Wirth ihn gegen Angriffe vertheidigt; daher tadelten die Indianer das Verfahren der Mexicaner sehr höchlich und sie erklärten denselben, daß sie auf solche Weise nicht Krieg zu führen gewohnt seien.

Don Diego seinerseits erklärte, die beiden Gefangenen seien ihm entlaufene Sclaven, er habe nicht beabsichtigt, Friedensboten gefangen zu nehmen, sondern er wolle nur diese Männer, welche sein Eigenthum seien, für sich in Anspruch nehmen.

Dies ist nun wieder nach den Begriffen der Indianer so vollkommen gerechtfertigt, daß sich dagegen nichts einwenden ließ, es sei denn die Frage, wie es komme, daß man gerade zwei Sclaven als Friedensboten abgeschickt habe, worauf nun wieder Don Diego antwortete, daß man den Sclaven selbst überhaupt die gefahrvollen Aufträge zu überlassen pflege und daß kein freier Mann sich einem Sclaven beigesellen möge.

„Sonderbar sind doch die Sitten der Blaßgesichter, sie überlassen das, was einen Mann ehrt, die Gefahr, einem Sclaven. Nehmen sie vielleicht für sich das Tragen der Zeltstangen, wobei keine Gefahr ist, in Anspruch?" so frug der Häuptling des Stammes den würdigen Spanier, allein dieser fühlte keinen Beruf zur Beantwortung dieser Frage, sondern sagte, daß überhaupt jetzt das Wesentlichste wäre, den Schurken, die sich dort gelagert hätten, sein Eigenthum, die Maulthiere und die Wagen abzunehmen, daß er hingegen seinen Freunden, den Eingeborenen, Alles überlasse, was auf diese Wagen gepackt sei, sammt dem Golde und Silber, sammt den Schießgewehren und dem Pulver, ja sammt den Skalpen der 70 Weißen, an denen ihm nichts läge, da er nun einmal seine beiden Sclaven wieder habe.

Der schurkische Spanier dachte hier ungestraft ein gutes Geschäft zu machen. Daß seine beiden sogenannten Sclaven die Führer der Expedition seien und daß sie ihm den hauptsächlichsten Widerstand leisten würden, wenn sie bei der Reisegesellschaft geblieben wären, unterlag für ihn keinem Zweifel. Er hatte auf ein solches Glück gar nicht gerechnet, er hatte nicht darauf gehofft, daß sie selbst als Friedensboten kommen und sich so kinderleicht in die Falle begeben würden, so dumm konnte ein Spanier niemals handeln. Nun waren sie aber einmal von der Truppe getrennt und in seinen Händen, so ließ sich denn hoffen, daß ohne Führer, ohne einen leitenden Geist die dort versammelte Masse der Jäger und Kaufleute leicht aufgerieben sein dürfte. Hierauf allein richtete sich sein Augenmerk, hierauf allein seine lügnerischen Vorstellungen und sie hatten den gewünschten Erfolg; denn obwohl die Eingeborenen sehr gut fühlten, daß der edle Don ihnen das Fell des Bären verkaufte, bevor der Bär gefangen sei, daß sie,

um die Skalpe zu gewinnen, ihre Besitzer erst überwinden und besiegen müßten, so war doch die Neigung zu Krieg und Beute groß genug, um diese kleine Unbequemlichkeit übersehen zu lassen und sie gingen ohne weitere Demonstration auf den Vorschlag des Don Diego ein.

Von einem Ueberfall konnte natürlich keine Rede mehr sein, nachdem die Reisenden sie bemerkt und ihre feindliche Absicht erkannt hatten. Wollte man zu der Beute oder den Skalpen gelangen, so blieb nichts weiter übrig, als offen in den Kampf zu gehen, und dieses geschah um so schneller, als sie möglichst wenig Zeit zur Vertheidigung lassen, als sie ihren Feinden so viel als möglich die Mittel zum wirksamen Widerstande nehmen wollten.

Es waren wenigstens 400 wohl berittene Utah-Indianer bei einander. Der Häuptling versammelte sie um sich, hielt eine kurze Anrede, gab dann ein Zeichen, und wie ein Schwarm junger Teufel fuhren sie auseinander und umringten bald das ganze Lager, so daß dasselbe den Angriff von allen Seiten zugleich zu erdulden und abzuschlagen hatte.

Ein solcher Indianerangriff hat eine wahrhaft lähmende Zaubergewalt. Die schwarz und roth bemalten nackten Männer mit langen Speeren, mit Feuergewehren, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, eilen mit einem entsetzlichen Geschrei auf ihren wilden flüchtigen Pferden heran, rennen Alles nieder, was ihnen im Wege steht, und es scheint beinahe ein völlig trostloses Unternehmen, ihnen den Sieg streitig zu machen, es dürfte das nur schwer einem wohlgeschulten und kriegsgeübten Infanterie-Bataillon gelingen. Die Lehre, welche einem preußischen Regiment in der Schlacht von Laon gegeben wurde, indem Gneisenau sagte: „Kameraden, laßt die verdammten Kerls, die Euch überreiten wollen, auf zwanzig Schritte herankommen und dann erst gebt Feuer!" — diese Lehre, durch einen alten Unteroffizier beantwortet: „Herr General, wir wollen die Kerls auf fünf Schritte herankommen lassen, ehe wir Feuer geben," ist zwar bald ausgesprochen, aber schwer befolgt, und wenn in dieser berühmten Schlacht das schöne französische Regiment der Chasseurs à Cheval wirklich vollständig aufgerieben wurde, so liegt dieser Erfolg bei Weitem weniger in dem persönlichen Muth eines jeden Einzelnen, als in der eisernen Disciplin, welche aus dem Ganzen eine Maschine macht, die wohl dem Druck auf eine Feder oder ein Ventil, wie dem allmächtigen Kommando, in keinem Augenblick aber der eigenen Eingebung folgt.

In dem gegenwärtigen Falle wäre Alles verloren gewesen, wenn die Reisegesellschaft den Indianern im freien Felde begegnet wäre, einen Schuß hätten sie abgegeben und dann wären sie niedergeritten und Alle verloren

gewesen. Jetzt aber standen sie wohl gedeckt hinter ihren Wagen, die ansprengenden Pferde, die schwankenden Lanzen hatten mithin für sie keine Schrecken, ein jeder der anwesenden Jäger stand ruhig auf seinem Posten so weit hinter den Wagen, daß die hindurchgetriebene Lanze ihn nicht erreichen konnte. Die sonst gewöhnliche Vorsicht verließ die Indianer dies Mal ganz und gar, um so mehr, als Don Diego ihnen gesagt hatte, daß die Anzugreifenden Kaufleute seien und nur schlechte Waffen hätten, sie dachten mit einem einzigen Schlage das ganze wohlgefüllte Nest auszunehmen, aber sie fanden sich auf eine ihnen höchst verderbliche Weise getäuscht. Sobald sie in halber Schußweite waren, krachten von allen Seiten die Büchsen und es war kaum anzunehmen, daß ein Schuß fehlgegangen wäre. Ein Fünftel der gesammten Mannschaft lag, von den Rossen gestürzt, am Boden und die leer gewordenen Thiere brachten eine nicht geringe Verwirrung in die Reihen der Angreifer.

Die natürliche Folge davon war ein ebenso plötzliches Umkehren, als der Angriff plötzlich gewesen war.

---

## XLI.

**Noth der Eingeborenen um ihre Todten und Verwundeten. Ein Antrag an den Spanier wird von diesem abgelehnt. Die Indianer senden Friedensboten ab. Aufklärung, welche die Indianer erhalten. Die Leichen werden vom Wahlplatz geholt. Ein indianisches Begräbniß. Willis und Marshal frei. Die Gesellschaft setzt in der Abendkühle den Marsch fort.**

Aus der Schußweite angekommen, versammelten sich die Indianer und hielten eine Berathung. Das nächste war, sie wollten die Leichen ihrer Brüder, sie wollten die Verwundeten aus den Händen ihrer Feinde wissen, sie beschlossen darum einen Boten mit einer weißen Fahne abzusenden, wiewohl sie sich sagten, daß sie selbst das Vertrauen ihrer Gegner gemißbraucht hätten.

Nach einigen Worten, welche zwischen den hervorragendsten Personen unter dem wilden Stamme gewechselt worden waren, beschloß man, von Don Diego die Herausgabe seiner beiden Sclaven zu verlangen, um diese, begleitet von einem Eingeborenen, als Unterhändler abzusenden.

Das Verlangen, an sich sehr vernünftig, wurde nicht nur von Don Diego gemißbilligt, sondern er erklärte auch unumwunden, daß er diese

seine beiden Sclaven nicht abermals verlieren wollte, nachdem er sie kaum wiedergewonnen. Der edle Don wollte sich jetzt auch mit seinen Begleitern auf den Weg, oder wie man zu sagen pflegt, aus dem Staube machen, allein er wurde daran gehindert; die Wilden glaubten Ursache zu haben, seinen Angaben zu mißtrauen und fühlten sich deshalb veranlaßt, ihn zur Verantwortung zu ziehen für die gewaltigen Verluste, welche sie durch ihn erlitten. Da nun keine Gewalt gegen Don Diego und seine Gefangenen — wenigstens vorläufig nicht — geübt werden sollte, so blieb nichts Anderes übrig, als ein Paar Personen aus ihrer Mitte an die Umzingelten abzusenden und zu erwarten, in wie weit dieselben geneigt sein würden, ihre Friedensboten anzuerkennen, da sie selbst dieses nicht gethan hatten.

Die Weißen fanden es ihrem Vortheil angemessen, den Abgesandten die schuldige Achtung zu zollen, die Gesetze des Völkerrechts würden dies wahrscheinlich nicht allein bewerkstelligt haben und so entstand bald eine Erklärung zwischen den Abgesandten und den Reisenden, welche vor allen Andern Bill, der Halbindianer vermittelte. Es kam zu den nöthigen Erklärungen sowohl über den Zweck ihrer Reise als auch über die vollkommen friedlichen Absichten der Karawane, welche nicht im Entferntesten an einen Angriff gedacht und zum Beweise dessen sogar die beiden Häuptlinge als Friedensboten abgesendet hätte, was man wohl nicht thue, wenn man sich in Kampf und Streit einlassen wolle, da eben hierbei der Häuptling thätig sein müsse.

Den Wilden leuchtete dieses ein, aber ihr Sprecher sagte, die Blaßgesichter haben zwei Zungen, eine spricht so, die andere spricht so, welche die Wahrheit spricht, kann eine Rothhaut niemals wissen, vielleicht sagt keine von beiden die Wahrheit. Wenn die beiden Abgesandten der Blaßgesichter ihre Häuptlinge sind, warum nennt denn der Spanier dieselben seine Sclaven?

Bill erwiederte hierauf, daß der Spanier der Lügner sei, erzählte den Hergang mit den beiden getödteten Kühen der Wahrheit gemäß und sagte, daß ihre Absicht gewesen sei, den Werth der geschossenen Thiere zu zahlen, daß aber Don Diego sie gleich von Anfang mit Soldaten verfolgt, und daß er auch sie, die Indianer, nun aufgehetzt habe gegen die Reisegesellschaft, blos um Rache für etwas zu nehmen, was durchaus kein Unrecht sei.

„Mein bleicher Bruder spricht gut," erwiederte der Indianer, „Kühe sind wild, ihr Fleisch und ihr Fell gehört demjenigen, der sie schießen kann, und es ist sehr schändlich von dem Spanier, daß er deswegen so viele von den Unseren in den sichern Tod geschickt hat, um so mehr, als er wußte, daß meine Brüder, die Blaßgesichter, so wohl bewaffnet sind, daß er

sich selbst vor ihnen gefürchtet, und nicht gewagt hat, sie anzugreifen. Die weißen Männer sollen ausgeliefert werden und der Spanier wird eine schwere Verantwortung haben und wird der Strafe wohl nicht entgehen. Meine bleichen Brüder aber will ich jetzt fragen, ob sie uns gestatten, unsere Todten und Verwundeten mitzunehmen, den Todten werden wir ein Denkmal errichten, viele Frauen werden Thränen vergießen, viele Kinder werden ohne Ernährer sein, die Verwundeten aber werden in ihre Wigwams zurückkehren und die Tapferkeit der weißen Männer, aber auch ihre Großmuth preisen."

„Es sei, wie Du gesagt," erwiederte Bill, „rufe die Deinen herbei, damit Ihr unter Hilfe derselben vollbringet, was Ihr begehrt und woran die Blaßgesichter Euch nicht hindern werden; auch sie ehren die tapferen Männer, aber sie achten noch mehr diejenigen, welche im Kriege gestorben sind und sie werden ihr Grab nicht entheiligen."

Die Eingeborenen kehrten zurück zu den Ihrigen und in Kurzem sah man diese in Begleitung von Marshal und Willis ganz unbewehrt und zu Fuß herbeikommen, um die Leichen fortzutragen, die Verwundeten zu unterstützen und von dem Kampfplatz zurück zu ihren Pferden zu führen. Dort sah man sie nun sehr beschäftigt um die große Menge der von den Kugeln der Weißen Getroffenen. Viele Andere zerstreuten sich über die Ebene und brachten Steine herbei, es wurde eine große Vertiefung ausgehöhlt, wohl mit Steinen gepflastert, dann wurden-Sitze nebeneinander errichtet, so viel der Gefallenen waren, nun wurden ihre Rosse herbeigeführt und sie wurden ein jedes vor seinem ehemaligen Herrn getödtet, damit sie nicht nöthig hätten, die große Reise zu den Jagdgründen ihrer Väter zu Fuß zu machen. Als diese ernste und traurige Ceremonie vorüber war, hielt der Häuptling eine ernste, und wie es schien gewaltig eindringliche Rede. Die Spanier sämmtlich waren in dem Kreise eingeschlossen, in welchem die Ceremonie vor sich gegangen war, sie mußten auch die Rede mit anhören und es schien, als ob dieselbe starke und harte Bezüchtigungen gegen sie enthalte.

Nachdem dieses geschehen war, gestattete man sämmtlichen Spaniern die Rückkehr, mit Ausnahme Don Diego's und eines Offiziers, welche an ihren großen Hüten kenntlich waren.

Als die Spanier abgezogen, vertheilten sich die Eingeborenen wieder über die weite Ebene und holten Steine herbei in solcher Menge, daß sich bald über den vielen Leichen eine Pyramide aufthürmte. Die Steine waren meistentheils so schwer, daß zwei Personen an einem solchen zu tragen hatten und es verging mit dieser Arbeit die ganze Zeit der Tageshitze,

während welcher die Eingeborenen unermüdlich und wie es schien auch ohne Nahrung zu sich zu nehmen, arbeiteten. Der Zweck der Arbeit war ein doppelter, sie wollten in ihrem Lande ein Erinnerungszeichen für die Gefallenen und ein Denkmal des großen Unglücks, das sie erlitten, anfrichten. Sie erbauten dasselbe aber aus großen, durch dazwischen geschüttete Erde wohlbefestigten Steinen, damit die Wölfe nicht herbeikämen und die Leichen aus dem Grabe scharrten, denn auch sie haben Ehrfurcht vor der Ruhe des Todten, sie wollen sein Grab nicht gestört, sie wollen seinen Leichnam nicht zerstückelt wissen.

Als die Abendkühle eintrat, setzten die Reisenden ihren Marsch fort, die Eingeborenen hatten ihre Arbeit vollendet und sie folgten nunmehr in großer Entfernung dem Zuge, in ihrer Mitte waren noch immer die beiden Spanier, welche sich durch die verschiedenen kleinen Fernröhre der Gesellschaft sehr wohl erkennen, von den übrigen unterscheiden ließen.

Die Nähe der Wilden machte Willis und Marshal sehr besorgt für die Sicherheit der Reisegesellschaft; Bill aber erklärte, es sei hierzu kein Grund vorhanden, die Eingeborenen hätten sämmtlich ihre Kriegsbemalung abgelegt, ein Zeichen, daß sie auf einem friedlichen Zuge begriffen wären; sie folgten den Reisenden vielleicht nur deshalb, weil sie gerade des nämlichen Weges gingen, keinenfalls aber folgten sie in einer bösen Absicht. Dies beruhigte die Reisenden, denn alle wußten, daß der Halbindianer die Sitten seiner Landsleute sehr genau kenne, und so wurde ohne weitere allzuängstliche Besorgtheit für den ferneren Weg, die Reise so lange fortgesetzt, bis man wieder ein schönes, von beiden Seiten felsbegrenztes Flußthal betrat, um daselbst die Nacht zuzubringen.

---

## XLII.

**Das Thal des nächsten Nachtlagers. Wunderbare Vegetation. Bill glaubt, daß man keine Besorgniß mehr zu hegen brauche. Die Fliege der Blaßgesichter. Ueber den Charakter der Eingeborenen. Gefühl für Dankbarkeit. Rettung eines sogenannten Wilden und sein Opfertod für den Retter.**

Man hatte ein solches Thal wählen können, das nicht ganz von Vegetation entblößt war, und das auch Wasser bot, daher die Reisenden sich in einer verhältnißmäßig sehr glücklichen Lage befanden. Die Zelte wurden wie gewöhnlich an einem möglichst Schutz gewährenden Ort aufgeschlagen,

Alles zerstreute sich, um Gesträuch herbeizuholen, und auch, um einige Beeren zu pflücken; das Thal zeigte ferner an den Felsabhängen eine Menge wunderbarer, grotesk aussehender Pflanzen, welche der Botaniker Cactus nennt, und diese tragen, wenn schon kein Laub, so doch außer den wunderschönsten Blumen, auch äußerst lieblich schmeckende Früchte, was einem jeden, der jene Gegenden besucht hat, sehr wohl bekannt ist. Diese gewürzigen Cactusfrüchte führten die Reisenden weit umher, und lockten sie an den Felsen hinauf, zeigten ihnen aber auch zugleich, daß die Besteigung derselben unendliche Schwierigkeiten darbiete, daß sie sich mithin ohne die geringste Besorgniß wegen einer Störung von Seiten der Wilden, der nöthigen Ruhe hingeben konnten. Es wurde dennoch nicht vernachlässigt, was Vorsicht in Feindesland erheischt; allein Bill Spaniard versicherte, er wolle mit seinem Leben für die völlig ungestörte Ruhe der Reisegesellschaft bürgen, denn es seien nicht die geringsten Zeichen vorhanden, welche eine feindliche Absicht verkündeten, und er erzählte, wie sehr diese Wilden es verstünden, den Schuldigen vom Unschuldigen zu unterscheiden und er versicherte, daß sie den Letzteren niemals anzugreifen pflegten, selbst den Fall angenommen, daß ihnen daraus ein höchst beträchtlicher Vortheil erwachse. „Ich selbst," sagte er, „habe oft Gelegenheit gehabt, ihre Gerechtigkeitsliebe kennen zu lernen und ich müßte mich sehr irren, wenn diese Leute durch ihre Begleitung etwas Anderes beabsichtigten, als uns einen Schutz zu gewähren, so weit es in ihrer Macht steht gegen die Eingeborenen ihres Stammes, welche das unglückliche Loos erwählt haben, das Utah-Territorium zu bewohnen." Und er erzählte mancherlei ihm bekannt gewordene Vorfälle von dem mehr als gewöhnlichen Ehrgefühl und Anstandsgefühl unter diesen Leuten.

„Ich bin noch nicht alt," so sprach er, „aber ich habe doch schon viel erfahren und mehr gesehen und erlebt, als Ihr wohl jemals erleben werdet; ich kenne darum die Wilden und ihre Denkungsart und vermag sehr wohl sie zu beurtheilen. Als ich vor einigen Jahren der Biberjagd wegen in die Felsgebirge gegangen war, fand ich daselbst einen alten Häuptling in einer ganz verzweifelten Lage; er hatte einen Baum gefällt, um zu dem Honig zu gelangen, den wilde Bienen dort zusammengetragen hatten. Die Eingeborenen hassen zwar die Fliege der Blaßgesichter, wie die Biene von ihnen genannt wird, sie lieben aber den Honig und benutzen ihn. Nun war der Mann beim Umstürzen des Baumes nicht rasch genug gewesen, ein Ast hatte ihn erreicht, niedergeworfen, und obschon nicht beschädigt, doch dergestalt fest in den sumpfigen Boden gedrückt, daß es ihm unmöglich war, sich zu befreien. Ich kam zu ihm als er bereits drei

Tage so gelegen hatte und drum und dran war vor Erschöpfung seinen Geist aufzugeben. Die Wilden können unglaublich lange Zeit ohne Nahrung aushalten, wenn sie nur Wasser haben, aber der arme Teufel hatte auch dieses nicht, und drei Tage lang, von einem Nußbaum niedergeschmettert und gequetscht, daliegen müssen, in jedem Augenblick der Ankunft eines liebenswürdigen Bären entgegensehend, oder eines Rudels hungriger Wölfe — das Alles, meine Freunde, ist kein Spaß.

„Als ich herzukam, schloß der Mann die Augen, denn er erwartete, daß ich ihn erschießen würde, wie es so die Art der Blaßgesichter ist, den wehrlosen Feind zu tödten.

„Als ich zu ihm trat und meine Flasche an seinen Mund setzte, war er nicht wenig verwundert über die Großmuth des weißen Mannes, allein er genirte sich nicht, er trank und er aß auch was ich ihm bot und darauf hieb ich mit der Axt, welche zu seinen Füßen lag, den Ast weg, der ihn niedergehalten hatte. Eine Säge wäre besser gewesen, denn bei jedem Hiebe sah ich die sonst so starren Muskeln des Indianergesichts zittern, der arme Teufel fühlte jeden Hieb, aber ich konnte ihm nicht helfen, ich konnte ihn auf keine andere Weise befreien; doch um ihn ein wenig zu erleichtern, hieb ich von der anderen Seite ein Paar gabelförmige Zweige ab, mittelst deren ich denjenigen, unter welchem der Indianer lag, so weit zu stützen vermochte, daß er nicht mehr mit seiner ganzen Last auf ihn drückte.

„Nach einer Viertelstunde war der arme Kerl befreit, aber die lange Quetschung in der verzweifelten Lage hatte ihn dergestalt gelähmt, daß er sich nicht erheben, ja sich nicht einmal aufrichten konnte.

„Blasser Mann, Du hast Gutes an mir gethan, sprach die Rothhaut, und ich danke Dir; ich habe auf Befreiung gehofft und gewartet, aber ich sehe, daß sie mir zu nichts hilft, ich kann mich nicht bewegen, meine Glieder sind gelähmt. Blasser Mann, thue der Rothhaut noch einen Dienst, nimm das Beil, womit Du mich befreit und spalte mir das Haupt, damit ich den Bären oder den Wölfen nicht zur Beute werde; denn siehe, ich kann mich nicht bewegen, mich ihrer nicht erwehren, und es ist besser unter Deinem Beil, als unter ihren Zähnen zu sterben.

„Eine Rothhaut hätte den Wunsch erfüllt; denn dieselbe hätte eingesehen, daß dem Manne nicht zu helfen sei, Bill Spaniard konnte das nicht einsehen, er dachte, wozu hat Gott ihm denn breite Schultern gegeben, wenn er nicht einmal einen Mann zu seinen Stammesgenossen tragen kann. Somit besah ich mir den Kerl von verschiedenen Seiten, und da ich fand, daß er nicht verwundet, daß kein Glied ihm gebrochen sei, so richtete ich ihn auf, packte ihn auf meine Schultern und schleppte ihn glücklich fort.

Er deutete mir die Gegend an, wo seine Stammesgenossen wohnten und ich war so glücklich, ihn am folgenden Tage dahin zu bringen.

„Seht, dies machte Aufsehen, es mochte wohl noch nicht dagewesen sein, daß ein Blaßgesicht der Retter einer Rothhaut geworden wäre, wenigstens wurde die Thatsache der Rettung so sehr von Stamm zu Stamm getragen, daß ich sie wiedergehört habe von den Felsengebirgen bis zu den Apalachen und von dem Lande der Sioux bis zu den Kupfer-Indianern. Ihr seht hieraus, daß die Leute sehr wohl fühlen, wenn man ihnen Gutes thut; Ihr seht hieraus, daß sie nicht unempfindlich für ein edles Benehmen sind, aber mir hat meine damalige Gutmüthigkeit hundertfältigen Lohn gebracht; denn wohin ich auch kam und meinen Namen nannte, ich wurde als Freund der Rothhäute gut aufgenommen, ich wurde als der Retter eines tapferen Mannes geliebt, geachtet, geehrt. Eben dieser Mann hat späterhin sein Leben für mich gelassen, indem er, wieder hergestellt, manche Jagd mit mir theilte und bei einem verdrießlichen Abenteuer, das ich mit einem Bären hatte, für mich eintrat und sich von der Bestie zerreißen ließ. Man kann nicht sagen, daß dergleichen Züge den Wilden zur Schande gereichen.

---

## XLIII.

**Haß der Eingeborenen gegen die Spanier. Der Prairiewolf, indianischer Häuptling. Eigenthümliche Art, eine Familie zu retten. Verheerungen durch die Comanchen. Die gerettete Familie zieht südwärts.**

„Lange, noch ehe dies geschah, hatte ich Gelegenheit, den Verstand sowohl als das wackere Herz dieses Wilden zu bewundern. Fast jedes Jahr kehrte ich auf meinen vielen vielen Irrfahrten immer wieder nach dem Sitz meines Freundes zurück und bei diesen Gelegenheiten machte ich ihn nicht selten mit einer mir befreundeten Familie bekannt. An den Ufern des Arkansas hatte sich ein Spanier niedergelassen. Die Spanier haben sich ganz gewiß nicht schlechter benommen, als die Blaßgesichter des Nordens; aber ebenso gewiß ist, daß sie viel früher damit angefangen haben und daß sie folglich in ganz gleicher Weise gehaßt sind. Wo es immer sein kann, wird der Spanier so gut wie der Yankee von den eingeborenen Amerikanern angegriffen werden.

„Am Arkansas hatten sich viele Spanier und Yankee's niedergelassen,

aber sie wohnten so sehr vereinzelt, ihre Blockhäuser waren so weit von einander entfernt, daß sie sich bei einem Angriffe nicht gegenseitig Hülfe zu leisten vermochten.

„Der mir befreundete Spanier war auch dem von mir geretteten Indianer, welcher den Namen Prairiewolf führte, befreundet geworden, er war viele Male dessen Gast gewesen, und wenn die Spanier auch von den Negern mit einer großen Verachtung sprechen und sie eigentlich nicht für Menschen halten, so ist doch dieses nicht der Fall mit den Eingeborenen, welche im Gegentheile von ihnen wegen ihrer Ritterlichkeit respectirt werden.

„Der Indianer fühlte diesen Unterschied sehr wohl heraus und durch nichts kann man sich so sehr bei denselben empfehlen, als durch Beweise wirklicher Achtung.

„Eines schönen Tages kam der Prairiewolf zu meinem Freunde, dem Spanier, winkte ihm nach dem Walde zu und wollte ihn bewegen, nach dem Innern des Forstes zu gehen. Vergeblich suchte er sich durch allerlei Zeichen verständlich zu machen, er hatte von mir zwar einige Dutzend englischer Worte, aber kein Spanisch gelernt.

„Da er sich nun vergeblich Mühe gab dem Spanier etwas begreiflich zu machen, so ging er zu dem Lager des einzigen Kindes, was die Familie hatte, hob das schlafende Würmchen auf und entfloh damit plötzlich in den Wald.

„Sowohl mein Freund, der Spanier, als seine beiden Schwarzen, bewaffneten sich und eilten dem Prairiewolfe nach, von dem sie dachten, daß er ihr Kind fressen wolle; auch die Frau des Spaniers lief mit fliegenden Haaren ihm nach, er aber immer voran, den Verfolgern das Kind zeigend, um sie damit zu locken, wobei er ein wenig anhielt, sobald er merkte, daß sie müde waren, sich aber sofort wieder auf den Weg machte, wenn sie ihm nahe genug gekommen waren, um von ihren Waffen Gebrauch zu machen; denn so viel wußte der Wilde wohl, daß mein spanischer Freund seine Riffle wohl zu führen verstehe und ihn kreuzlahm schießen würde ohne sein Kind zu verletzen, wenn er ihm nur schußgerecht wäre.

„Die wunderliche Jagd ging den ganzen Tag hindurch und bei Nacht war leider an eine Verfolgung des Wilden nicht zu denken. Erschöpft legten sich die Beraubten nieder, erschöpft warfen sich auch die Sclaven unter einen Baum und man erwartete den nächsten Morgen, um die Jagd fortzusetzen.

„Als es tagte, streiften die Spanier den Thau von den Blättern, um sich einigermaßen zu erquicken, dann aber setzten sie ihren Marsch in der Richtung fort, in welcher sie ihn begonnen hatten. Doch kaum war dieses

geschehen, als sie gerade hinter sich einen gellenden Pfiff hörten, und siehe, es war der Prairiewolf, welcher das Kind an seinem Busen trug, es den Verfolgern zeigte und dann damit weiter ging, aber wie sich ganz entschieden zeigte, zurück auf seiner eigenen Spur; denn sie fanden ganz unzweifelhaft ihre Tritte überall, wo Sand die Ebene bedeckte oder wo in dem schattigen Walde kein Unterholz, kein Gras stand.

„Ganz in derselben Art wurde nun wieder heimwärts gegangen, der Wilde mit dem Kinde immer außer Schußweite voranschreitend, und keiner von seinen Verfolgern wußte sich das Benehmen des Wilden zu erklären.

„Als der Abend nahete, befanden sie sich auf der eigenen Pflanzung, der Wilde hatte sich zusammengehockt und hatte das Knäbchen vor sich stehen, so daß dasselbe ihn ganz und gar deckte und kein Schuß gewagt werden konnte, ohne das Leben des Kindes auf das Spiel zu setzen.

„In dieser Stellung wartete er ruhig die Ankunft des Spaniers und seiner Gattin ab. Mit Thränen fiel die Mutter über das Kind her und herzte es und drückte es an sich unter tausend Küssen, der Spanier aber erhob seinen Gewehrkolben, um den Prairiewolf niederzuschlagen. Noch mit geschwungenem Gewehr frug er voll des wildesten Zornes: »Warum hast Du Unsinniger dies gethan, warum hast Du uns so geängstigt?«

„Der Wilde schaute ernsthaft um sich und zeigte dann in der höchst ausdrucksvollsten Weise unsrer Halbbrüder über die Fläche hin, auf der sie standen. Jetzt erst wurden die Spanier aufmerksam auf eine Schrecken erregende Veränderung, welche hier vorgefallen. Die Blockhäuser und die Zäune, welche die Felder umgaben, waren verschwunden; man stand auf einer öden Brandstätte.

„Die Sache war diese gewesen: der Prairiewolf wußte, daß die Comanchen alle Spanier, welche am Arkansas wohnten, namentlich jene, die sich in der Nähe des Apichpa niedergelassen hatten, ermorden und daß sie ihre Häuser verbrennen wollten. Sie mochten wohl vielfältig Unrecht gelitten haben; denn ohne zureichenden Grund pflegen die Indianer nicht auf solche Rachezüge auszugehen. Der Prairiewolf, von dem Unternehmen in Kenntniß gesetzt, wollte seine Freunde retten, und da er vergeblich versuchte, sie von dem bevorstehenden Schicksal zu benachrichtigen, da er sich ihnen durchaus nicht verständlich machen konnte, so ergriff er das sicherste Auskunftsmittel, daß man ihm folge; er nahm das Kind und entfloh damit. Jetzt brachte er seine Freunde wieder zurück auf die Brandstätte; ihre Häuser waren vernichtet, ihr Vieh war weggetrieben, ihre Ernten waren zerstört, aber sie wenigstens waren am Leben geblieben, sie waren gerettet.

„Ich weiß nicht, auf welche Weise mein Freund sich den Spaniern verständlich gemacht hat, aber es gelang ihm doch, sie zu bewegen, mit ihnen zu gehen, um sich vor dem sichern Tode zu retten. Nachdem sie von dem niedergestampften Mais so viele Kolben abgebrochen hatten, um davon einige Tage leben zu können, brachte er sie weiter südwärts nach dem Canadian-Strome, unfern des Fort Union, wo sie in einer fruchtbareren Gegend und unter dem Schutze der benachbarten Besatzung sicher leben konnten. Erst hier in dem Fort wurde durch meine Vermittelung den Spaniern klar, was sie der wackern Rothhaut verdankten.

## XLIV.

**Die Besorgniß vor den Wilden beginnt abzunehmen. Der Morgen naht und man rüstet sich zum Aufbruch. Viele Eingeborene auf dem Felsen. Ein gewagtes Reiterkunststück und dessen Folgen. Rache der Rothhäute an den Spaniern. Don Diego, ein großer Meister im Fluchen.**

„Seht, meine Freunde, auf solche Weise benehmen sich die Eingeborenen immer gegen die Weißen, wenn diese ihnen irgendwie wohlgethan haben, und dasselbe geschieht, wenn sie sich einer ungerechten Handlung gegen die Blaßgesichter bewußt sind, sie suchen ihr Unrecht ebenso wieder gut zu machen, wie sie die empfangene Wohlthat zu vergelten suchen. Darum glaube ich auch Euch völlig beruhigen zu können über die Absichten der Utah-Indianer. Sie haben uns mit großer Uebermacht angegriffen ohne irgend einen Grund, es ist nicht wahr gewesen, was der schurkische Spanier ihnen weiß gemacht hat, sie fühlen, daß sie uns Unrecht gethan und daß sie die harte Züchtigung, welche wir ihnen ertheilt, sehr wohl verdient haben. Sie sind nunmehr uns Genugthuung schuldig, und wenn sie auch nicht unsere Freunde sind, da wir ihnen zu wehe gethan haben, so sind sie doch gewiß auch nicht unsere Feinde und Verfolger, sondern sie werden uns sogar gegen Verfolger schützen."

Unter diesen beruhigenden Zusicherungen legte man sich nieder und Bill Spaniard's Vorhersagung traf ein, die Nacht verlief ohne die geringste Störung.

Aber als der Morgen kam, bereitete sich vor den Augen der Reisenden ein wunderbares Schauspiel. Die Karawane war soeben im allgemeinen Aufbruch begriffen, hier wurde gefrühstückt, dort wurden Maulthiere

gesattelt, da wurden Wagen bepackt; plötzlich wurde die Aufmerksamkeit Aller auf einen jener mächtigen Felsen gelenkt, welche das Thal von beiden Seiten begrenzen. Dort hatte sich eine große Menge von den Wilden versammelt und sie machten durch ihr lautes, wildes Geschrei sich, wie es schien, absichtlich bemerkbar.

Kein Mensch hatte eine Ahnung von dem, was jetzt geschehen sollte, man sah plötzlich die dichten Reihen der Indianer sich theilen, dann erblickte man zwei Reiter in tollem Galopp heranjagen; es waren die beiden Spanier, welche das Kommando über die am vorigen Tage Zurückgekehrten geführt hatten. Selbst in der großen Höhe waren sie ganz unzweifelhaft kenntlich an ihren Hüten. Sie jagten auf den Abgrund zu, oder sie wurden vielmehr darauf zugejagt, die Pferde waren geblendet, ihre Augen waren verbunden, und als der Weg plötzlich unter ihren Füßen schwand, stürzten sie in die entsetzliche Tiefe hinunter und rissen die Männer, welche auf ihrem Rücken gebunden waren, mit sich in den Abgrund. So stürzten sie zu den Füßen der Reisenden nieder, beide Pferde gänzlich zerschmettert und auf dem Fleck todt, der eine der beiden Offiziere hatte ein gleiches Schicksal erlitten, der andere und zwar gerade der verrätherische Schurke, der all' das Unheil über die Karawane hatte bringen wollen, das ihn und seine Verbündeten selbst betroffen, lebte noch.

Man ging hinzu, um zu sehen, ob noch Rettung möglich sei, wurde aber von dem schwer verwundeten Don Diego nur mit den gräßlichsten Verwünschungen empfangen. Die um den Leib des Pferdes befestigten Beine waren durch den mächtigen Sturz an vielen Stellen zerbrochen, die Arme, hinter dem Rücken gefesselt, waren nicht beschädigt und wie es schien, auch der Oberkörper nicht; er hatte also noch so viel Leben und Besinnung, um zu wissen, was ihm bevorstand, der gräßlichste Tod mit zerschmetterten Gliedern und dennoch erst durch den Hunger herbeigeführt; denn die Verwundungen waren nicht blutend, konnten also den Körper nicht so erschöpfen, um seinen Leiden früher ein Ende zu machen. Die Reisenden waren zum großen Theile nicht den gebildeten Ständen angehörig, waren also keinesweges an besonders zarte Ausdrücke gewöhnt, aber so Schauder erregende Flüche, wie sie aus dem Munde des Spaniers vernehmen mußten, hatte doch noch Keiner von ihnen gehört.

Bill Spaniard trat zu ihm und sagte: „Wer ist denn an Deinem Unglück schuld, Du Hund von einem Spanier? Wer, als Du selbst? Hättest Du tückische Bestie uns ruhig unseres Weges ziehen lassen, so wären Deine magern Kühe Dir reichlich bezahlt worden und Du lebtest noch herrlich und in Freuden, statt daß Du jetzt eine Beute der Wölfe



Jndianer-Rache

werden wirst, nachdem sie zu Deinem Ergötzen erst das Pferd unter Dir verzehrt haben, was ihnen jedenfalls besser schmecken wird, als Du."

Willis sprach: „Nun, Bill Spaniard, Ihr habt auch einen schönen Vorrath von derben Redensarten, und sie geben denen des Spaniers nicht viel nach." Dieser selbst aber hörte nicht auf das, was Willis sagte, sondern beantwortete nur des Halbindianers Rede, indem er schrie: „Noch bin ich nicht todt, Du giftige Schlange, noch ist so viel Leben in mir, um Dich in den tiefsten Abgrund der Hölle zu verfluchen, wo Dich zehn Millionen Teufel unaufhörlich und von Ewigkeit zu Ewigkeit plagen sollen, Dich und Euch Alle, wie Ihr hier seid, Ihr Prairiehunde! Seht, ich werde ohne Absolution sterben, das thut jedem Christen weh, denn er kommt dann in die Hölle, aber mich freut es, daß ich in die Hölle komme, und wenn ein Priester hier wäre, so würde ich nicht beichten und nicht die Absolution empfangen, weil ich in die Hölle kommen **will**! Ja, ich will dahin, damit ich sehe, wie Ihr von den Teufeln gemartert, wie Ihr in Oel gekocht, wie Ihr am Spieß gebraten werdet und wie Ihr stündlich sterbet und doch wieder von Ewigkeit zu Ewigkeit aufwacht, lebendig werdet und von Neuem zerrissen, von hundert Dolchen zerfleischt, von Geiern angenagt, von giftigen Dornen zerstochen werdet, und das immer wieder und immer wieder! Ha, ha! der Gedanke lindert mein Elend und lachend werde ich den Teufeln in ihrer Geschäftigkeit zusehen und werde ihnen rathen, wo sie Euch brennen und zwicken sollen!" und er nannte mit dem unerhörtesten Cynismus einige Stellen des menschlichen Körpers und beschrieb die Schmerzen, welche er durch die Teufel ihnen wolle anthun lassen.

Bill Spaniard erhob sein Gewehr, um dem Verruchten eine Kugel durch den Kopf zu jagen, allein Lieutenant Willis hielt ihn auf und sprach in grausamem Mitleid: „Greift dem Arm des Herrn nicht vor!"

Es ist schwer zu sagen, ob diese That nicht viel entsetzlicher ist, als alle Flüche, welche der verruchte Spanier ausstieß, denn sie übergab den Unglücklichen wirklich allen jenen angedrohten Uebeln ohne Rettung, während ein Schuß aus Bill Spaniard's Riffle den Qualen, welche ihm bevorstanden, sofort ein Ende gemacht hätte

Die Indianer hatten sich zerstreut; als die Reisenden sich in Bewegung setzten, bemerkte man Niemand mehr auf dem Felsen, und als sie nach einer halben Stunde die hoch gelegene Ebene erreicht, war auch nicht einmal mehr eine Lanzenspitze zu sehen, sie waren verschwunden, sie waren wie in die Erde gesunken.

# XLV.

**Die ersten Mormonen-Ansiedelungen am Utahsee. Joseph Smith, Stifter der Mormonensecte. Die aufgefundene Bibel. Muthmaßlicher Verfasser derselben. Geschichte der Jarodíten und der Nachkommen Joseph's. Es bildet sich eine weitzerstreute Gesellschaft, welche von dem Propheten gesammelt und gen Westen geführt wird.**

Die Karawane richtete ihren Marsch weiter nordwärts, durchschnitt den Rio-San-Juan, den Rio-Grande, den Green-River; ein langer, ein beschwerlicher Weg, vielfältig durch Wüsten führend und Steppen, so voller Gefahren, daß der ganze Muth eines Trappers dazu gehört, um sie zu überwinden. Zum Glück waren nach je drei oder vier Tagereisen immer wieder begrünte Flußthäler zu finden, in denen man reichliches Futter für die Thiere stehen sah, in denen genügendes Wasser floß und wo man sich durch ein paar Tage der Ruhe erholen konnte von der vorhergegangenen Erschöpfung und stärken konnte für die bevorstehenden Strapazen. Hier fand man auch gelegentlich Wild und konnte die angegriffenen Vorräthe dann wieder ersetzen. So gelangte man, bald Noth leidend, bald im Ueberflusse schwelgend, bis zur ersten Ansiedelung der Mormonen, welche sich an dem Nicolet-Strome befindet, weit oberhalb des Utah-See's, der nicht mit dem großen Salz-See zu verwechseln ist, sondern der beträchtlich südlicher liegt und süßes Wasser hat.

Die Reisenden waren neugierig auf das neue Völkchen, zwischen welchem sie sich eine Zeit lang bewegen sollten. Die Mormonen hatten überall die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf sich gezogen und man hatte ihnen sehr Vieles nachgesagt, das nicht gerade zu ihrer Ehre gereichte; aber leider wußte auch ein Jeder, der nicht von Vorurtheilen der gröbsten Art gefesselt war, daß Vieles, was man den Mormonen nachsagte, keineswegs begründet und daß ihnen von den bis zum wildesten Fanatismus unduldsamen Nordamerikanern das grausamste Unrecht angethan worden war.

Das Historische dieser Heiligen des jüngsten Tages, wie sie sich nennen, reicht bis zum Jahre 1833 zurück; das will sagen, die Geschichte derselben ist noch nicht besonders alt. Damals hörte man zuerst von einer neuen Secte, deren Stifter, Joseph Smith, eine neue Bibel gefunden haben wollte, in welcher der Prophet Mormon schon vor vielen Tausend Jahren die Gesetze dieser Secte niedergelegt haben sollte.

Joseph Smith war ein junger Mensch von noch nicht 30 Jahren, als er auf den Gedanken kam, eine neue Religion zu stiften. Ein eigentlicher Abenteurer, nur von Tag zu Tag seine Existenz fristend, bald auf diese, bald auf jene Weise, und zwar nicht immer auf die redlichste Art, hatte er von der Leichtgläubigkeit der Menschen Vortheil zu ziehen gewußt. Die Schatzgräberei war es, die ihn bisher ernährt, und diese ist es oder war es, die ihn auf die Entdeckung des Buches der Mormonen führte, welches zuerst im Jahre 1830 in Amerika, 1841 in Europa gedruckt wurde.

Dieses Buch zerfällt in 12 Unterabtheilungen, in die Bücher Naphi, Jacob, Enos, Yarron, Ornis, Mosiah, Alman, Elaman, Naphi des Jüngern, Mormon, Ether und Moroni. Es enthält Prophezeihungen über die Gründung einer neuen Kirche, über ein neues Reich Israel, über die bevorstehende Vereinigung der 12 jüdischen Stämme, über eine Verbindung aller religiösen Parteien zu einem großen Ganzen, woran sich der Untergang der jetzigen Welt und der Beginn des tausendjährigen Reiches, welches aber 1000 Millionen Jahre dauern wird, schließt.

Der historische Theil dieses Buches umfaßt den Zeitraum vom Thurmbau zu Babel bis zum Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Dieser historische Theil erzählt, daß gerechte Leute, gute und unschuldige Menschen, die Jarobiten, vor Gottes Augen Gnade gefunden hätten, als die babylonische Sprachverwirrung eintrat, weil sie sich nicht an dem Thurmbau betheiligt hätten.

Die Jarobiten seien nun nach dem großen Ocean gewandert nnd seien so nach und nach gegen Norden und zuletzt über das Atlantische Meer nach Nord-Amerika gekommen, aber sie seien dem Herrn untreu geworden, seien von ihm abgefallen und deshalb aus dem Reiche der Lebenden vertilgt.

Späterhin seien die Nachkommen Joseph's aus Egypten auf demselben Wege fortgezogen und sie seien gleichfalls nach Nord-Amerika gelangt; hier seien sie aber mit anderen Auswanderern in schweren Kampf gerathen und seien von dem Herrn durch große Plagen vielfältig und schwer geprüft worden, es sei von ihnen schließlich nur der Prophet Mormon und dessen Sohn Moroni übrig geblieben und diese Beiden hätten die Geschichte ihrer Glaubensgenossen geschrieben und dann wohl verwahrt der Erde übergeben. So weit Smith's Behauptung.

Der eigentliche Verfasser dieses Buches soll ein Kaufmann Salomo Spaulding aus Neu-Salem im Ohio-Staate gewesen sein. Er soll das-

selbe einem Buchhändler zum Kauf angeboten haben, welcher es wiederum dem Reverend Sidney Rigdon zur Ueberarbeitung übergab. Der Spitzbube aber copirte das Buch und verkaufte es an Joseph Smith, worauf derselbe das Buch zur Begründung einer neuen Secte benutzte, an welche sich sofort eben dieser Rigdon anschloß und wofür Beide renommirte Personen, wie Paterson, Cowdery und Andere gewannen.

Nirgends ist es leichter eine Secte zu stiften, als in England oder in den Ländern, welche von deren Abkömmlingen bevölkert werden; es handelt sich bei solcher Stiftung immer nur um eine Kleinigkeit; man muß in den Hauptsätzen genau dem Hergebrachten getreu bleiben, abweichende Meinungen sind für alles Erdenkliche gestattet, aber einzelne gewisse Formen, wie z. B. das absolute Nichtsthun am Sonntag, dürfen nun einmal nicht angetastet werden; thut ein Sectirer dieses, so ist er verloren, thut er dies nicht, so wird er Anhänger genug finden, wie denn bekanntlich in Alt-England weit über 100 verschiedene Secten auf das Vollständigste vertreten sind.

Joseph Smith mochte dieses wohl wissen und fühlen, darum war bei ihm der Sabbath hoch heilig, darum war die Bibel hoch geehrt, wiewohl immer erst in zweiter Linie; denn das erste Buch war doch die Mormonenbibel. Darum war ferner noch manche andere, der christlichen Kirche angehörige Satzung aufgenommen und darum auch alle die alten biblischen Namen: Sarah, Esther, Ephraim, Jojakin, Aaron, Daniel, Moses &c. im Gebrauch.

Joseph Smith war zu jener Zeit ein Mann von kaum 30 Jahren, aber er hatte so viele Selbstbeherrschung, daß er sich mit dem Nymbus der frömmsten Entsagung zu umgeben vermochte, und was er that, nur zum Besten seines neuen Volkes zu thun schien, dem er den Namen der Heiligen des jüngsten Tages beilegte. Die Leute führten einen sehr geregelten Lebenswandel; es war mit ihnen wie mit den Protestanten innerhalb der katholischen Länder; überall von anders Glaubenden umgeben, bemühten sie sich durch ihren Lebenswandel zu zeigen, daß sie das Rechte erwählt hatten, und auf diese Weise ging es, so lange als die Leute nichts weiter wollten, als ruhig für sich sein; allein Joseph Smith wollte noch etwas mehr, er wollte herrschen und deshalb versammelte er die Gläubigen um sich und erklärte ihnen, es sei ihm durch die Propheten eröffnet worden, daß das auserwählte Volk Gottes sich gen Westen zu begeben und sich dort einen neuen Sitz, ein neues Königreich zu begründen habe, in welchem der Herr unter den Seinigen throne.

Es war genug, daß dieser Ausspruch der Propheten den Gläubigen

mitgetheilt worden, um sie zur sofortigen Annahme desselben zu bewegen, denn vor Allem waren sie gewohnt, den Propheten unbedingten Glauben zu schenken, und so hieß es denn: „Wohlauf gen Westen“. Sie überschritten den Missouri und gründeten in dem Staate gleichen Namens, ziemlich an der westlichen Grenze desselben, bei Independence, eine Niederlassung, welche sie das Arsenal des Herrn nannten.

---

## XLVI.

**Eine vollständige Hierarchie. Treffliche Einrichtungen. Großer Fleiß der Mormonen und daher mehrender Wohlstand. Neid und Haß der Nachbarn. Verleumdungen. Streitigkeiten. Auswanderung. Neue Niederlassung; abermalige Verfolgung. Joseph Smith angeklagt und vorgeladen, mit seinem Bruder gefangen gesetzt. Schandthaten gegen die Mormonen. Ermordung der beiden Brüder.**

Joseph Smith gründete hier eine wahre Hierarchie, er machte sich zum Priester und Regenten, es war eine weltliche und geistliche Herrschaft, die ganz von ihm ausging. Er entwarf die nöthigen religiösen und socialen Gesetze und brachte sie zum Heile seiner kleinen Kolonie zur vollständigsten Ausführung, wobei er eine so seltene Energie entwickelte, daß seine Anhänger immer mehr davon überzeugt wurden, daß er wirklich ein Gesandter Gottes sei. Die Leute gelangten bald zu einem wunderbaren Wohlstande, was den Neid der Nachbarn in einem sehr unbilligen Grade erweckte. Da sie ihre Felder stets auf das Ueppigste bewachsen sahen, so lag es ihnen auf der Hand nicht sowohl, daß die Leute fleißig arbeiteten, den Boden gut beackerten, zweckmäßig düngten, sondern vielmehr, daß die dahergewanderten Schurken sich die besten Ländereien ausgesucht und den wirklichen Christen nur den Schund übrig gelassen hätten.

Es hätte allerdings gefragt werden können, warum diese guten und wahren Christen, welche viel früher dagewesen waren, als die Mormonen, jene guten Ländereien nicht für sich behalten hätten; aber an dergleichen naturgemäße Schlußfolgerungen denkt natürlich ein vernünftiger Amerikaner nicht.

Um die Fremden in Mißkredit zu bringen, wurden ihnen eine Menge von Schändlichkeiten nachgesagt, an denen nachweislich kein wahres Wort war; vor allen Dingen sollte ihr Reichthum lediglich davon herrühren,

daß sie von Raub und Mord lebten, daß jedes Stück Vieh ein gestohlenes sei, u. s. w.

Es kam zu sehr lebhaften Demonstrationen zwischen den benachbarten Bewohnern des Missouri-Staates und den Mormonen. Sie wurden mit bewaffneter Hand angegriffen und da sie sich unglücklicherweise wehrten, so wurden sie als Mörder, als solche, die der öffentlichen Sicherheit gefährlich wären, angeklagt und zur Auswanderung verurtheilt.

Sie zogen unter dem ungeheuersten Jubel ihrer Verfolger von dannen, wurden von Flintenschüssen begleitet und mußten sehen, wie ihre Stadt von verruchten Mordbrennern angezündet wurde, Schurken, welche so dumm als barbarisch waren, nicht einmal so viel Verstand hatten um einzusehen, daß es besser sei die wohlgebauten Häuser zu beziehen, als die Stadt zu zerstören und die gut gebauten Felder der Verwilderung Preis zu geben; doch ist dieses nichts Neues, die wilde Zerstörungslust gemeiner, roher Menschen findet sich durch dergleichen Schändlichkeiten bei Weitem mehr ergötzt, als durch eine vernünftige Benutzung dessen, was sie sich ohne Widerstand aneignen können.

Die Mormonen zogen aus dem Staate Missouri nach dem Staate Illinois, dem südlichsten Theile des Staates Iowa gegenüber. Hier war durchaus Urwald, kein Fleckchen Landes war noch bebaut worden; nichts zeigte an, daß irgend Jemand Ansprüche darauf zu machen habe, hier blieben die Mormonen, eine Stadt in der furchtbarsten Waldwildniß gründend und durch einen wahrhaft bewunderungswerthen Fleiß und eine seltene Ausdauer ein neues Zion, die Stadt Nauwoo bauend. Sie hatten auf viele Meilen keine Nachbarn, allein die Niederlassung, welche sie gründeten, zog Leute in die Nähe, sehr zu ihrem Kummer, denn es durfte wohl unzweifelhaft sein, daß sie neuen Kämpfen zu begegnen haben würden, sobald sie nicht mehr allein in der größesten Ueberzahl wären, jedoch gingen sie muthig der Zukunft entgegen, ließen es nicht an einem bewunderungswürdigen Fleiße fehlen und die vereinigte Kraft von mehreren Tausend tüchtigen Männern schuf Wunder, welche in kurzer Zeit den Neid und den Aerger der benachbarten Staaten erregten.

Es drängten sich von allen Seiten Leute herbei, welche behaupteten, Ländereien von der Regierung gekauft zu haben, welche sich jedoch nicht der Secte der Mormonen anschlossen, sondern im Gegentheil derselben feindlich gegenüber standen. Es kam bald zu Reibungen, zu nachweislich unwahren Beschuldigungen, welche sich um so mehr steigerten, je blühender die Niederlassung wurde, je lebhafter Ackerbau, Viehzucht, Gewerbe und Handel betrieben wurden.

So ging es bis zum Anfange der vierziger Jahre, da traten die Nauwoo umgebenden Staaten als Ankläger gegen die Mormonen und ihren Häuptling Joseph Smith auf und forderten von der Staatsregierung Vertreibung der Mormonen und Hinrichtung des Joseph.

Dieser und sein Bruder wurden nach New=Orleans citirt; da sie nicht kommen wollten, weil sie mit vielem Recht und gutem Grunde Verrätherei befürchteten, wurde ihnen Sicherheit und freies Geleit von der Staatsregierung von Louisiana gewährt.

Beide Brüder begaben sich nunmehr ohne Besorgniß nach Cartago, wurden aber dort alsbald von einander gesondert in das Staatsgefängniß gesteckt. Diese unerhörte Schurkerei wurde durch das Vorgeben bemäntelt, sie seien vor der Volkswuth nicht sicher, die Gefangennehmung sei nichts weiter, als die Gewährung des ihnen versprochenen Schutzes.

Bei alledem wurde ein vollständiger Prozeß auf Leben und Tod gegen sie geführt und sie ein paar Jahre im Gefängniß gehalten, während welcher Zeit die unerhörtesten Schandthaten gegen die Mormonen verübt wurden, indem man ihnen in Wald und Busch auflauerte, sie wie tolle Hunde niederschoß, ihnen ihr Vieh wegstahl, die halbreifen Ernten anzündete, zugleich aber immerfort das Geschrei erhob, die Mormonen seien Räuber, Diebe, Mordbrenner, überfielen die wehrlosen Wanderer, beraubten die Hütten der Ansiedler, verbänden sich mit den Eingeborenen zu Raub= und Mordzügen und dergleichen schöne Sachen mehr.

Vergebens wandten sich die unglücklichen Ansiedler an die Regierung in Washington, keines der Schreiben wurde beantwortet, sie sahen sich allen Abscheulichkeiten schutzlos und hülflos ausgesetzt, bis die Untersuchung in Neu=Orleans beendet war, und man sich vergeblich bemüht hatte, dem armen Joseph Smith etwas anzuhängen, somit genöthigt wurde, ihn frei zu lassen. Dies war indessen durchaus nicht nach dem Sinne der lieben Einwohner der benachbarten Staaten; in der Stadt Cartago entstand nach der Freisprechung der Brüder von dem Senate zu Neu=Orleans ein förmlicher Tumult, das Gefängniß wurde erstürmt, erbrochen, die beiden Brüder wurden in's Freie geschleppt und auf das Gräßlichste ermordet.

Dieser Ermordung ging natürlich — im Sinne der liebenswürdigen, höchst moralischen Nation — das Theeren und Federn voran. Wie hätte man sich mit dem bloßen Abschlachten zufrieden geben können, man wollte ein Vergnügen, eine Unterhaltung, ein Lustspiel haben. Der gräßliche Ruf: „Theert ihn!! Federt ihn!!" scholl durch Cartago und von allen Seiten strömten die edlen Bürger der Stadt mit Fackeln, mit Theerfässern, mit Stöcken, mit unterweges aufgerafften Steinen, mit Händen voll Federn

herbei, um das, aus eigener Machtvollkommenheit gefällte Urtheil alsbald zu vollziehen.

Joseph Smith wurde aus dem Gefängniß geholt; ihm wurden unter gräulichen Mißhandlungen die Kleider und die Wäsche stückweise vom Leibe



gerissen, ein Fäßchen mit Theer wurde aufgeschlagen, unter dem Zujauchzen der herbeieilenden Menge wurde er ganz überstrichen, dann mit Federn beklebt und nun hinaus geschleppt, gejagt, gezerrt vor die Stadt und dort ermordet.

Unerhört und überall unmöglich, nur nicht in Nord-Amerika, in dieser berühmten Ochlokratie, in welcher kein Recht, kein Gesetz, sondern nur die roheste Willkür herrscht, welche wiederum nur von dem niedrigsten Pöbel geübt wird, gegen den keine Behörde einzuschreiten wagt, um nicht dem gleichen Schicksal zu verfallen.

Nun war auch kein Halten mehr gegen die Stadt Nauvoo; man stellte den Mormonen eine ganz kurze Frist, bis zu welcher sie auswandern sollten, und man drohte ihnen, sie mit Stumpf und Stiel von der Erde zu vertilgen, wenn sie nicht gutwillig weichen würden.

# XLVII.

**Belagerung von Nauwoo. Der berüchtigte Mormonenkrieg. Vertreibung der Unglücklichen. Aufsuchung der Gebeine ihres Propheten. Auffindung derselben. Ihre Wanderung durch die Prairien bis in die Felsengebirge. Brigham Young. Pflichttreue gegen die Regierung. Winterlager. Vorkehrungen gegen die Ueberfälle durch die Eingeborenen.**

Die Mormonen, auf ihr gutes Recht bauend, erwarteten den Angriff, welcher denn auch wirklich nicht ausblieb; es entstand ein furchtbarer, ein blutiger Kampf, welcher Monate lang in der erbittertsten Weise geführt wurde, in welchem von beiden Seiten Tausende den Tod fanden, und welcher unter dem Namen des Mormonenkrieges ein ewiger Schandfleck in der Geschichte der Vereinigten Staaten bleiben wird, wiewohl es auf einen solchen mehr oder weniger immer nicht ankommen kann, da die ganze Geschichte der Nord-Amerikanischen Staaten auf einem sehr schmutzigen Material und mit sehr übelriechender Dinte geschrieben ist.

Der Kampf verlief unglücklich für die Mormonen. Die Staatsregierung schritt gegen diese schändlichste Ungerechtigkeit, welche unter civilisirten Menschen gar kein zweites Beispiel hat, nicht ein, und da die Räuber und Mörder von allen Seiten Zuzug hatten, die Mormonen aber ringsum eingeschlossen und auf sich selbst angewiesen waren und ihre Zahl sich alltäglich in eben demselben Maße verminderte, als die Zahl der Verfolger von Außen her sich vermehrte, so entschlossen sie sich endlich zur Auswanderung, sie forderten einen Waffenstillstand, welcher übrigens nur unter sehr peinlichen Bedingungen gewährt wurde, packten ihre Habseligkeiten zusammen, spannten ihr Vieh davor, nahmen ihre Heerden in die Mitte des Zuges und gingen in die westliche Einöde um eine, von den Wohnungen der Menschen entlegene Gegend zu suchen, woselbst sie vor gesetzloser Gewaltthätigkeit geschützt, nach den Gebräuchen ihrer neuen Religion in Frieden leben konnten.

Kaum hatten sie die Stadt verlassen, als die Rotten der wüthenden Gegner sich in dieselbe stürzten und vorläufig alle Prachtpaläste, alle Tempel zerstörten, schließlich jedoch die Stadt selbst nicht in Flammen aufgehen ließen, sondern sie zum eigenen Gebrauch aufbewahrten, wobei es denn allerdings unter den Verfolgern der Mormonen selbst zu blutigen Kämpfen kam, indem Jeder das Beste für sich behalten, Jeder dagegen das Beste wieder dem Andern entreißen wollte.

Noch lag den unglücklichen Vertriebenen die Erfüllung einer schmerzlichen Pflicht ob. Sie wollten die Ueberreste ihres auf so schändliche Weise ermordeten Propheten nicht im Lande der Ungläubigen vermodern lassen, sie wollten dieselben als Reliquien eines Heiligen, eines Märtyrers, und sie wollten sie auch als Erinnerungszeichen an die Schmach, welche sie hatten erdulden müssen, an die Verruchtheiten, an die Verbrechen, welche gegen sie verübt worden waren, mit sich führen nach dem neuen Jerusalem, das sie in der Wüste zu gründen gedachten.

Zwanzig entschlossene Männer, sämmtlich wohl bewaffnet, machten sich mit einem Wagen, der einen Sarg für den Propheten trug, auf den Weg nach Cartago, woselbst Joseph nach den abscheulichsten Martern erschossen worden war. Die verbrecherische Handlung war außerhalb der Stadt begangen worden; man hatte den Getheerten und Gefederten unter zahllosen Streichen mit den dornigen Zweigen des Hikorinußbaumes durch die Straßen gejagt, bis er erschöpft auf einen kleinen Sandhügel niederstürzte; dort war er völlig zu Tode geschlagen worden und schließlich hatte man noch seinen Leichnam mit hunderten von Büchsenschüssen durchbohrt und dann den Raubthieren überlassen, welche auch nicht zögerten, das wohl zubereitete blutige Mahl zu sich zu nehmen.

Einige vorübergehende Landleute, welche von den Vorgängen nichts wußten, hatten das beinahe gänzlich entfleischte Gerippe ein paar Fuß tief in den Sand des Hügels verscharrt; dorthin richteten die zwanzig Mormonen ihre Reise.

Man mußte eine gewisse Vorsicht anwenden, indem einem so wüthenden Pöbel, wie dem amerikanischen, welcher vorzüglich den Auswurf des engländischen und irischen Volkes (schon roh und abscheulich genug in seinen Koryphäen) umfaßt — gegenüber nicht zu spaßen war, allein, als man sich dazu entschlossen, nicht prahlerisch, nicht herausfordernd aufzutreten, hatte man auch weiter nichts zu befürchten, Niemand kümmerte sich um die Reisenden.

Nördlich von Cartago angelangt, vertheilten die Reisenden sich nach verschiedenen Richtungen, um Erkundigungen einzuziehen, wo der Ermordete verscharrt worden. Das entsetzliche Ereigniß war so spurlos an den Leuten vorübergegangen, daß Niemand mehr wußte, wo es geschehen. Der Haß, der Abscheu gegen die Mormonen sprach sich überall aus, allein, da man nicht gerade auf einen Augenzeugen traf, so wäre doch wohl die Expedition fruchtlos geblieben, wenn nicht der Zufall beim Durchspähen der Umgegend auf die Grabstätte geführt hätte.

Die Beschreibung von dem Orte des Entsetzens, welche man erhalten,

als die Nachricht von der Ermordung zu den Mormonen gelangte, war so genau gewesen, daß man nach dieser allein die Stelle wieder auffinden konnte. Nachdem die Reisenden schon einen ganzen Tag vergebens gesucht und gefragt, fanden sie sich wieder zusammen, um den Abend und die Nacht mit einander zuzubringen. Da machte einer der Führer darauf aufmerksam, daß die Beschreibung, welche sie von der Mordstätte erhalten, auf diesen Ort passe. Man hatte einen kleinen Hügel vor sich, zur Hälfte beschattet von einer Baumgruppe, die sich besonders kenntlich machte durch einen dem Verdorren nahen Nußbaum, von dem man viele Zweige abgebrochen, um den Unglücklichen damit zu mißhandeln. Der Busch lag nahe bei einem Bach, hinter welchem sich die Berge erhoben, welche die Grafschaft weit berühmt machen — hier konnte es sein — hier mußte es sein!

Die mehrsten theilten die Ansicht und so wurde denn zum Werke geschritten und an verschiedenen Stellen die Erde einige Fuß tief aufgegraben,



bis man denn auch endlich den Kopf und den davon getrennten Thorax und dann die übrigen Gebeine neben einander fand, so wie mitleidige, aber achtlose Leute sie in die Grube geworfen hatten.

Alle standen bei diesem traurigen Anblick tief gerührt und es mochte sich in manchem Herzen wohl der Gedanke regen, einst zu vergelten, was man an dem armen, ganz unschuldigen Manne gethan, doch für den Augenblick ward alles Andere, außer der Besorgniß, die Reliquien des Märtyrers bis auf das letzte Stäubchen zu sammeln, unterdrückt. Die Gebeine wurden in den bereit gehaltenen Sarg auf dem Wagen gebracht, wohl verschlossen und nun, ohne an Nachtruhe zu denken, sofort der Rückweg angetreten.

Es war in dem Staate Missouri, im fernsten Theile desselben ein Sammelplatz für die sämmtlichen Auswanderer festgestellt worden, woselbst eine Vereinigung der einzelnen kleinen Parthieen stattfinden sollte, weil man, um Aufsehen zu vermeiden, nicht in großen Massen ziehen wollte. Dorthin wandten sich denn auch die glücklichen Finder der Gebeine ihres Propheten und von dort setzten sie mit ihren Brüdern vereinigt den Marsch weiter fort.

Sie durchzogen unter unglaublichen Entbehrungen eine Strecke von nahebei 300 deutschen Meilen eines gänzlich uncultivirten Landes, überschritten die gewaltigen Felsengebirge, gelangten in das Utah-Territorium, und dann an den großen Salzsee, welcher 4000 Fuß hoch, vom Meeresspiegel an gerechnet, liegt, und ließen sich am westlichen Abhange des Felsengebirges, nahe an einem Zufluß des großen Salzsees, nieder, 130 Meilen von San Francisco am großen Weltmeere; aber dieses Ziel wurde erst nach den unglaublichsten Anstrengungen und Entbehrungen erreicht.

Die auswandernden Mormonen zogen über den Mississippi bis nach dem Staate Jowa, woselbst sie ihren Sammelplatz suchten, und die langsam nach und nach heranrückenden Flüchtlinge aufnahmen und zu einer kompakten Masse vereinigten; aber sie durften sich nicht lange aufhalten, denn sie wurden von den Amerikanern dieses Staates und des Staates Missouri bedroht, es wurde ihnen ein gleiches Schicksal verheißen, wie sie es bereits in Nauwoo erlebt, und sie eilten, jetzt außer Stande sich zu wehren, immer weiter nach Westen, bis in den südlichsten Theil des Staates Jowa, jenseits aller letzten Spuren der Civilisation.

Hier begannen sie eine Mittelstation zu gründen, sie suchten sich fruchtbares Land auf, beackerten es, besäeten es und umzäunten es sogar, um dasselbe gegen die vielen wilden grasfressenden Thiere zu beschützen. Nachdem sie mit einer seltenen Ausdauer dieses gethan, setzten sie ihren Wanderstab weiter fort, nur eine geringe Anzahl wohlbewaffneter Männer zurücklassend zur Bewachung der Saaten und zur Gewinnung der Ernten; denn sie wollten den Nachfolgern die Möglichkeit, sich mit Lebensmitteln

zu versehen, gewähren, welches ohne diese in einem wahrhaft löblichen und anerkennenswerthen Gefühl für das gemeinsame Wohl auf keine Weise hätte geschehen können.

Der Anführer dieser großen wandernden Gesellschaft war Brigham Young, der Nachfolger von Joseph Smith, ein Mann von einer seltenen Energie, aber auch von einer gleich großen Herrschsucht, vermöge deren er sich eine sowohl königliche als päpstliche Gewalt errang.

Die amerikanische Regierung, welche ihre Kinder nicht hatte schützen können, war doch geschickt genug gewesen, ihnen zu folgen, um, wie es beinahe scheint, in der Absicht sie zu Grunde zu richten, von ihnen die Stellung von 500 jungen Männern zum Kriege gegen Mexico zu verlangen. Mit einem wahrhaft bewunderungswürdigen Patriotismus erklärten sich die Leute sofort bereit, diesem Verlangen nachzukommen, und zwar mit einer Opferwilligkeit, welche jeden Vorwurf des Eigennutzes von ihnen abwenden muß. Der an diesem Punkte versammelten Leute waren noch nicht 3000. Davon 500 Mann zu wählen, war gleichbedeutend mit dem Verlangen, sich gänzlich schutzlos der Gnade und Ungnade benachbarter Stämme zu ergeben; aber der Befehl der Staatsregierung wurde ohne das geringste Murren vollzogen, 500 junge, kräftige Männer wurden zu einem Bataillon vereint und zogen mit den Abgesandten der Regierung gen Süden, indessen die Andern, durch diesen Verlust auf das Bedenklichste geschwächt, nichts weiter thun konnten, als an dem Orte, wo sie sich befanden, zu verbleiben, bis die nachrückenden Schaaren sie allmählich mit wehrfähigen Männern versehen würden. So blieben 2500 Greise, Frauen und Kinder zurück mitten in einem von Wilden bewohnten Land, blieben zurück, um einen Winter unter allen Schrecken der Einsamkeit und der Noth hier zuzubringen.

Das Nächste, was sie thun mußten, war einerseits sich Hütten zu bauen, andererseits Gras zu trocknen zur Winternahrung für ihr Vieh. Mit diesem letzteren wurden die Kinder beauftragt, indeß die alten Männer und die Frauen sich geräumige Vertiefungen ausgruben, welche als Wohnungen für den Winter dienen sollten. Die Erde wurde ringsum aufgehäuft, durch ausgestochene Rasen verstärkt, dann aber wurden die Deichseln der Wagen als Balken, die Leitern als Dachsparren benutzt und auf diese Rohr aus den benachbarten Flußgegenden in solcher Menge gehäuft, daß sich davon Schutz gegen die Kälte erwarten ließ. Um nun aber zugleich Sicherheit gegen die mit brennender Baumwolle umwickelten Pfeile der Wilden zu haben, wurden diese Rohrdächer auf das Sorgfältigste mit Rasen bedeckt, wodurch ein so wirksamer Schutz erlangt wurde, daß die

sämmtlichen Angriffe von dieser Seite her, so viel ihrer während eines langen und traurigen Winters gemacht wurden, doch keinen weiteren Nachtheil hatten, als daß manches schöne Stück Vieh abhanden kam. Die Wagen nämlich hatte man in einem großen Kreise um die Wohnungen her zusammengefahren, und man hatte sie, da sie ihrer Leitern beraubt waren, auf einander gestellt, dergestalt, daß sich hieraus eine haltbare Barikade gegen die wilden Angriffe der berittenen Indianer ergab.

---

## XLVIII.

**Fernere Wanderungen der Mormonen. Erste Arbeiten der Feldmesser und Landleute. Schutzwehren gegen die Eingeborenen. Neu-Jerusalem. Plan der Stadt. Treffliche Einrichtung der Bewässerung für die Stadt und die darin eingeschlossenen Gärten. Segen der schönen Anlagen.**

Im nächsten Frühjahr, im Jahre 1847, wurde eine Parthie der Gesellschaft vorausgeschickt; dieselbe bestand aus 143 Männern und 70 Wagen mit Lebensmitteln für sechs Monate, mit Ackerbaugeräthschaften und Sämereien beladen und von 175 Pferden, Maulthieren und Rindern gezogen. Dieselbe brach muthig gen Westen auf, überstieg glücklich das Felsengebirge und gelangte am 21. Juli desselben Jahres in das Thal des großen Salzsees.

Unterdessen waren der ersten Gesellschaft viele andere gefolgt, sie Alle vereinigten sich bei dem Winterlager, und immer ein neuer Antheil von den Nachkommenden sowohl, als von denjenigen, die bisher die Vorhut gebildet, brach auf, um den kühnen Männern zu folgen, welche das große Wagestück der Ueberschreitung des Gebirges zuerst unternommen.

So rückte Tausend auf Tausend immer desselben Weges vorwärts, stets blieb ein Stamm in dem einmal gebildeten Winterlager, aber immerfort rückten neue Massen hinzu und ausgeruhete hinweg, und man konnte sowohl die Wohlthat dieser Einrichtung, wie der im Frühjahr des vorigen Jahres noch im Staate Jowa getroffenen recht unzweifelhaft erkennen. Dort, wo die Feldfrüchte eine herrliche Ernte geliefert hatten, und hier, wo ein Lager hinlänglichen Schutz gewährte, waren zwei wichtige Ruhepunkte, welche die ungeheuren Strapazen einer so langen Reise auf das Wohlthätigste milderten und es möglich machten, diese ohne Aufopferung aller Kräfte mit der erforderlichen Gemächlichkeit fortzusetzen.

Das zuerst ausgesendete Corps hatte Vermesser sowohl als Landleute, als auch Zimmerleute und Maurer in genügender Menge bei sich, sie bildeten gewissermaßen eine Elite sowohl der tapfersten und bravsten, als der kenntnißreichsten Leute, sie vermochten deshalb die besten Gegenden zur Anlage von Ackerfeldern, von Hütungen, von Waldschlägen auszusuchen und bestimmten auch sehr zweckmäßig die besten Punkte zur Anlage von Städten und Dörfern und von Befestigungen. In der größten Eile wurden viele Tausende von Luftziegeln gefertigt, um daraus eine genügende Schutzmauer gegen die Anfälle der Indianer zu erbauen. Dergleichen Mauern würden allerdings gegenüber der jetzigen Kriegskunst gar keinen Werth gehabt haben, anders war es den Wilden gegenüber, welche sich an solcher Lehmmauer wohl die Köpfe eingerannt, aber keineswegs sie überstiegen haben würden, indessen Erdwälle, unserer Kriegskunst angemessen, gegen diese Wilden von keinem Erfolg gewesen wären.

Es wurden nun nahe an 6000 Acker Landes angesäet und umzäunt, eine ungeheure Arbeit, an welcher schon die Masse der zunächst Nachrückenden Theil nahm, da sie doch für die Zahl von 143 Männern, wenigstens nicht in der nöthigen Kürze, auszuführen gewesen wäre.

Jetzt wurde auch daran gedacht, eine Stadt, das neue Jerusalem, zu gründen, welche man gewöhnlich die Stadt des großen Salz-Sees nennt, es wurden die Straßen vermessen, die Plätze abgetheilt, die Orte bestimmt, welche für öffentliche Bauten oder für Vorrathshäuser reservirt bleiben sollten, und so ging es unter immer steigender Bevölkerung fort bis zum Jahre 1848, wo die Zahl der Kolonisten sich schon auf 12,000 vermehrt hatte.

Jede nun herbeieilende Schaar fand bereits eine Beschäftigung angewiesen; die kleinen Flüßchen wurden eingedämmt und es wurden Teiche und Seen gebildet, woran man Sägemühlen und Mahlmühlen errichtete, um sich die unerläßlichen Arbeiten möglichst zu erleichtern, an jeder solchen Niederlassung setzte sich bald ein Dörfchen an, das in Kurzem zur Stadt erwuchs; im Jahre 1850 hatte sich die Zahl der Einwohner bereits so vermehrt, daß der kleine Staat als Territorium in die Union aufgenommen werden konnte. Wo nur Wasser sich zeigte, wo ein Flüßchen aus den Felsengebirgen herniederging, da gab es Ansiedelungen, allein es wurde auch an der Stadt selbst mit dem höchsten Eifer gearbeitet.

Diese Stadt, das neue Jerusalem, sollte eine deutsche Meile lang und beinahe eben so breit werden, die Straßen hatten 130 Fuß, wovon 70 Fuß für die Fahrbahn und 30 Fuß auf jeder Seite für die Bürgersteige bestimmt waren. Dieser breite Bürgersteig diente zu ⅔ als Vorgärtchen bei einem

jeden Hause, Zäune schieden diese nicht von den eigentlichen Fußwegen, sondern nur einfache Reihen schöner, Schatten gebender Bäume. Die Quadrate, welche von je vier Straßen gebildet wurden, hatten eine Frontlänge von 650 Fuß und ein jedes solches Quadrat war in acht Theile getheilt, vier derselben die vier Ecken einnehmend, also die Front nach zwei Straßen bietend, vier derselben die Mitte einer solchen Front ausmachend. Es geht aus dieser Eintheilung hervor, daß jedes Haus außer einem beträchtlichen Hofraum auch noch einen schönen Garten hinter demselben hatte.

Diese Anordnung gewährte einem jeden Einwohner hinlänglichen Raum zu der allerbequemsten und angenehmsten Wohnung, mußte zwar verhindern, daß diese Stadt jemals das Ansehn großer Bevölkerung oder gar Uebervölkerung erhalte, was indessen wohl nicht als Tadel ausgesprochen oder angeführt werden kann, da gewiß ein Jeder, der vorurtheilsfrei sein will, zugestehen wird, man wohne in Berlin bequemer als in Wien, und selbst dort noch viel bequemer als in dem weit über die Gebühr gepriesenen Paris.

Die Lage der Stadt ist außerordentlich schön, sie ruht gewissermaßen in den Armen der Berge. Ein Strich derselben, welcher nahezu parallel mit den Ufern des großen Salz-Sees läuft und der Wasatsch genannt wird, bildet da, wo der Jordan aus dem Utah-See in den östlichen Winkel des Salz-Sees fällt, einen weiten, prächtigen Halbmond, der durch einen hohen Ausläufer des Gebirges gebildet wird. Hier in diesem Halbkreise, geschützt gegen die Ostwinde, in einem äußerst fruchtbaren Thal, das von einer zahllosen Menge kleiner Bäche durchströmt wird, liegt die Stadt, und haben die Ansiedler es sehr glücklich verstanden, diese reiche Bewässerung zu benutzen, um die Stadt auf das Vortrefflichste mit Wasser zu versehen.

Viele von den Bächen, die ostwärts her der Stadt zuströmen — sie mochten nun groß oder klein sein — wurden in einen breiten Kanal gefaßt, welcher so viele Mündungen hatte, als die Stadt Straßen. Von hier aus ward nun das Wasser der vereinigten Bäche durch eben diese Straßen geleitet, so daß auf jeder Seite einer jeden Straße ein munteres Wässerlein herabrauscht, welches sowohl Erfrischung und Kühlung, als auch Fruchtbarkeit überall hin verbreitet.

Das Land umher war, wie es schien, eine dürre Einöde, jetzt ist es mit großer Sorgfalt bebaut, trägt hundertfältig Früchte und ist stellenweise nicht nur in Ackerland, sondern in wahres Gartenland verwandelt; überall, wo hügelige Beschaffenheit es verlangte, hat man den Boden terassirt, um

die fruchtbare Erde auf ihrer Stelle zu erhalten, während sie ohne dieses herabgeschwemmt werden, die Hügel immer mehr und mehr entblößt, die Thäler immer höher ausgefüllt werden würden.

Auch an dem Ufer des Utah-Sees hat man mehrere Niederlassungen gemacht, Mühlen verschiedener Art errichtet, Aecker und Gärten bebaut, und die Kolonie scheint in ihrer ganzen Ausdehnung vollkommen lebensfähig. Durch die reichen, üppigen Ernten und durch die große Fruchtbarkeit der Heerden, denen es an Futter nirgends mangelt, ist nicht nur für den Lebensunterhalt gesorgt, sondern die Masse des Erzeugten ist so groß, daß die sämmtlichen Produkte des Landbaues vortreffliche und lohnende Handelsartikel bilden, indem die über Land nach Californien Wandernden sich hier mit großem Ueberfluß versehen können.

---

## XLIX.

**Das Utah-Territorium. Beschaffenheit desselben. Geographische und klimatische Verhältnisse. Warme Quellen. Trostloses Ansehn der Ebenen. Fruchtbarkeit derselben bei genügender Bewässerung. Flußsystem und mögliche Verbindung mit den Hauptströmen.**

Ein wunderbarer Zufall hat die Auswanderer so geführt, daß sie trotz der Hindernisse, welche ihnen die Felsengebirge in den Weg legten, im Centrum derselben einen Raum entdeckten, welcher 70 bis 75 Meilen lang und ungefähr halb so breit ist, welcher durch eine große Menge der schönsten Bergzüge in abgesonderte Längenthäler zerschnitten ist, die wiederum sämmtlich reich an Wasser sind und daher Gelegenheit geben, kleinere Gemeinschaften zu gründen, welche sich nirgends in den Weg treten können, welche einen zwanzigfach größern Raum haben, als gegenwärtig für die vorhandene Bevölkerung erforderlich, die aber in Folge dessen auch Raum genug bieten, um eine zwanzigfach größere Bevölkerung wie sie durch Einwanderung und wie sie durch die natürliche Vermehrung einmal werden wird, reichlich zu nähren. In Amerika geht dieses nun allerdings schneller, als in Europa, wo im Allgemeinen die Bevölkerungszahlen außerordentlich feststehend sind, und Preußen, das seit dem Friedensschlusse im Jahre 1815 bis jetzt, also in 46 Jahren, sich von 10 Millionen auf 18 Millionen, also beinahe auf das Doppelte erhoben hat, steht als eine ganz vereinzelte Ausnahme da und die Thatsache selbst kann wohl als ein Beleg für die

große Weisheit und überhaupt für die Vortrefflichkeit der Regierung angesehen werden; aber selbst wenn das, was wir hier als eine ganz vereinzelte Ausnahme anzuführen genöthigt sind, in Nord-Amerika nicht nur die Regel, sondern selbst bei der Verdoppelung des Zahlenverhältnisses noch die Regel wäre, so würde der Mormonen-Staat doch immer in der glücklichen Lage sein, ein paar hundert Jahre in stetem Wachsthum fortbestehen zu können, ohne Besorgniß wegen einer möglichen Uebervölkerung, wie z. B. das kleine Ländchen Württemberg sie zeigt, daher es auch immer das größte Contingent für die Auswanderung stellt.

Das Utah-Territorium ist so glücklich gewählt, daß seine Einwohner Alles finden, was irgend für den Menschen von Wichtigkeit ist. Der große Salz-See selbst und viele in seiner Fläche liegende Sumpfstrecken bieten Kochsalz und verschiedene andere Salze in solcher Menge dar, daß hierauf allein sich eine industrielle Bevölkerung von mehr als einer Million stützen könnte. Die Thäler sind auf das Herrlichste bewaldet; denn obschon in gleicher Breite, wie Neapel gelegen, macht doch die Höhe über der Meeresfläche einen solchen Unterschied in der Temperatur bemerklich, daß daraus das eigentlich gemäßigte Klima des nördlichen Deutschlands hervorgeht, dem, wie bekannt, die sämmtlichen nutzbaren Bau- und Brennhölzer angehören. Die Temperatur ist gerade milde genug, um noch den Weinbau als sehr zweckmäßig erscheinen zu lassen und es sind auch ausgedehnte und glückliche Versuche damit gemacht. Ebenso ist es mit dem Mais und vielen anderen Feld- und Gartenfrüchten, von denen man früher geglaubt hat, sie würden in der Gegend des großen Salz-Sees nicht gedeihen. Versuche haben bewiesen, daß außer Reis, Kaffee und Baumwolle alle die in Amerika in Cultur genommenen Pflanzen daselbst gedeihen.

Es würde in Verwunderung gesetzt haben, wenn in einem so durchschnittenen Terrain nicht auch warme Quellen zu finden gewesen wären; eine solche Quelle befindet sich denn auch und zwar ganz nahe dem Neuen Jerusalem, am Fuße des Gebirges, an dem die Stadt selbst liegt. Man hat diese Quellen in Röhren gefaßt und hat sie nach verschiedenen Stellen der Stadt geleitet, um daselbst Gemeindebadehäuser damit zu speisen. Eine Wohlthat für das Volk, an welche man frühzeitig genug gedacht hat, bevor eine Ueberfüllung mit Menschen die Anlage schwieriger machte. Aber von demselben Gebirge, eine deutsche Meile weit nördlich von der Stadt, fließt eine zweite Quelle von solcher Stärke, daß sie, man möchte fast sagen, einen Strom bildet. Sie entspringt mehrere hundert Fuß hoch über der Thalsohle oberhalb einer beinahe senkrechten Felsenwand, an der sie in solcher Mächtigkeit und Breite herabfließt, daß diese Wand wie ein glänzender

Spiegel aussieht. Die Temperatur ist viel zu hoch, um unmittelbare Benutzung zu gestatten, sie beträgt mehr als 50° C.

Am Fuße der Wand angelangt, bildet diese Quelle einen großen See, welcher beinahe ½ Meile im Querdurchmesser hat und eine noch beträchtlich größere Längenausdehnung, was denn zur Folge hat, daß alles Vogelwild, welches auf das Wasser angewiesen ist, sich dort vereinigt und zwar nicht nur in solcher Menge, sondern auch in solchem Drange dahin, daß die vielfältig angestellten Jagden dasselbe noch nicht verscheucht haben.

Sonderbar genug ist, daß im Gegensatz zu den herrlich begrünten und bewaldeten Gebirgsthälern die Ebenen so außerordentlich baumleer sind. Es mag wohl daher kommen, daß der Salzreichthum des Bodens ihr Aufkommen verhindert; aber was auch die Ursache sein mag, der Eindruck ist äußerst traurig. Dennoch sind die Ebenen nicht unfruchtbar, sie tragen namentlich das sogenannte Büffelgras in so reichlicher Menge, daß es wohl noch manches schöne Jahrhundert dauern dürfte, bevor die Ebenen nicht mehr Nahrung genug für die Heerden der Ansiedler bieten. Dieses Gras wächst auf sehr dürrem, trockenem Boden, bedarf gar keiner Pflege und läßt sich wiederum dieser trockenen Beschaffenheit wegen sehr leicht zu Wintervorräthen für das Heerdenvieh verwenden. Der Anblick so baumleerer Gegenden hat etwas Trostloses und es wird derselbe durch die Gebirge nur wenig verschönt; man muß nicht glauben, daß die äußeren Abhänge derselben mit Bäumen reichlich bestanden sind, im Gegentheil kehren sie ihre kahlen Seiten nach außen. Desto schöner und reicher sind die Binnenthäler, welche bei einem meilenbreiten ebenen Boden den reichsten Pflanzenwuchs und an den Abhängen Bäume aller Art in großer Menge zeigen. Das Einzige, was dem Lande fehlt, ist eine Wasserverbindung nach einer oder der andern Seite hin, nach Californien oder nach dem Mississippi. Um diesen letztern oder den näher liegenden Missouri zu erreichen, würde man wohl Anstrengungen brauchen, denen die Bewohner des jungen Staates noch nicht gewachsen sind, allein bemerkenswerth ist, daß der Snake-Strom, welcher nach Californien zugeht, aus einer ganzen Reihe mit einander parallel laufender Thäler, Flüßchen aufnimmt welche sämmtlich von dem großen Salz-See herzukommen scheinen, ohne jedoch mit demselben wirklich in Verbindung zu stehen. Nun sind aber diese Thäler so außerordentlich wohl geeignet zur Fortsetzung der vorhandenen Flüßchen bis nach dem großen Salz-See, daß beinahe gar nicht zu bezweifeln ist, man werde nach und nach die Nothwendigkeit und die Möglichkeit einsehen, eines derselben zur Verbindung des Salz-Sees mit dem Snake-Strom zu benutzen. Ist man erst so weit gelangt, so findet sich

das Uebrige von selbst; denn die Flüßchen, welche aus dem Gebirge zum Salz=See führen, oder aus den Ebenen dahin gehen, sind ohne zu große Anstrengungen fahrbar zu machen, und man wird es wohl um so lieber thun, als in dem Gebirge an vielen Punkten Erze gefunden sind, welche zu bearbeiten man bereits angefangen hat. Nördlich von der Hauptstadt, in dem Pele=Thal, war die Masse der Eisenerze so groß, daß man daselbst eine Stadt lediglich zur Bearbeitung der Eisenerze anlegte. Dieser neue Ort wurde Iron=City genannt, die Eisenstadt, und die Erze werden daselbst mit außerordentlichem Fleiße bearbeitet, wie es denn überhaupt unter den Mormonen nicht blos Acker= und Gartenbauer, sondern Handwerker jeder Art giebt, welche zum Theile ganz Ausgezeichnetes leisten. Da man auch Steinkohlen in großer Menge und an sehr verschiedenen Punkten gefunden hat, so ist das Bestehen der Bergwerke als ziemlich gesichert zu betrachten. Auch Gold hat man gefunden und man hat Münzen daraus geprägt — nicht prägen lassen, sondern in einer Münzwerkstätte der Stadt Neu=Jerusalem selbst geprägt, aber glücklicherweise hat das Goldfieber die Leute nicht so ergriffen, wie in Californien, sie sind nicht von ihren Arbeiten fortgelaufen, sie mögen wohl gefühlt haben, daß ihr Land, wenn es sie nähren solle, der Bebauung bedürfe, daß sie nicht auf Zufuhr von außen her zu rechnen haben, welche auch so gut wie unmöglich wäre. Aber schon diese Ueberlegung allein ist ein gutes Kennzeichen, es beweis't, daß die Leute viel Vernunft haben und wo man diese findet, darf für die Zukunft keine Besorgniß walten.

## L.

**Die Reisenden gelangen nach dem Staate oder Territorium Deseret und lernen die Mormonen aus eigener Anschauung kennen. Heilige und Heiden. Ihre Hoffnung auf die Zukunft.**

Die Carawane fand in der Stadt am großen Salz=See die vortrefflichste und freundlichste Aufnahme. Nichts wurde verschenkt, aber Alles war zu so billigen Preisen zu haben, daß man sehr deutlich fühlte, die Leute beabsichtigten sich frei von jedem Verdachte der Prellerei zu halten; allen Bedürfnissen wurde gewissermaßen von selbst begegnet und doch zeigte sich keine Spur von Aufdringlichkeit, so wenig wie von jenem schnöden Eigennutz, welcher sonst die Amerikaner charakterisirt.

Die Reisenden suchten ein wenig näher bekannt zu werden mit den

Einrichtungen der Mormonen, deren viel besprochene frevelhafte Thätigkeit die Ursache ihrer Vertreibung gewesen sein sollte. Es war nicht zu verwundern, daß ein Jeder, der sich irgendwie einmal mit den Anfängen von Politik beschäftigt hatte, neugierig war auf die Entwickelung des neuen Staates, neugierig auf viele von den Einrichtungen, wegen deren man sie verleumdet, gehaßt, verspöttelt hatte u. s. w.

Der Staat Deseret (desert, Wüste) zeigte sich doch der vorurtheilsfreien Beobachtung gegenüber ganz anders, als man geglaubt hatte. Als sich die Zahl der Einwohner im Laufe weniger Jahre bedeutend genug vermehrt hatte, um ein sogenanntes Territorium zu bilden, als ferner die Einwohner nicht blos Heilige, d. h. Mormonen, sondern auch Heiden, d. h. Andersgläubige, waren, hielt Brigham Young es für nöthig, das Volk zu versammeln und eine Constitution festzusetzen. Auf einem für öffentliche Bauten bestimmten Platz des Neu-Jerusalem war ein Schuppen errichtet, der zwar von allen Seiten offen, doch durch eine leichte Bedachung gegen Sonne und Regen geschützt und groß genug war, um circa 3000 Menschen zu fassen.

Dieser Raum, die Laube, vorläufig sowohl Rathhaus als Kirche, oder vielmehr Tempel, war dieses Mal zu einer Volksversammlung bestimmt. Brigham Young berief alle stimmfähigen Männer zusammen, um mit ihnen die Constitution zu überlegen, festzustellen und zu beschwören. Es wurde hierüber eine mehrstündige Berathung gehalten, welche Gewalt aber die neue Lehre der Heiligen über ihre Mitglieder hat, ging aus der ganzen Gestaltung dieser Versammlung hervor. Es redete zwar ein Jeder, der Beruf dazu in sich fühlte, jedoch immer nur auf vorherige Bitte um das Wort, dann aber in gedrängter Kürze und niemals von einem Andern unterbrochen.

Der Präsident verkündete die feststehenden Gesetze ihrer Religion; über diese fand durchaus keine Berathung statt; dann wurden die Gesetze verlesen, diese wurden besprochen, auf gewisse Vorschläge einige Einwendungen gemacht, die Stimmenmehrheit entschied, immer aber war der nicht Beistimmende dem Beschlusse der Mehrheit ebenso unterworfen, wie der Beistimmende. Die Gesetze waren gleich sowohl für die Heiligen, als für die Heiden, sollten Allen gegenüber auf ganz gleiche Weise ausgeführt werden. Kein Tumult, kein Lärm, keine Bedrohung wurde gehört, kein Revolver oder Bowiemesser kam zum Vorschein, man befand sich nicht unter leidenschaftlichen, wilden, halb betrunkenen, ehrwürdigen Repräsentanten der Union, man befand sich nicht bei einer Sitzung des Senats auf dem Capitol zu Washington, wo dergleichen an der Tagesordnung ist, sondern

man befand sich unter Land- und Gartenbauern, unter Handwerkern und Arbeitsleuten des fernen Westens, bei denen Milde, Freundlichkeit und Nüchternheit für Zeichen eines anständigen Mannes gelten, obwohl sie fern von aller Prahlerei mit ihrer Mäßigkeit sind und es sich keineswegs versagen, geistige Getränke zu sich zu nehmen.

In dieser einen Versammlung wurde die Religionsausübung festgestellt, die Constitution berathen und angenommen, wurde Civil- und Criminalgesetzgebung berathen und angenommen, wurde die Anlage von 12 Städten im Umkreise des Territoriums festgestellt in der Absicht, herbeiziehenden Einwanderern Ruhe- und Stützpunkte zu gewähren und sie zur Wanderung durch die große Wüste nach dem Innern des Landes zu befähigen, und wurde endlich beschlossen, einen Tempel des Herrn zu erbauen von solcher Größe und von solcher Pracht, daß die Welt bisher nichts Aehnliches gesehen hat und welcher allein von jenem andern Tempel übertroffen werden soll, der einmal später auf den Trümmern der verlassenen Stadt im Missouri-Staate errichtet wird, „wenn die volle Zeit sich erfüllt," das will sagen, wenn das Reich der Mormonen genugsam erstarkt ist, um dort von Neuem aufzutreten, von wo Licht und Wahrheit und die einzig echte Religion ausgehen soll über die Erde.

Die Mormonen glauben fest an diese Zukunft, halten sie aber durchaus nicht für sehr nahe, befinden sich in keiner thörichten Selbsttäuschung, wollen ruhig und fleißig arbeiten und wollen warten, „wenn aber die volle Zeit sich erfüllt," werden sie nicht vergessen, was sie an jenem denkwürdigen Tage beschlossen haben.

## LI.

**Die Staatsregierung und die Executive. Ein Vergehen wird ernstlich bestraft. Marshal will sich unterrichten und erhält Auskunft. Strenge Ordnung, welche zum Schutze der Fremden aufrecht erhalten wird. Gliederung der geistlichen und weltlichen Regierung.**

Unsere Reisenden fanden die ganze Maschinerie der Staatsregierung, die gesetzgebenden, richterlichen, ausübenden Beamten in einer regelmäßigen, ineinander greifenden Thätigkeit. Die Rechtsverwaltung war wirklich nicht blos dem Namen nach, auf alle Diejenigen ausgedehnt welche den Staat bewohnten, gleichviel, ob sie sich zur Secte der Mormonen bekannten oder nicht und unsere Reisenden hatten wiederholt Gelegenheit

wahrzunehmen, daß diese Gerechtigkeitspflege wirklich energisch genug war, ohne doch zugleich irgendwie prahlerisch aufzutreten.

Marshal hatte den Vorgesetzten um Anweisung einer Hütung für die Maulthiere gebeten, und diese war gewährt worden um einen so geringfügigen Preis, daß man sah, nicht der Werth der Sache werde bezahlt, sondern nur die Berechtigung derselben zu genießen, dabei war jedoch die Nothwendigkeit ausgesprochen, die Heerden in kleine Abtheilungen zu trennen und eine jede derselben von etwa zwanzig Stück mit einem Hüter und einem Hunde zu versehen.

Nach vieltägigem Aufenthalt in Neu-Jerusalem, während dessen nicht die geringste Unannehmlikeit vorgefallen war, wurde Marshal eines Morgens zu dem Vorsteher eines Bezirks geladen. Derselbe kündigte ihm an, eine Heerde Maulthiere sei in das Maisfeld eines Heiligen eingebrochen und habe daselbst großen Schaden gethan, er habe dafür aufzukommen und sich mit dem Beschädigten gütlich zu einigen, die Thiere seien eingefangen und könnten nicht herausgegeben werden, bevor die Einigung geschehen und eine Strafe erlegt worden sei, wodurch das gethane Unrecht gebüßt werde.

Dieses fand Marshal durchaus nicht ungerechtfertigt und da der Beschädigte als Kläger gegenwärtig war, so frug er ihn um den Preis desjenigen, was ihm die Maulthiere abgenommen. Die Forderung konnte man in der That billig genug nennen, sie betrug ungefähr das Doppelte von dem, wofür man zwanzig Maulthiere mit grünen Maisstengeln hätte füttern können, vorausgesetzt, daß man das Futter gekauft hätte. Nur im ersten Augenblick kann dieser Preis etwas hoch erscheinen, man darf jedoch nicht vergessen, daß Thiere, welche ohne Aufsicht in einem Maisfelde eine Nacht zubringen, nicht doppelt so viel, sondern zehnmal so viel Schaden thun durch Zertreten und Zerstampfen, als durch das Fressen.

Der Richter sagte: „Du siehst, Fremder, daß unsere heilige Lehre uns nicht unbillig macht, ich glaube, Du wirst die Forderung des Mannes als wohl begründet anerkennen; diese Sache wäre also geschlichtet, nun aber habe ich Dich in Strafe zu nehmen, weil Du die öffentliche Sicherheit verletzt hast. Bei uns ist ein Jeder seiner Habe und seines Gutes sicher, und hierauf bauend, hat Keiner nöthig, mit Aengstlichkeit das Seinige zu bewachen; Du hast diese öffentliche Sicherheit verletzt, so muß ich Dich für jedes Maulthier in eine Ordnungsstrafe von einem Dollar nehmen. Erlege diese, so sind Deine Maulthiere frei."

Es war auch hiergegen nicht viel einzuwenden und wurde die verlangte Summe hinterlegt, wobei Marshal sich vornahm, den nachlässigen

Wächter nach Gebühr zu bestrafen; allein wunderbar genug, es war dies durchaus überflüssig; denn die Herren Mormonen hatten das Ihrige in dieser Hinsicht zur Genüge gethan. Der wackere Spanier, welcher mit der Bewachung beauftragt worden war, es jedoch bequemer gefunden hatte, sich unter einen dichten Pappelbusch zu setzen und zu schlafen, befand sich in dem Zustande, das Sitzen für die ersten acht Tage aufgeben zu müssen; man hatte ihm mit einem angemessenen Ochsenziemer vierzig Hiebe weniger einen, genau nach den Vorschriften der Bibel gegeben.

Vierzig Hiebe sollen nicht überschritten werden, und da es nun möglich ist, daß man sich verzähle, der arme Teufel also 41 Hiebe bekommen könnte, so wird in weiser Fürsorge die Zahl der Hiebe gleich dahin verringert, daß auch, wenn der ausübende Richter sich verzählt, die Zahl 40 nicht überschritten wird.

Diese Exekution brachte einen so tiefen Eindruck hervor, daß, so lange die Reisenden sich in der Nähe der Salzsee-Stadt aufhielten, nichts Aehnliches zu bedauern war.

Auf Marshal's Frage, warum man ihm nicht die Züchtigung des Dieners überlassen hätte, wurde ihm erwiedert, ihm stehe gar kein Züchtigungsrecht zu so lange er sich im Territorium Deserete befinde, der Schuldige sei bestraft worden durch seinen ordentlichen Richter und man habe weder ihn selbst deswegen um Erlaubniß zu fragen nöthig, noch fände man sich veranlaßt über diesen Gegenstand in weitere Rechtfertigungen einzugehen. Es läßt sich durchaus nicht in Abrede stellen, daß eine solche Ordnung der Dinge wenigstens in so weit gerechtfertigt ist, als der Diener sich nicht über seinen Herrn wegen zu strenger Bestrafung beschweren kann; der Herr verhängt die Strafe nicht, es thut's der Richter und der Richter thut's nicht nach seiner Willkür, sondern nach einem längst bestimmten Gesetz, welches die mehrsten dieser Fragen vorher sehr wohl erwogen hat, und es findet sich, daß man dieser Handlungsweise genug Vertrauen schenkt, um sie bei streitigen Fällen in Anspruch zu nehmen auch wenn man nicht zu den Heiligen der letzten Tage gehört; es kommt nämlich so oft vor, als überhaupt Carawanen dieses Territorium berühren, daß sie die Rechtshülfe des neuen Jerusalem in Anspruch nehmen. Man läßt einem Jeden zwar seine Sache nach Belieben austragen, wenn derselbe nicht zu den Bewohnern des Landes gehört, allein wenn Jemand von den Durchwandernden die Gesetze des neuen Staates in Anspruch nimmt, so thut er es nie ohne Erfolg und Derjenige, welcher sich dem Ausspruch des Richters nicht willig fügen wollte, würde dazu unnachsichtlich gezwungen werden. Es ist geschehen, daß der Vorsteher eines Distrikts eine Streitmacht, welche wider-

standsfähig genug war, um die Eingeborenen nicht fürchten zu dürfen, 50 Meilen weit in die Wüste geschickt hat, um einige Verbrecher zu verfolgen, welche fremden Durchwanderern begegnet waren und ihnen den größten Theil ihrer Ausrüstung an Pferden, Waffen und Lebensmitteln geraubt hatten. Die Verbrecher wurden eingeholt, zurückgebracht, den Beraubten wurde wiedergegeben, was von dem Raube sich noch im Besitz der Räuber fand, und diese selbst wurden sehr streng körperlich bestraft durch harte Arbeit und sonstige Züchtigung; sie wären hingerichtet worden, wenn die Beraubung mit Mord verbunden gewesen wäre.

In einer ganz eigenthümlichen Vermischung steht übrigens hier die weltliche Regierung mit der geistlichen; beide sind so innig verwebt, daß man sich vergeblich Mühe geben würde, sie zu trennen. Brigham Young ist der Präsident der Kirche und der erste bürgerliche Gouverneur. Es zweifelt Niemand an seiner Obergewalt; denn er ist von dem Volke des neuen Staates gewählt worden. Ihm zur Seite steht ein erster Kirchenrath und ein zweiter Kirchenrath. Der erste ist zugleich politischer und Rechtsvertreter des Propheten und Präsidenten; er führt neben dem Titel des ersten Kirchenrathes auch noch den des Gouverneur-Lieutenant, was wir im Deutschen närrischer Weise gerade so schreiben, während wir doch Statthalter sagen sollten. Der Königs-Lieutenant klingt uns fremd genug und beinahe komisch, denn es will Niemanden einleuchten, daß eine ganze Provinz, ein ganzes erobertes Land vor einem Lieutenant einen solchen Respekt haben solle. Uebersetzt man die Sache jedoch nach ihrem Sinne und Wortlaute, so wird aus diesem wunderlichen Titel ein ganz achtbarer, nämlich Stellvertreter oder Statthalter des Königs. Der zweite Kirchenrath führt den Titel eines Staatssecretairs und er ist der Minister der Finanzen und des Innern, sowie der erstere Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges. Diese beiden Personen mit dem Präsidenten, dem fast unumschränkten Herrscher in geistlichen wie in weltlichen Angelegenheiten bilden die Regierung, das dreiköpfige Oberhaupt derselben. Nunmehr kommen aber noch Bischöfe dazu, deren einer über jeden Sprengel gesetzt ist. Bei diesen wunderlichen Heiligen des jüngsten Tages sind die Bischöfe nicht lediglich über geistliche Angelegenheiten gesetzt, sondern sie haben auch die allervollständigste politische und polizeiliche Gewalt, verhängen nicht allein Kirchenbußen, sondern auch weltliche und politische Strafen jeglicher Art und es findet kaum eine Appellation von denselben statt. Sollte sie wirklich möglich, sollte sie durch die Gesetze vorhergesehen und erlaubt sein, so wird sie doch niemals in Anspruch genommen. Was der Bischof gesagt, gilt für Recht, nicht weil es mit den gewöhnlichen Begriffen

von Recht zusammenstimmt, nicht weil es so in dem beschriebenen Gesetzbuche steht, sondern weil es der Bischof gesagt hat, der ein Verkündiger der Gesetze Gottes ist, der wissen muß, was Recht ist und der deshalb nichts Unrechtes thun kann (!!??). Thatsache ist, daß eine genaue Verbindung zwischen Kirche und Staat besteht, Alles durchdringt und die bürgerliche Macht mit der geistlichen Macht in vollständigstem Einklange und Zusammenhange steht.

## LII.

**Gesetze wurden erst gegeben für die Einwanderer. Das Oberhaupt (Brigham Young) steht über dem Gesetz. Richter und Propheten. Der Kasten des Herrn; woraus er gebildet wird. Die Steuern. Der Zehnte. Zoll von geistigen Getränken.**

Es scheint, als sei unter den Mormonen selbst eine bürgerliche Regierung und Gesetzgebung gar nicht vorhanden gewesen; Alles ging auf dem Wege vor sich, welchen wir den geistlichen nennen würden, nie hat ein Mormon gewagt, sich dem Befehl oder der einfachen Anordnung des Vorgesetzen zu entziehen. Als aber in dem neuen Staate eine große Menge von Leuten auftrat, welche keineswegs sich zu den Religionsgrundsätzen der Mormonen bekannten, da wurde allerdings eine Civil- und Kriminalgesetzgebung nöthig, welche gänzlich absah von dem religiösen Bekenntniß, und das ist in sofern auch ganz recht und gut, als der Fremde, nicht der gedachten Religionspartei Angehörige, durch eine solche Anordnung außer Stand gesetzt wird zu widersprechen; sonderbar genug bleibt nur dieses, daß immerhin der Civil- und der Kriminalrichter zugleich ein geistliches Oberhaupt, ein Prediger, ein Prophet ist, doch freilich nicht sonderbarer, als hundert Beispiele in dem alten Testament, welche uns auch zeigen, daß es sehr wohl möglich sei die patriarchalische, königliche, richterliche und geistliche Gewalt in einer Person zu vereinigen. Bei den Russen und Türken ist es noch bis auf diese Stunde, denn der Czaar oder der Sultan ist der Padischah, der Schatten Gottes, der geistliche wie der weltliche höchste Richter.

Wenn die Mormonen demnach eine weltliche, eine bürgerliche Regierung einsetzten, so geschah dies nur in Rücksicht auf die Heiden, und da die sämmtlichen Oberhäupter der Gläubigen selbst Heilige waren, so lag auch Nichts näher auf der Hand, als daß sie das Amt, das ihnen von

bürgerlicher, weltlicher Seite übertragen wurde, mit ihrem Beruf als Prophet des neuen Glaubens vereinigten. Auch das Volk, welches die Richter wählte, konnte keine bessere Wahl treffen, als die Propheten, welche sie aus dem Lande der Verfolgung in das Land der Verheißung geführt hatten, zu dem Amte zu bestellen. Den geehrtesten Männern, denen die geistliche Gewalt oblag, die höchste anerkannte, den Bischöfen wurde nun auch die geringere, die bürgerliche Gewalt, übertragen, und sie waren Leute mit doppelter Vollmacht und nichts weiter.

Kein Staat kann bestehen ohne Abgaben. In unsern civilisirten Ländern findet man nur noch selten eine so grausame und harte Besteuerung, als die des Zehnten. Sie hat sich, so weit die deutsche Zunge reicht, bis nach Oesterreich, Baiern und Württemberg zurückgezogen, und wenn schon in dem letzten Lande häufig, wie man zu sagen pflegt, abgelöst, so ist sie es doch nur in so fern, als der Schultheiß und ein paar reiche Bauern des Dorfes die Summe gezahlt haben und nun den Zehnten für sich nehmen, in der Regel mit größerer Strenge, als es sonst von Seiten der Staatsbehörde geschah. Allein die Bauern wissen, ihr Dorf hat den Zehnten abgelöst und damit stellen sie sich vollständig zufrieden. Wer nun zufrieden ist, dem kann man ja nichts Weiteres bieten, eventuell kann er ja nichts Weiteres verlangen. In einem wenig bevölkerten Staate, in einem solchen, der Lebensmittel, der Vieh und Getreide im Ueberfluß hat, des baaren Geldes aber entbehrt, in einem solchen Staate ist der Zehnte als Steuer nicht nur gerechtfertigt, sondern er ist auch eigentlich die einzige Abgabe, welche man mit Erfolg erheben kann, und höchstens dürfte es sich um die Frage handeln, ob es denn gerade der Zehnte sein müsse, ob es nicht vielleicht auch der Fünfzehnte, Zwanzigste oder Dreißigste sein könne. Bei den Mormonen wurden die Naturalabgaben in der gedachten Form erhoben und obwohl dieselben einen ganz geistlichen Staat bildeten, so war doch nicht in Abrede zu stellen, daß die Einnahmen nur zum geringsten Theile für die Kirche selbst benutzt wurden.

Jede Person muß nach Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses und nach darauf erfolgter Aufnahme in den Busen der Kirche den zehnten Theil von Allem, was sie besitzt (nach eigener Schätzung) zum Kasten des Herrn zahlen, und der Glaube dieser Heiligen des jüngsten Tages ist so groß, daß der Fall einer Unterschätzung noch gar nicht vorgekommen sein soll, im Gegentheil zahlen diese Leute mehr als den zehnten Theil, um nicht zu den Ungerechten geworfen zu werden.

Diese große, bedeutende Gabe bildet ein Gemeingut, an welchem ein Jeder Theil hat, jedoch nur im Nothfalle, jedoch nur dann, wenn unver-

schuldetes Elend ihn treffen sollte, da dann der Säckel der Kirche jederzeit geöffnet wird, um zu helfen.

Außer dieser feststehenden Abgabe, welche mit der Aufnahme in das Mormonenthum verbunden ist, kommen nun noch zwei laufende Abgaben, gleichfalls in der Form des Zehnten. Ein Jeder muß von der jährlichen Einnahme an Heerden, an Getreide oder Obst, an Errungenschaft aus irgend einem Gewerbe, das er betreibt, den zehnten Theil abgeben, demnächst muß er aber noch den zehnten Theil seiner Zeit, seiner Arbeitskraft dem Dienste des Herrn widmen. So arbeitet er an Straßen, Brücken, Bewässerungsanlagen, Kanälen für die Schifffahrt, so arbeitet er an öffentlichen Bauten und so entsteht durch gemeinsame Thätigkeit des Nützlichen so viel, daß nicht nur kein Staat der Union, sondern überhaupt keiner auf Erden sich dessen rühmen kann, am allerwenigsten aber ein solcher, in dem die Gewalten getheilt sind, weil hier gewöhnlich an der Uneinigkeit der 300 Regenten zu Grunde geht, was früher der eine Regent stiftete. Wir haben die traurigen Beispiele an den großartigen Ruinen angefangener Bauten, zu deren Vollendung die constitutionelle Regierung keine Gelder auftreiben konnte, obwohl sie selbst dem Staate ungefähr doppelt so viel kostet, als die absolute Regierung demselben früher gekostet hatte.

Außer den gedachten Hauptsteuern findet nun noch ein Zoll statt, welchen man an den Thoren eines jeden Hauptortes entnimmt; derselbe besteht in ein Procent von dem Verkaufspreise der Waare. Es ist dies, was man in früherer Zeit Accise nannte und wird von allen Waaren, die in die Stadt kommen, gezahlt, nur eine einzige zahlt mehr und zwar so viel, daß es der Mühe lohnt, nämlich 100 Procent. Die Lenker des Staats wollen den Branntwein nicht verbieten, um die persönliche Freiheit nicht zu beeinträchtigen; aber sie wollen den Genuß so viel als möglich erschweren und man kann nicht behaupten, daß dieses etwas Unrechtes wäre. Der Preis des Branntweins wird dadurch verdoppelt, und dieses hält natürlich eine große Menge von Leuten zurück, sich dem Genuß desselben hinzugeben. Die Folge davon war, daß unsere Reisenden während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts niemals einen betrunkenen Menschen gesehen haben; die Folge war ferner eine mehr als gewöhnliche Häuslichkeit, indem man nicht fast alle Männer, sowie sie ein paar Minuten übrig hatten, dem Wirthshause zueilen sah, ein Vergnügen, welches man in den übrigen Theilen der Union sehr zur Genüge genießt, wo der Staat ganz allein im Wirthshause beim Glase Branntwein regiert wird, wo in jedem, auch dem elendesten Nest, das bei nur drei Häusern doch den stolzen Titel einer Stadt führt, die edlen Bürger der Union sich in dem nie mangelnden

Wirthshause versammeln, die Sclavenfrage entscheiden, über Krieg und Frieden endgültig aburtheilen, erklären, daß sie ein höchst moralisches Volk seien und dergleichen mehr. Es scheint, als habe der junge Staat hierin ein besser Theil erwählt, seine Bewohner regieren Niemand als sich selbst, und daß dieses mit Würde und mit Mäßigkeit geschähe, glaubten die Reisenden überall bemerkt zu haben.

## LIII.

**Großer Segen, den die neuen Einrichtungen brachten. Es giebt im Territorium Deseret keine Arme. Verwendung des großen öffentlichen Schatzes (Kasten des Herrn) zu öffentlichen Bauten, Kanälen, Straßen. Die große moralische Macht des Präsidenten. Rechtlicher Sinn der Mormonen. Wahrscheinliche Gründe ihrer Vertreibung.**

Man kann nicht läugnen, daß die gedachten Abgaben drückender sind, als in einem andern Staate, England ausgenommen, aber dennoch hörte man niemals irgend eine Klage, irgend ein Murren gegen diese, wie es Allen schien, nothwendige, wenngleich hohe Besteuerung. Der äußere Anschein lehrt, daß Alle sich in friedlicher Vereinigung, in großer Zufriedenheit befinden. Ueberall sieht man wahre Behaglichkeit, durchweg ist Ueberfluß vorhanden. Mit Mangel an den nöthigen Lebensbedürfnissen hatte man nur im ersten Jahre zu kämpfen, nach dieser Zeit ist mit der Bearbeitung der Felder ein solcher Wohlstand, ein solcher Reichthum eingetreten, daß man nirgends auch nur die Spur von Mangel wahrnimmt; dies ist in einem solchen Grade der Fall, daß, als die Größe der öffentlichen Fonds eine gemeinnützige Verwendung derselben nothwendig machte, an die Erbauung eines Arbeitshauses gedacht wurde. Die Bischöfe wurden nun beauftragt, die Zahl der Armen zu ermitteln; da ergab sich das erstaunenswerthe Resultat, daß in dem ganzen Territorium der Mormonen nur zwei Personen lebten, welche der öffentlichen Unterstützung bedürftig waren und Almosen erhielten; es wurde natürlich dieser Plan mit dem Arbeitshause aufgegeben.

Dieser außerordentlich glückliche Zustand, dieses allgemeine Wohlbefinden wird von den Mormonen selbst den Segnungen ihrer Religion zugeschrieben und wird für ein Zeugniß der besondern Gnade Gottes gehalten. Willis hatte die Ansicht, die Ursache des Wohlbefindens liege mehr in der bewunderungswürdigen Disciplin, in dem ungewöhnlichen, mit

persönlicher Freiheit wohl verträglichen Gehorsam, so gegen die Gesetze, als gegen die Rathschläge scharfsinniger Führer, welche die Einheit und das Zusammenwirken einer großen Menge fleißiger und verständiger Menschen bewirkte. Die Resultate, welche sich hieraus ergaben, können möglicherweise nicht allein die Fremden, sondern vielleicht auch diejenigen in Erstaunen gesetzt haben, welche diese Resultate erzielten. Jedenfalls muß man sie staunenswürdig nennen und Niemand, der sieht was vorgegangen ist, wird sich dieses läugnen wollen. Die glücklichen Folgen dieses Systems vereinter Arbeiter unter der Leitung von Personen, welche das Ganze überblicken, zeigen sich am Entschiedensten, am Unzweifelhaftesten bei der Errichtung öffentlicher Bauten, bei der Anlage von Straßen und Kanälen, bei der Herstellung von Brücken und der Einrichtung von Anstalten behufs der Aufnahme einer großen, rasch anwachsenden Bevölkerung, die wohl in Kurzem sich noch durch immer neue Einwanderung steigern wird, da dieselbe sich aus ganz Europa dorthin zu richten beginnt.

Der persönliche Leiter, der Präsident des Territoriums, Brigham Young, scheint ein Mann von klarem, gesundem Verstande, der sich dem Interesse des Volkes, über welches er regiert, mit voller Seele gewidmet hat, ein Mann, der sich der Verantwortlichkeit seiner Stellung sehr wohl bewußt ist und darum besonders viel darauf giebt, diesem Volke den besten Leumund zu erhalten und darum mit unnachsichtlicher Strenge jede That ahndet, welche diesen guten Ruf zu schwächen im Stande wäre. Unermüdet ist er in der Auffindung von Mitteln und Wegen, um den geistigen und materiellen Zustand des Volkes zu verbessern, einen moralischen Sinn zu erwecken, und Alles wird ihm darum sehr leicht, weil er und seine beiden Räthe das persönliche Vertrauen des Volkes in solchem Maße besitzen, daß Alles Dasjenige, was von ihnen ausgeht, lediglich deshalb gut ist, weil es von ihnen ausgeht. Wie im Alterthum die Schüler des Pytagoras mit den Worten „er hat es gesagt" jede mögliche Einwendung beseitigten, so auch hier genügte die bloße Bemerkung „er hat es befohlen" (gesagt, angeordnet, gewünscht, vorgeschlagen gleich viel), um jeden Widerspruch unmöglich zu machen.

Die Reisegesellschaft hatte Gelegenheit wahrzunehmen, daß diese Moralität keineswegs eine vorgehaltene Maske sei. Sie waren sämmtlich fremd in der Stadt und in dem Lande, sie wollten sich nicht hier niederlassen. Nach ihrer Entfernung hatten die Einwohner vielleicht niemals wieder Gelegenheit mit ihnen zusammenzukommen und dennoch war nirgends das Bestreben sichtbar, einen besonderen, einen größeren Vortheil von der Gegenwart dieser Fremden zu erzielen, als natürlich und in jedem Lande erlaubt

gewesen wäre. Nirgends zeigte sich eine Betrügerei, nirgends wurden die willig dargebotenen Vorräthe zu einem höheren Preise verkauft, als es unter den Leuten selbst geschah, kein einziges Beispiel von Betrug, von Prellerei, von Uebervortheilen wurde in Erfahrung gebracht und die Reisenden glaubten sich überzeugt, daß die vielen Gerüchte, welche sehr zum Nachtheile der Mormonen verbreitet wurden, ihren Grund in dem gemeinsten Neide, in eigennütziger Entstellung hatten und von den liebenswürdigen Amerikanern erfunden waren, um diese Leute in Mißkredit zu bringen und zu vertreiben, lediglich, weil sie mit denselben nicht concurriren konnten, weil sie die Produkte ihrer Ländereien nicht so wohlfeil verkaufen mochten, die Arbeiten ihrer Hände nicht so gut und nicht zu so billigem Preise liefern mochten, als jene es thaten, und ohne sich selbst Schaden zu thun, auch geben konnten. Wer wie die Amerikaner im Allgemeinen so wenig arbeiten will wie möglich und doch so schnell reich werden will, wie es nur irgend angeht, da Reichthum das einzige Wünschenswerthe ist auf der Welt, der greift zu jedem, auch dem allerschändlichsten und schlechtesten Mittel, wie wir ja leider in der ganzen Union sehen, und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn man einen Concurrenten, der die Preise verdirbt, zum Lande hinausjagt. Man braucht, um dergleichen Erfahrungen zu machen, nicht nach Amerika zu gehen; es fand einmal der Fall statt, daß zu Stuttgart ein Gedanke von Gewerbefreiheit auftauchte und man in Folge dessen den Bewohnern der benachbarten Städte erlaubte, ihre Handarbeiten auf den Wochenmarkt zu bringen, so z. B. den Schustern. Ja, die Polizei hatte es wohl erlaubt, man hatte aber vergessen, die Stuttgarter Schusterfrauen zu fragen. Diese erlaubten es **nicht**! sie rissen die Zelte und Marktbuden der auswärtigen Schuhmacher nieder, mißhandelten jene, verdarben ihre Waare, und obwohl sie im Laufe von vier Wochen an jedem Markttage gefänglich eingezogen, durch Einsperrung oder durch andere empfindlichere, körperliche Strafen hätten überzeugt werden können, daß der Magistrat und die Polizei sich nicht wollten auf der Nase spielen lassen, so schien es doch, als fühlten sie die Züchtigungen nicht und Polizei und Magistrat mußten nach Ablauf von einem Monat ihre Bemühung, den fremden Handwerkern Eingang zu verschaffen, als vergeblich und fruchtlos aufgeben — nun, das geschah in einem **civilirsirten** Staate, im Herzen von Europa, was Wunder, wenn Aehnliches geschieht in den Vereinigten Staaten, welche bewohnt sind von dem **Auswurf** von ganz Europa.

Viele Fremde, welche durch die Ansiedlungen der Mormonen am großen Salz-See zogen, waren geneigt, die Ansprüche der Ansiedler auf das

von ihnen bewohnte Land zu verkennen, ihre bürgerlichen Einrichtungen zu verspotten und rücksichtslos die Rechte, die Gesetze und die Gewohnheiten derselben zu verletzen. Gegen solche Leute verstanden die Mormonen sehr wohl sich zu schützen. Sie wurden von den Behörden verhaftet, zur Bezahlung von mehr oder minder schweren Geldbußen gezwungen, auch bisweilen zu Zwangsarbeit an den öffentlichen Werken verurtheilt. Die Vorurtheilsfreien unter unsern Reisenden, welche wir bis hieher begleitet haben, konnten nicht umhin, solche Strafen reichlich verdient zu nennen und zuzugestehen, daß man in jedem andern Staate ganz ähnlich, wenn nicht vielleicht noch strenger geurtheilt haben würde, kurzum, das Volk trug den Anschein einer ruhigen, wohl geordneten, fleißigen Gesellschaft, besser, als sie bisher in irgend einer Stadt der Union hatte gefunden werden können.

---

## LIV.

**Die Glaubenslehre der Mormonen. Die Priesterschaft Melchisedeg's. Wie dieselbe auf Joseph Smith überging. Ein Engel berührt seine Augen und verleiht ihm die Sehergabe und das Verständniß aller Sprachen. Die Art ihrer Gottesverehrung.**

Von ihrem Glauben, ihren religiösen und politischen Einrichtungen ist so viel gefabelt worden, daß sie schon allein dadurch hätten in Mißkredit kommen können, das Mehrste aber ist ihnen ohne allen Grund nachgesagt worden; so hat man z. B. behauptet, sie hätten die Grundsätze des Communismus angenommen, woran durchaus kein wahres Wort ist. Für den Fall, daß diese Behauptungen nicht lediglich dem bösen Willen zuzuschreiben sind, finden sie eine Art von Erklärung in dem Umstande, daß ein gemeinsamer Schatz besteht, der Kirchenkasten, in welchem ein Jeder Derjenigen, welche zum Mormonismus sich bekennen wollen, den zehnten Theil seines Vermögens legt. Aber dieses hat mit dem Communismus nichts zu schaffen. Es ist der Staatsschatz, an welchem nur in so fern ein Jeder Theil hat, als er der Wohlthaten genießt, die aus der Benutzung dieses Geldes für öffentliche Anlagen, Bauten ꝛc. hervorgehen. Es hat sonst ein Jeder sein Privateigenthum, sein Haus und Feld, und er kann dieses Eigenthum ganz nach Belieben verwalten, verringern oder vermehren, vererben oder veräußern, Niemand macht ihm die völlig freie Disposition darüber irgendwie streitig.

Die Haupteigenthümlichkeit der Mormonen ist in einigen religiösen Sätzen, in der Ausübung der Regierung, welche eine vollständige Hierarchie ist, und in der Natur ihrer häuslichen Verbindungen zu suchen.

Die Mormonen behaupten, daß sie die einzig wahre Kirche auf Erden bilden, daß alle anderen christlichen Secten den wahren Weg zum Himmel nicht betreten, welcher allein durch die Beschlüsse ihrer Kirche und ihres Oberhauptes gefunden werden kann.

In diesem Punkte unterscheiden sie sich auch nicht auf das Allergeringste von allen andern christlichen Gemeinschaften. Die Geistlichen behaupten durchweg, ihre Ansicht sei die einzig richtige, sie hätten allein die Schlüssel zum Himmel; so geht es von dem Papst durch alle protestirende Glaubensbekenntnisse hindurch bis zum letzten Presbyter einer Methodistensecte. Der Unterschied liegt nur in der Benennung des geistlichen Hauptes; was hier Papst, da Bischof, dort Consistorialpräsident, bei den Mormonen aber Seher genannt wird.

Die Urpriesterschaft schreibt sich aus der Zeit Christi her und sie wird die Priesterschaft Melchisedeg's genannt, sie wurde vor 1800 Jahren von der Erde entrückt und es existirte zu dieser Zeit keine christliche Kirche auf der Erde, bis im Jahre 1826 der Gründer der neuen Priesterschaft, Joseph Smith, die Erscheinung eines Engels des Himmels hatte. Der Engel führte diesen begünstigten Mann an einen Ort, wo in einem steinernen Kasten, tief in der Erde vergraben, eine Anzahl heiliger Bücher, auf Goldplatten geschrieben, lag. Die Sprache dieser Bücher wurde das reformirte Egyptische geheißen. Der Engel übergab dem Joseph Smith nicht nur diese Bücher, sondern er öffnete auch seinen Sinn, so daß er die ihm ganz fremden Schriften verstand und übersetzen konnte; der Engel berührte aber auch seine Augen und theilte ihm die Sehergabe, die Gabe der Offenbarung mit. Hierdurch wurde Smith in die Priesterschaft Melchisedeg's aufgenommen und er erhielt die Gaben des Geistes und die Gewalt zu lösen und zu binden, er wurde eingesetzt zum Apostel, das Evangelium zu predigen und unter den Völkern „die Kirche des Jesus Christus und der Heiligen späterer Tage" zu errichten.

1830 wurde eine Kirche organisirt, welche damals nur aus sechs Mitgliedern bestand, seitdem aber trotz aller Verfolgungen, ja vielleicht gerade durch dieselben, durch die Märtyrer oder Blutzeugen befestigt und dergestalt gewachsen ist, daß sie gegenwärtig ihre Zahl nach Hunderttausenden berechnet.

Die von den Protestanten gebrauchte Bibel wird als ein Buch göttlichen Ursprungs und höchsten Ansehens erkannt, die Mormonen behaupten

jedoch, die Bibel enthalte in ihrer jetzigen Gestalt eine Menge verderbter, untergeschobener Stellen. Joseph Smith erkannte die Nothwendigkeit einer neuen Uebersetzung und da er durch die Berührung des Engels aller Sprachen mächtig geworden war, so übersetzte er die Bibel aus dem ältesten, ursprünglichen Pergamentcodex, geschrieben in der hebräischen Sprache, in den Schriftzeichen ohne Punkte (welche die Vokale anzeigen und ohne welche das Hebräische zu lesen zu den schwierigsten Aufgaben für einen Philologen gezählt wird), wozu er göttliche Offenbarungen erhielt; ja, selbst diese urälteste Handschrift war keineswegs frei von untergeschobenen Stellen, zu deren Ausscheidung Joseph ebenfalls der göttlichen Erleuchtung bedurfte.

Wir müssen uns nun allerdings damit begnügen, wir dürfen nicht fragen, wo er diese alte Bibel herbekommen hat, Derjenige, welcher ihm das Verständniß aller Sprachen eröffnete, welcher ihn zum Seher machte, zum Propheten, derselbe konnte ihm auch ein Exemplar solcher alten Handschrift allenfalls nur leihweise verschaffen, wenigstens scheint dieses minder schwierig als der ungemein rasche Sprachunterricht.

Die Mormonen nennen die Uebersetzung der auf goldenen Tafeln eingegrabenen Schriftstücke das Buch des Mormon und sie nehmen dafür denselben göttlichen Ursprung an, wie für die Bibel, es dient als Regel ihres Glaubens und ihrer Sittenlehre; sie haben auch noch ein anderes Gesetzbuch: »Book of Doctrines and Convenants« (das Buch der Lehren und Verträge), welches ihnen gleichfalls zur sittlichen und rechtlichen Richtschnur dient, aber ihre Propheten stehen in fortwährender Verbindung mit dem Himmel und sie erhalten bei jedem neuen schwierigen Fall Eingebungen, welche die Offenbarungen des göttlichen Willens sind. Mit diesen Offenbarungen waren aber nur Joseph Smith und Brigham Young beglückt, sie sind ein ausschließliches Eigenthum der Seher und ihrer religiösen oder Rechtsnachfolger, und nach diesen Offenbarungen leiten die Seher, die Beherrscher des Mormonenstaates, sowohl die Angelegenheiten des Glaubens, als die der Politik nach außen hin oder die des häuslichen Lebens.

Der Glaube an diese Seher und ihre nächsten Vertreter, die Oberpriester, ist außerordentlich groß. Was von diesen ausgeht, wird unbedenklich vollzogen; denn es ist vollkommen heilig; die göttliche Gewalt ihrer Priester geht so weit, daß sie durch Händeauflegen Kranke und Verwundete heilen, Thatsachen, welche nicht nur von Augenzeugen berichtet wurden, sondern für welche Personen auftraten, die an sich selbst solche Erfahrungen gemacht haben wollten.

Die Art der Gottesverehrung hat nicht das mindeste Auffällige, es

werden geistliche Lieder unter Musikbegleitung gesungen, es wird ein gemeinsames Gebet und es wird von dem Geistlichen eine Rede gesprochen, eine Predigt gehalten, nichts kommt dabei vor, was auffällig wäre.

---

## LV.

**Ueber die sogenannte krasse Unsittlichkeit der Mormonen. Vielweiberei, Zweiweiberei. Gesetzesstellen, auf welche sich Brigham stützt. Ansichten über die Zukunft der Frauen. Zweck der Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen. Große Heiligkeit der Ehe unter ihnen.**

Was am Auffallendsten in ihren Gebräuchen ist und was, wie man behauptet, als der Grund ihrer Vertreibung angegeben wird, ist die krasseste Unsittlichkeit, der sie sich schamlos ergeben und welche sie mit dem Titel der Vielweiberei bemänteln.

Unsere Reisenden konnten nichts von Unsittlichkeit, am allerwenigsten von krasser, auffälliger Unsittlichkeit wahrnehmen. Vielweiberei im eigentlichen Sinne des Wortes herrscht auch nicht unter ihnen, Bigamie, Zweiweiberei wird allerdings gefunden, ist jedoch weder eine Bedingung der Aufnahme unter die Mormonen, noch ist sie überhaupt allgemein oder auch nur viel verbreitet. Es kann gar nicht in Abrede gestellt werden, daß die Bibel nicht ein Buch sei für Jedermann und daß der katholische Priester vollkommen berechtigt ist, dem Laien die Bibel zu versagen, denn sie enthält Stellen, welche, falls man sie als Offenbarungen Gottes und als seine Gesetze betrachtet, uns in bedeutenden Konflikt mit den religiösen, mit den Moral- und Civil-Gesetzen bringen würden. Daß die alten Hebräer Vielweiberei hatten, gleich den mehrsten orientalischen Völkern, unterliegt gar keinem Zweifel. Die Bücher des alten Testaments führen uns Beispiele genug an. Das Auffallendste dürfte wohl sein, was im 11ten Kapitel des 1sten Buches der Könige von Salomo erzählt wird:

»Aber der König Salomo liebte viel ausländische Weiber, die Töchter Pharao und moabitische, ammonitische, edomitische, cydonitische und hethitische. An diesen hing der König mit Liebe.

»Und er hatte 700 Weiber zu Frauen und 300 Kebsweiber, und seine Weiber neigten sein Herz.

»Und da er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz fremden Göttern nach ꝛc.«

Salomo wird getadelt, nicht weil er viele Weiber hatte, sondern weil er Frauen von den verschiedenen Völkern genommen, mit denen der Herr seinem erwählten Volke umzugehen verboten hatte. Die Vielweiberei war es nicht, welche dem Herrn mißfiel, sondern nur der Umstand, daß Salomo's Weiber Moabiter und Ammoniter waren, nicht lauter Israeliten. Geschmackssache.

Wenn nun aber Jemand diese historische Nachricht über den weisen König Salomo als einen göttlichen Befehl ansieht, viele Weiber zu nehmen, so hat er um so mehr Recht, als von allen Priestern die Bibel als das Gesetzbuch Gottes aufgestellt wird — — — nun, hierauf stützt sich Brigham Young, er ist der König des neuen Jerusalem und er erklärt öffentlich, daß wenn es ihm beliebe und er es für passend halte, ihm das Recht zustehe, tausend Weiber zu nehmen; er erklärte, daß er Jedermann auffordere ihm aus der Bibel das Gegentheil zu beweisen. Hier ist unzweifelhaft viel Unverstand; die historische Nachricht über einen vor Jahrtausenden lebenden König wird betrachtet, als ob sie eine Stelle aus den von Gott offenbarten Gesetzen wäre, aber wer kann einem Gläubigen diese Auffassung verbieten, David und Salomo waren ja die Lieblinge Gottes, was sie thaten, mußte also eigentlich vollkommen wohlgethan sein und wer nach diesen Beispielen handelt, thut nicht Unrecht, sondern thut, wie jene Lieblinge Gottes thaten, er thut also recht.

Brigham Young hat bereits 17 Frauen und bringt es vielleicht auf ein halbes oder ganzes Hundert, je nachdem der Geist des Herrn über ihn kommen wird. Was ihm zusteht, das sollte eigentlich einem jeden Andern erlaubt sein; es handelt sich nur um eine Kleinigkeit, darum nämlich, daß der Geist des Herrn ihn treibe und daß der Seher Brigham Young die Richtigkeit dieser Triebkraft anerkenne. Eine Frau zu nehmen ist einem Jeden so sehr gestattet, daß es einer Anfrage um Erlaubniß nicht bedarf. In einem Lande, in welchem es noch viel unbebautes Feld giebt, ist es auch nicht schwer eine Frau, eine Familie zu ernähren. Wenn ein Mormone aber eine zweite Frau nehmen will, so hat er allerdings mannigfaltige Consense einzuholen. Er muß die Einwilligung der Dame, die er heirathen will, die Einwilligung eine zweite Frau zu werden, beibringen; er muß demnächst die Erlaubniß ihrer Eltern oder ihres Vormundes, dann auch die des Ortsvorstandes haben. Nach allem diesem hängt aber noch sein Glück von der Bewilligung des Sehers ab. Erst wenn diese hinter allen andern Zusagen erlangt worden ist, kann die Sache ihren Fortgang haben. Die Frau wird alsdann unter kirchlichen Feierlichkeiten ihrem Manne angetraut. Angesiegelt ist der technische Ausdruck

dafür (sealed). Die Frau befindet sich nunmehr auf vollkommen gleicher Stufe mit der Erstangetrauten, ist ihr nicht untergeben, sondern hat in jeder Hinsicht mit derselben gleiche Rechte sowie gleiche Verpflichtungen. Die so gebildete Verbindung gilt als vollkommen tugendhaft und ehrenhaft, die zweite Frau behauptet dieselbe Stellung in der Gesellschaft wie die erste, es haftet nicht der geringste Makel an ihr, der Sprachgebrauch nennt sie auch nicht die zweite Frau, sondern Frau überhaupt und der Mann stellt sie in der Gesellschaft als seine Gattin vor, so wie er bei einer anderen Gelegenheit auch die erstgeheirathete als seine Gattin vorstellt, ohne zwischen erster und zweiter zu unterscheiden.

Diese Verbindungen gelten für viel bindender und heiliger, als irgend eine außerhalb des Staates der Mormonen geschlossene Ehe, weil sie unter der Weihe der einzigen wirklichen Priesterschaft, der Heiligen, vollzogen ist.

Die Sache ist auch noch heilig von einem andern Standpunkte aus, sie hat die unmittelbarste Beziehung auf das künftige Glück und auf die Seligkeit der beiden Geschlechter, das Weib kann nämlich nicht ohne den Mann in den Himmel kommen, der Mann wenigstens nicht ohne ein Weib, aber je mehr er der Weiber zum Himmel zuführt (welche ja ohne einen Mann nicht selig werden können), desto größer ist sein Verdienst, er führt so und so viele Seelen dem Genusse des Paradieses zu. Durch diese Lehre ist nun nicht allein die Zweiweiberei, sondern die wirkliche Vielweiberei gesetzmäßig begründet.

Jede Idee, daß die Sinnlichkeit der Beweggrund zu solchen Verbindungen mit mehreren Frauen sei, wird mit dem höchsten Unwillen zurückgewiesen. Der Zweck der mehrfachen Ehe soll sein, dem Herrn so schnell wie möglich eine geheiligte Generation zu erzeugen und zu erziehen, damit das Reich des Herrn vermehrt werde. In der That kann man keine Neigung zur Frivolität finden, wahrnehmen. Käufliche Dirnen, wie sie in jeder Stadt der Union je nach der Größe derselben zu Dutzenden oder zu vielen Tausenden zu haben sind, existiren unter den Mormonen nicht; ein junger Mann, von dem bekannt werden würde, daß er ein Mädchen, eine Wittwe oder gar eine Frau verführt hätte, würde aus der Gemeinschaft der Heiligen ausgestoßen, demnächst aber auf das Härteste bestraft werden. Gesetze gegen ähnliche Vergehen des weiblichen Geschlechts existiren nicht, weil man solche Vergehungen für unmöglich hält. Es ist derselbe Fall, wie mit der Gesetzgebung des Solon, welche auch keine Strafe für den Vatermörder enthielt, da Solon dieses Verbrechen für unmöglich angesehen hat. Reinheit des Lebens und des Herzens wird in allen Verhältnissen der bürgerlichen Existenz auf das Ernsthafteste und Nachdrücklichste ein-

geschärft, und sobald die Mormonen zahlreich genug sein werden, um einen Staat zu bilden und ihre eigenen Gesetze zu entwerfen, die unbeschränkte Gewalt enthalten, soll die Verletzung der Keuschheit mit dem Tode bestraft werden.

---

## LVI.

**Moralische Folgen der Doppelehe. Stellung der zweiten Frau in der Gesellschaft. Umstände, unter denen eine zweite Ehe eingegangen werden darf. Brigham Young's große Gewalt über die Gemüther. Missionen der Mormonen in allen Ländern. Hülfe, welche man den Einwanderern bietet.**

Unsere Reisenden fanden, daß die Befugniß, mehrere Frauen zu haben, keineswegs die Folgen nach sich ziehe, welche man gewöhnlich damit verbunden, damit verschwistert hält: Uneinigkeit, kleinliche Eifersüchtelei, Neid, Haber und Zank; im Gegentheil hatten sie Gelegenheit zu beobachten, daß Vertrauen und schwesterliche Neigung zwischen den Frauen und den verschiedenen Kindern vorwaltete, und sie hatten Gelegenheit genug dergleichen zu beobachten, denn sie wohnten sämmtlich nicht in dem einzigen und nur dürftig eingerichteten Wirthshause, sondern bei Privatleuten, deren Familienglieder sie gewissermaßen werden mußten, weil die häusliche Einrichtung es so mit sich brachte, indem nicht gerade für viele, wohl möblirte Zimmer Sorge getragen, sie also angewiesen waren, den ganzen Tag, so lange sie sich zu Hause aufhielten, im Kreise der Familie zuzubringen, von der sie nur während der Nacht durch ein besonderes Schlafgemach geschieden waren.

Auch der öffentliche Verkehr zeigte sich als vertraulich und freundschaftlich. Die Heiligen der künftigen Tage halten sich durchaus nicht für zu erhaben um fröhlich zu sein, um zu tanzen, um sich heiter zu unterhalten. Man besucht einander ohne viele Ceremonien, oder man ladet einander zu größeren Gesellschaften ein, an denen nicht selten Brigham Young als ein geehrter, willkommener Gast freiwillig Theil nimmt. Um eingeladen zu werden, steht er zu hoch, aber ihn erscheinen zu sehen, ist so wenig etwas Ungewöhnliches, als die Erscheinung eines regierenden Königs im Hause eines gebildeten, reichen Mannes, eines höheren Beamten, eines hohen Offiziers. Er ist fröhlich unter den Fröhlichen, er theilt die Heiterkeiten mit den jungen Leuten und mindert höchstens das Uebermaß derselben.

Wie ungeheuer seine Gewalt sei, geht schon allein aus dem Umstande hervor, daß er es ist, der die Verbindungen zwischen Männern und Frauen billigt oder nicht, aber noch weiter geht seine Macht, vielleicht dadurch, daß auch er allein es ist, welcher eine Trennung aussprechen kann. Seinem Ermessen ganz allein, seiner Beurtheilung der Umstände ist es anheim gegeben, in eine verlangte Scheidung zu willigen oder sie zu verweigern. Er ist klug genug, das Prinzip der Trennung aufrecht zu erhalten und durch die Möglichkeit, geschieden zu werden, einem Jeden den Beweis zu liefern, er sei nicht der Sklave des Andern; aber er ist auch klug genug, um in der Scheidung nur ein letztes, schwerstes, immer verhängnißvolles Mittel zu sehen, und er pflegt die Umstände sehr wohl und genau zu erwägen und längere Zeit das Bedürfniß, welches ausgesprochen worden, zu prüfen, ehe er zu der verlangten Trennung sein Ja sagt. Alle sonst gebräuchlichen Vorwände gelten vor seinen Augen nicht, Unfruchtbarkeit allein ist ein unabweisbarer Scheidungsgrund, denn dadurch geht der Zweck der Ehe verloren. Einer solchen Frau wird auch sofort die Wiederverheirathung gestattet, damit sie möglicherweise in der neuen Verbindung vollziehe, was ihres Amtes ist, und damit sie in dem neuen Mann einen Führer zum Paradiese habe. Andere Fälle kommen fast gar nicht vor, und diese selten genug. Ein oder zwei Mal hat Brigham Young die Scheidung wegen Unverträglichkeit ausgesprochen, dann ist aber der geschiedenen Frau die Wiederverheirathung nicht gestattet und darum sind der Fälle wegen Unverträglichkeit so außerordentlich wenige bekannt.

Die Mormonen haben die Hoffnung, daß sich bald ein Staat bilden werde, welcher in Glauben, Sitten und Gewohnheiten von allen übrigen so verschieden ist, daß auf den ersten Blick das gänzliche Anderssein erkannt wird, und daß solch' ein Staat wirklich bald entstehen werde, muß Jedermann einsehn, der ein Zeuge der gewaltigen Kraft und Einheit aller Handlungen, welche nur auf einen großen Zweck ausgehen, gewesen ist. Nicht wenig trägt auch zur Vermehrung des Mormonenthums der enthusiastische Geist bei, welcher seine Bekenner erfüllt und sie unablässig dazu treibt, neue Bekenner anzuwerben. Dieser Eifer, ihre Seele zu vermehren, hat schon die ganze civilisirte Erde mit ihren Sendboten gefüllt und innerhalb der letzten zehn Jahre, während deren sie am großen Salz-See angesiedelt sind, hat sich ihre Bevölkerung um mehr als 100,000 Seelen vermehrt, trotz aller Hindernisse, die die gewöhnlichen Abenteurer abschrecken würden. Aber die neuen Einwanderer sind alle von demselben Geiste und denselben Hoffnungen beseelt, sie haben denselben Zweck und haben sich mit Herz und Hand vereinigt, um die Mittel herbeizuschaffen, wodurch die zu

ihrem Glauben Bekehrten zu dem Hauptquartier der Heiligen des jüngsten Tages geführt werden können, um sich zu laben an der Quelle, welche von den Lippen des Propheten Gottes strömt. Nur bei ihnen, nur in ihrem Lande wohnt wahre Liebe und wahre Freiheit und sie kann auch nur von den Heiligen genossen werden.

Unausgesetzt werden die Mormonen belehrt: es sei die Pflicht eines Heiligen „die Thäler auszufüllen und die Berge zu ebnen," d. h. die Schwierigkeiten zu beseitigen, mit denen die neu gewonnenen Brüder zu kämpfen haben, wenn sie zu arm sind, um sich selbst die Mittel verschaffen zu können, welche zur Reise und zur Niederlassung in dem neuen Territorium erforderlich sind.

Um diese Mittel zu beschaffen, hat man aus ganz freiwilligen Beiträgen eine Kasse gestiftet, welche den Namen „Fortdauernder Emigrationsfond" trägt, welcher sehr reich dotirt und doch im steten Zunehmen begriffen, lediglich dazu bestimmt ist, Einwanderer zu unterstützen. Diese Pflicht der Unterstützung wird für die Versöhnung der Sünde ebenso nothwendig erachtet, als die Taufe. Bei ihnen ist also die Werkthätigkeit keineswegs etwas Erfolgloses, sie sind im Stande durch gute Werke sich ein Verdienst zu erwerben, was bekanntlich den übrigen Christen versagt ist, denen die guten Werke zu gar nichts helfen, daher sie unter ihnen auch wohl so selten sind.

Ein solcher Geist muß wohl Erfolge erzielen, und man erkennt dieselben auch an der großen Zahl der Convertiten; es giebt Mormonen in Schweden und Norwegen so gut als auf den Sandwichs-Inseln, es giebt derselben sowohl in Oesterreich als in China und Australien, und ihnen Allen ist ein Gebot zur unerläßlichen Pflicht gemacht, das Gebot: „sich in den Bergen zu sammeln," d. h. sich nach dem Thal des großen Salz-Sees zu begeben und das Volk der Heiligen zu vermehren.

Es werden jetzt schon Straßen gebaut, welche nach dem Süden führen, um diejenigen Ausländer, welche in Central-Amerika landen und Mexico durchreisen müssen, zum Lande der Verheißung zu führen. Diese Straße hat den großen Vortheil, den Mississippi und dessen gefährliche Dampfschifffahrt und die Reise durch die Prairien und das Territorium der unabhängigen Eingeborenen unnöthig zu machen, eine Wohlthat, welche Niemand besser zu schätzen wußte, als die Reisenden, welche diesen Weg soeben zurückgelegt hatten.

# LVII.

**Schrecken einer Mississippifahrt. Treffliche Einrichtungen für die Auswanderer, welche zu den Mormonen wollen. Industrie in den Städten der neuen Secte. Verfahren bei Ausmessung und Anlegung einer neuen Stadt. Besetzung solcher Ansiedelung mit den erforderlichen Handwerkern. Anlagen von Flecken auf bestimmten Strichen.**

Auf dem Mississippi befindet man sich jeden Augenblick in Gefahr in die Luft gesprengt zu werden, da die wahnsinnigen Wettfahrten, in Verbindung mit dem aller Beaufsichtigung entbehrenden Maschinenbau, eine solche Wasserfahrt höchst unsicher machen. Ebenso gefährlich, als dieser täglich wiederkehrende Unsinn, ist die Verschiedenheit des Wasserstandes auf dem Mississippi, hervorgebracht durch die Ueberschwemmungen, welche ihn so hoch anfüllen, daß seine Dämme hinweggespült, seine Ufer weit und breit überschritten werden, und man glaubt, ungestraft überall fahren zu dürfen, indessen mit dem Verlaufen des Hochwassers ein immer niederer Stand eintritt, welcher die Sandbänke mit einer gefährlich dünnen Wasserdecke überstaut hält, die Bäume, durch die Ueberschwemmungen herabgerissen und in den Fluß versenkt, so schön verbirgt, daß man dieselben nirgends wahrnimmt, indeß das Schiff, welches unglücklicherweise über einen solchen Stamm hinweggeführt wird, daran zu Grunde geht, indem es sich mit dem Vordertheil oder der einen Seite hebt und dadurch mit der Steuerseite oder dem entgegengesetzten Bord unter Wasser kommt und so rettungslos verloren ist.

Der Auswanderer, welcher alle diese Schrecken hinter sich hat, welcher täglich drei bis vier Wettfahrten mitmachen mußte, deren jede ihn um Hab und Gut, um sein Leben, ja was vielleicht schlimmer ist, bei Belassung des Lebens um seine gesunden Glieder zu bringen droht; der Auswanderer, welcher gesehen hat, wie die verrückten Menschen, welche man Yankee's nennt, den Capitain selbst auffordern den nachkommenden Dampfer doch nicht vorbei zu lassen, selbst das Holz unter den Kessel werfen und dessen untere Fläche beinahe glühend machen — der Auswanderer, der dies Alles überstanden hat und nun in den oberen Theilen des Missouri an das Land steigt, von hier aber, durch die Wüsten wandernd, immerfort mit Noth, mit Wassermangel und mit den Bewohnern der Wüsten und Prairien um seinen Skalp zu kämpfen hat, wird jene neue Straße wohl als die größte Wohlthat betrachten, welche ihm für seinen Weg irgendwie erwiesen werden kann.

Die Mormonen sind aber mit dieser Einrichtung noch nicht zufrieden gewesen, sie haben längs der großen Straße in Entfernungen, welche bequeme Tagemärsche genannt werden können, Colonien angelegt dergestalt, daß man daselbst ein Unterkommen findet, räumlich genug, um Hunderte von Reisenden aufzunehmen; denn der Wohnungen sind viele, noch mehr der Schuppen und Ställe, aber noch mehr der Umzäunungen, in denen Getreide aller Art in solcher Menge gebaut wird, daß zwanzig und dreißig aufeinander folgende Züge gesättigt, reichlich mit allem Erforderlichen versehen werden können, und den Bewohnern dieser Colonien ist zur unerläßlichen Pflicht gemacht, ihre Waaren so billig zu überliefern, als bei einem mäßigen Gewinn, der immer vorausgesetzt werden muß, nur irgend möglich.

In den Städten selbst hat man überall Wasser- und Windmühlen, Schneidemühlen, vielerlei Maschinen zur Ersparniß der Händearbeit, Fabriken und Manufakturen errichtet, auch hat man für Belehrungs- und Erziehungsanstalten gesorgt und geht vorläufig mit aller Energie auf das eine Ziel los, dem Staate Utah oder Deserete eine solche Einwohnerzahl zu erwerben, daß die Zulassung desselben in die Reihe der souveränen, sich selbst regierenden Staaten der Union ermöglicht wird, wo die Einwohner dann berechtigt sind, sich ihre Gesetze selbst zu geben und die eigenthümlichen Grundsätze ihrer Religion ohne Störung zur Ausführung zu bringen.

Um diesen Zweck zu erreichen, sind alle die gedachten Anstrengungen gemacht worden und werden noch immer neue hinzugefügt. So gründet man eine ähnliche Reihe von Stationen, wie sie bereits nach Süden hin besteht, auch nach Westen, nach Californien.

Das Verfahren, um eine neue Stadt zu gründen, zeugt von großer Ueberlegung, zeugt von der Einheit des Sinnes, welcher das Ganze durchdringt. Man überläßt es nicht einem Jeden sich nach Belieben da oder dort niederzulassen, sondern man fordert eine gewisse Anzahl von Leuten auf, sich einer Expedition zur Gründung einer Stadt anzuschließen. Selten gestattet man eine geringere Anzahl, als 30 bis 40 Familien, der Anschluß ist immer freiwillig, ausgeschlossen aber wird Mancher, der möglicher Weise zu viel ist; es wird besonders darauf gesehen, daß die wichtigsten Handwerke dabei vertreten seien, damit die kleine Colonie, welche wenig Hülfe von Außen zu erwarten hat, durch ihre eigene Kraft bestehe. Sollten nun unter einer Gesellschaft von 30 Familien, welche eine Stadt gründen will, fünf Schneider und sechs Schuhmacher sein, so wird die Vorsteherschaft gewiß vier Schneider und fünf Schuhmacher zurückweisen, wird aber Schmiede, Schlosser, Zimmerleute, Maurer, Bäcker, Fleischer, Böttcher u. s. w. auffordern, sich der Expedition anzuschließen.

Hat sich die Gesellschaft in solcher Art zusammen gefunden, daß man glaubt überall das richtige Verhältniß der Handwerke zu einander hergestellt zu haben, so wird einer der Kirchenältesten an die Spitze der kleinen Schaar gesetzt als ihr Führer und Berather, der vollkommen souverän ist, dem Folge geleistet werden muß, der jedoch schließlich dem Oberhaupte des Staates, Brigham Young, verantwortlich ist für Alles, was er thut.

Oft werden der Leute mehr mitgenommen. Die Niederlassungen nach dem Stillen Meere hin begannen mit der Veste San Pedro, zu deren Gründung sechszig Familien im Oktober des Jahres 1851 aufbrachen. Sie hatten mit allen Drangsalen eines harten Winters zu kämpfen, waren jedoch thätig genug gewesen, um eine befestigte Stadt zu erbauen, ungeheure Strecken Landes einzuzäunen und, wo es an Holz gebrach, mit Stein- und Lehmmauern zu umgeben, diese Felder zu umbrechen und zu besamen; sie hatten mit Mühe und mit Noth gekämpft, sie waren ganz allein auf das angewiesen, was sie mit sich gebracht hatten, aber sie hielten gut Haus, wie es vernünftigen Leuten geziemt, und sie wurden reich belohnt durch eine Ernte, welche von jedem Scheffel Aussaat hundert und achtzig Scheffel wiedergab, der ungeheuren Masse des Strohes, welches stark war wie Rohr, nicht zu gedenken.

Hiermit war die Existenz der neuen Stadt gesichert und es konnten Boten nach Neu-Jerusalem gesendet werden, welche den glücklichen Erfolg der Bemühungen dieser Expedition anzeigten. Dieses veranlaßte Brigham Young, sofort eine zweite Expedition jener ersten nach und über sie hinaus zu entsenden. Sie bestand aus einer ähnlichen Anzahl von Familien und ging nach dem kleinen Salz-See, woselbst sich nunmehr eine Niederlassung im höchst blühenden Zustande befindet. Im März des Jahres 1853 verließ eine dritte Expedition von 150 Wagen, also auch ungefähr von 50 bis 60 Familien, die Hauptstadt, um einen dritten Punkt schon innerhalb der Grenzen von Californien zu kolonisiren. Die Entfernungen dieser großen Anlagen sind weit genug von einander um sich nicht gegenseitig zu stören; dagegen sind sie wieder auf so glücklichen Punkten gelegen, daß sie aus sich selbst herausgehend das Land umher kolonisiren können, was indessen vorläufig, ausschließlich aller andern, in den Richtungen geschieht, welche die großen Kolonien untereinander oder mit der Hauptstadt verbinden, wodurch ein Weg gebahnt wird, auf dem kleinere oder größere Gesellschaften von Californien her zur Stadt am großen Salz-See gelangen können.

---

## LVIII.

**Klimatische Verhältnisse. Bodenbeschaffenheit, künstliche Bewässerung durch die kleinen Gebirgsbäche. Industrielle Anlagen. Uebung der jungen Männer in der Kriegführung, um gegen Angriffe der Staatsregierung gesichert zu sein. Niedere Schulen. Projecte, auch höhere anzulegen. Vorläufige Dotation derselben. Besorgnisse, welche man in den Vereinigten Staaten der Mormonen wegen hat.**

Die Ansiedler haben allerdings zu kämpfen; sie müssen arbeiten, wenn sie ernten wollen, allein dann sind, wie wir an dem obigen Beispiele gesehen haben, die Ernten auch in einem ganz anderen Grade lohnend, als in den übrigen Theilen der Union. Die Hauptschwierigkeit, gegen welche die Bewohner zu kämpfen haben, ist der Mangel an Regen. Vom Mai bis zum Oktober, fünf volle Monate lang, fällt beinahe kein Tropfen Wasser vom Himmel; dies wäre genug, um allen Land- und Gartenbau unmöglich zu machen, wenn nicht wunderbarer Weise außer reichlichem Regen, der im Herbst und Frühjahr erscheint, während des Winters sich so ungeheure Massen Schnee auf den Bergen ablagern, daß diese genügend sind, Bäche und Ströme zu nähren. Dazu ist das Thal nicht nach einer Seite, sondern nach allen Seiten von Gebirgen umschlossen. Es fallen daher die Gewässer nicht nach Außen ab, sondern sie sammeln sich nach dem Innern des Territoriums zu einer so großen Menge von Seen, wie nur Schweden und Finnland sie aufzuweisen hat. Diese Bäche, welche in reichlicher Masse das ganze Jahr hindurch strömen, werden nun zu Wasserleitungen benutzt. Jeder Ackerbauer des Staates ist darauf angewiesen, sich das für seinen Bedarf nöthige Wasser zu beschaffen; er gräbt deshalb an dem obersten Theile seines Territoriums eine Vertiefung aus, um darin Wasser zu sammeln, in diese leitet er den Bach und gewinnt dadurch allein eine reichliche Bewässerung für mehrere Morgen, indem der Teich das angrenzende Land reichlich befruchtet, von hier aber wird zu den weiter seitwärts oder abwärts gelegenen Ländereien das Wasser in zahllosen kleinen Fäden geleitet und durch Schließung oder Oeffnung dieser Kanäle hat der Landbesitzer es vollkommen in seiner Gewalt, so viel oder so wenig Wasser zu geben, als er für seine Pflanzung ersprießlich glaubt, und er kann zur Zeit der Reife und der Ernte das Wasser ganz abschneiden, so daß nichts ihm im Wege steht um seine Arbeiten in vollster Bequemlichkeit zu vollziehen; allerdings darf er seine Arme nicht schonen, auch ist es nicht gerathen, statt der eigenen Kräfte die eines Tagelöhners zu benutzen, denn

dadurch könnte der Morgen Landes, den man kultiviren will, einen Preis erlangen, welcher selbst für eine 180fache Wiedergewinnung der Aussaat zu hoch ist; allein das geschieht auch nicht, es verbietet sich von selbst, weil es vorläufig noch keine Tagelöhner giebt denn da ein Jeder im Stande ist für sich selbst zu arbeiten, so ist natürlich Keiner ein so großer Narr, es für einen Andern zu thun.

Der Boden ist von der wunderbarsten Fruchtbarkeit, alle europäischen Getreidearten gedeihen höchst vortrefflich, der Mais allein ist davon auszuschließen, weil er durch Nachtfröste leidet, aber desto glücklichere Versuche hat man mit den Runkelrüben gemacht und man glaubt mit Bestimmtheit den Zuckerbedarf des Landes durch eigene Arbeit decken zu können. In der Salz-See-Stadt wird bereits eine zweite Fabrik für dies nöthige Produkt errichtet, Töpfereien sind im Gange, eine große Menge von Spinnereien und Alles, was zur Vervollständigung der gesammten Wollmanufaktur von der Spinnerei bis zum fertigen, schönen Tuch gehört, ist vielfältig vertreten. Mehrere Zeugschmiede haben sich vereinigt, um Ackerbaugeräthschaften und was sonst in der Haushaltung von Stahl und Eisen gefordert wird, zu liefern; Messerschmieden sind ebenfalls im Gange. Aus dem Lein, der in einer besonders schönen Varietät gebaut wird, hat man die besten und vortrefflichsten Leinenwaaren in genügender Menge zu fertigen gewußt, so wie denn auch die selbst gezüchteten Schafe eine ganz vortreffliche Wolle geben. Alle Einrichtungen sind mit so geschickter Hand getroffen, daß ein glückliches Bestehen dieses neuen Staates gar nicht bezweifelt werden kann, es sei denn, daß man denselben durch Waffengewalt vernichten wollte, ein Unternehmen, das übrigens, wenn es wirklich von der Union ausgehen sollte, schwer genug werden dürfte. Eine Armee, welche der Einwohnerzahl des neuen Territoriums auch nur zum zehnten Theil angemessen wäre, über die Felsengebirge zu schaffen, dürfte ein Unternehmen sein, woran Hannibal selbst verzweifeln würde, und trotz dieser Sicherheit hat man doch nicht unterlassen auch eine solche Möglichkeit in Betracht zu ziehen; darum werden alle jungen Leute vom 16ten Jahre ab in Führung der Waffen geübt, allerdings nur um den sogenannten Indianerkrieg zu führen, den Guerillaskrieg, aber daß er für ein gebirgiges Land der zweckmäßigste sei, hat Spanien, hat die Vendee, hat späterhin Tyrol bewiesen. Die Tapferkeit aller gewöhnlichen Leute ist außerordentlich groß, sobald sie sich hinter Mauern und Felsen befinden, und hinter diesen geschützt, glauben unverwundbar zu sein.

Aber der neue Prophet, der Seher, hat nicht unterlassen, auch für die geistige Erhebung seines Volkes zu sorgen. Schulen sind eingerichtet,

in denen das Nöthigste gelehrt wird. Unter dem Titel einer Normalschule hat man ein Seminar gegründet, worin alle Diejenigen aufgenommen werden, welche sich dem Lehrerfache widmen wollen, und bei jeder Stadt und jedem Dorfe sind Landstrecken ausgeschieden, die dazu dienen sollen, die einmal zu schaffenden Schulen zu dotiren, obwohl bereits niedere Schulen in allen Städten errichtet worden sind, Alt und Jung dieselben besucht, Keiner sich schämt nichts zu wissen, aber ein Jeder sich schämen würde nichts lernen zu wollen, eine dargebotene Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, nicht zu benutzen. Brigham Young ist noch weiter gegangen, er hat sogar für eine Universität gesorgt. Allerdings besteht sie noch nicht, ist noch nicht in Wirksamkeit, allein es ist nicht in Abrede zu stellen, daß für deren Bestehen durch Ländereien, welche bereits auf Kosten des öffentlichen Fonds bebaut werden, und daß durch Zurücklegung großer Geldsummen für deren Dotation gesorgt worden ist, so daß nichts weiter nöthig erscheint, als junge Leute so weit vorgebildet zu haben, um die Universität mit Nutzen zu besuchen. Brigham Young sagt, sobald ich fühle, daß 200 junge Leute hierzu reif sind, wird die Universität am schönsten Punkte der Stadt fertig dastehen und es wird weder an Lehrern, noch an einer Bibliothek, noch an den besten Apparaten für die Physik und Chemie fehlen.

Bedenkt man, daß dieses Land noch vor wenigen Jahren eine wilde Einöde war, in welcher allein das Geheul des Wolfes den Bergen ein Echo entlockte, eine Wildniß, in welcher der Bär, der Hirsch, die Antilope an den Stellen Nahrung suchte, an denen jetzt zahlreiche Städte und Dörfer liegen, bedenkt man, daß der einzige Mensch, welcher jene Ländereien durchstreifte, der jagende Indianer von den Utah-Horden war, bedenkt man, daß die natürlichen Hindernisse gegen die Besitznahme einer so wenig versprechenden Gegend groß genug waren, um das entschlossenste Herz zu entmuthigen und die kühnste Einbildungskraft zu erdrücken, so muß man sich gestehen, daß die ungeheuren Resultate, welche in so kurzer Zeit und mit so unscheinbaren Mitteln erzielt worden sind, die Seele mit Bewunderung erfüllen.

Die große Energie, mit welcher alles dieses ausgeführt wurde, hat begreiflicherweise auch bereits die Besorgniß der Vereinigten Staaten erweckt, man hat begonnen zu zweifeln, daß es zweckmäßig sei, die Vereinigung von Leuten zu befördern, ja überhaupt nur zu dulden, welche so eigenthümliche Ansichten haben, in ihren Grundsätzen, Sitten und Gewohnheiten so sehr von dem übrigen amerikanischen Volke verschieden sind. Man hat begonnen sich vor der Kraft dieses energischen Volkes zu fürchten, man hat es der Staatsklugheit entgegen gefunden, an der Spitze der neuen Gesellschaft Leute

zu lassen, welche einen so großen Einfluß auf ihre Untergebenen ausüben, wie diesen Brigham Young. Man hat sich so weit herabgelassen, bestimmte, höchst verleumderische Beschuldigungen gegen diesen und die sämmtlichen Leiter der Mormonengesellschaft zu verbreiten und man hat die loyale Gesinnung des ganzen Volkes gegen die Generalregierung der Union in Frage gestellt; allein Personen, welche sich lange Zeit unter ihnen aufgehalten haben, erklären diese Beschuldigungen für durchaus grundlos.

## LIX.

**Sehr begreiflicher Groll seitens der Mormonen gegen die Regierung und das Volk der Union. Raub an ihren kräftigsten jungen Männern. Patriotismus Brighams bei dieser Gelegenheit. Rede des General Wells am vierten Jahrestage der Besitznahme des Utahterritoriums.**

Niemand wird den Mormonen es verübeln, daß ein tiefer, bleibender Groll in ihnen lebt und sie durchdringt wegen des im Staate Missouri und in Illinois erlittenen Unrechts; es ist ihnen gewiß nicht zu verdenken, daß diese Erbitterung sich auch auf die Generalregierung überträgt, weil dieselbe sich weigerte zu ihrem Schutze einzuschreiten, als eine verruchte Rotte edler, freier amerikanischer Bürger sie in ihren friedlichen Sitzen überfiel, die schändlichsten Raub- und Mordthaten an ihnen vollbrachte und endlich sie aus ihrem wohlerworbenen Besitz verjagte.

Allein dieser gerechte Groll sowohl gegen das schändliche Volk, als gegen die schwache, unentschlossene, machtlose Regierung, hat sie nicht gehindert sich als Männer zu zeigen, welche wohl ein Gefühl für die Gesammtheit des großen vereinigten Staatenbundes haben. Wir führten bereits an, was hier mit wenigen Worten und doch ausführlicher wiederholt werden möge, daß die Mormonen mit Schnelligkeit und auf die nachdrücklichste Weise dem Verlangen der Regierung nachkamen, ein Bataillon zum mexicanischen Kriege zu stellen. Es geschah, während sie sich mitten in dem Lande der Wilden befanden, umgeben von vielen Tausenden der erbittertsten Feinde aller Blaßgesichter, in denen sie mit Recht ihre Unterdrücker sahen, es geschah, obwohl sie damit sich eigentlich ganz wehrlos machten, es geschah trotz der ihnen drohenden Zufälligkeiten eines Marsches von 300 deutschen Meilen durch pfadlose Wüsten, durch ausgebrannte Ebenen, durch von Felsen starrende Gebirge, es geschah, während beinahe unüberwindliche

Hindernisse sich der Ausführung eines solchen unbilligen Verlangens entgegensetzten.

„Ihr sollt Euer Bataillon haben," erwiederte der Präsident Young den ihm nachgesendeten Commissarien der Regierung, „Ihr sollt es haben und wenn dasselbe auch aus der Klasse der älteren Leute vervollständigt werden müßte!" Nach drei Tagen waren 500 Mann, größtentheils Familienväter, zum Abmarsch bereit; solch' eine Handlung kann man nicht mit dem beschimpfenden Ausdruck Mangel an Patriotismus bezeichnen.

So wie hier in einer wahrhaft aufopfernden That, welche ganz geeignet war, das vertriebene Völkchen dem Untergange zu widmen, was vielleicht die erhabene Regierung zu Washington ganz direkt beabsichtigte, so hat auch in den Reden sich die Gesinnung desselben als eine sehr tüchtige kundgegeben. Am vierten Jahrestage der Ankunft der Mormonen im Thale des großen Salz-See's, hielt einer ihrer Propheten, der General Wells, eine Rede, welche ziemlich treu die Gesinnung der Leute darlegt, nicht heuchelt, sondern gradezu sagt, welches Unrecht ihnen angethan worden, aber doch auch die treue Anhänglichkeit zu dem Gesammtvaterlande ausspricht. Die Rede lautet:

„Einige glauben, daß unser Volk, geläſtert, gemißhandelt, beschimpft, geplündert, gemordet und zuletzt seiner Rechte beraubt und unter den schändlichsten Verleumdungen aus seinen wohlerworbenen Besitzungen verjagt, einen Widerwillen hege gegen die amerikanische Republik und gegen eine erneuerte Vereinigung mit derselben. Es ist wohl kein Wunder, wenn man dieses glaubt und wenn man der Ansicht ist, wir würden nicht wieder zurückkehren zur Unterwerfung unter die Regierung zu Washington, von welcher wir nicht geschützt, sondern verhöhnt und verspottet wurden, wir sind es nicht durch unsere eigenen Handlungen, wir sind es durch die Mißhandlungen unseres Vaterlandes!

„Aber wir wollen nicht weiter daran denken, was geschehen ist, wir wollen über das Vergangene einen Schleier decken und uns nur daran erinnern, daß jenes große Land unser Vaterland, daß seine Constitution die unsere war und wir wollen fest daran halten, daß sie es noch sind. Unsere Väter waren die Helden der Revolution, unter der Führung so großer Geister, wie Washington, Jefferson und Adams erklärten und erkämpften sie ihre Unabhängigkeit, unter Leitung des Geistes der Wahrheit erfüllten sie ihre Sendung, wohin der Allmächtige sie auch berufen mochte.

„Wir dürfen unser Interesse an jenem Lande, das uns durch jedes Band der geistigen und der Blutsverwandtschaft theuer geworden ist, nicht

aufgeben, weil einige Demagogen aufgestanden sind und die Zügel der Gewalt ergriffen und das Staatsschiff in einer Weise geleitet haben, die uns nicht gefällt. Wer da glaubt, wir würden dieses thun, hat unsere Religion so wenig als unsere Politik verstanden oder richtig aufgefaßt. Wir werden niemals die Sache unseres Vaterlandes preisgeben, wir werden niemals seinen Feinden zur Seite stehen, wenn schon unser Vaterland solche Feinde in seinem eigenen Busen hegt.

„Unser Vaterland hat die Donnerkeile des Krieges auf unser Haupt herabgeschleudert. Dieselben werden vielleicht an unserer Standhaftigkeit abprallen und auf das Haupt derjenigen zurückfallen, welche sie geschleudert. Aber obschon davon getroffen und vielfältig verletzt, wird doch unsere Schwäche, die Schwäche der menschlichen Natur, niemals so weit gehen, unsern Patriotismus, unsere Ergebenheit gegen die Verfassung zu überwinden, im Gegentheil, wir wollen sie heilig halten, da sie uns von unseren Ahnherren überliefert und durch tausend geliebte Erinnerungen uns werth und theuer geworden ist."

Das ist gewiß nicht die Sprache, nicht der Gedankengang von Männern, welche ihre Verpflichtung gegen das Vaterland vergessen haben und derselbe Geist des Patriotismus giebt sich kund in allen officiellen Urkunden, in allen öffentlichen Adressen, so wie er sich in den Reden von der Kanzel und im gewöhnlichen gesellschaftlichen Verkehr ausspricht, aber hiermit ist sehr wohl vereinbar ein ganz fester und unerschütterlicher Entschluß, sich der Wiederholung solcher Gewaltthätigkeiten, wie sie dieselben früher haben erleiden müssen, nicht zu unterwerfen, sondern im Gegentheil sich mit bewaffneter Hand jeder Gewalt entgegenzusetzen, welche es wagen wolle, sich in ihr Gemeindewesen, sich in ihre bürgerliche oder religiöse Gesetzgebung einzumischen, was man ihnen auch nicht im Mindesten verargen kann und wozu jeder einzelne Staat der Union durch die Constitution selbst vollkommen berechtigt ist.

---

## LX.

**Brigham Young ein neuer Moses. Zum Gouverneur des Territoriums gewählt und von dem Präsidenten zu Washington bestätigt. Seine Prophetengabe, sein Privatcharakter. Verhandlungen mit räuberischen Indianerhorden.**

Es wird vielleicht hier am Orte sein, einige Worte über den Präsidenten der Mormonenkirche, über den Leiter ihrer Angelegenheiten zu sagen,

denn derselbe ist seit ihrem Auszuge aus Illinois mit der Geschichte des Staates auf das Innigste verknüpft. Brigham Young war der Moses dieser neuen Israeliten. Er führte sie durch eine viel trostlosere Wildniß, als jene Schaar im grauen Alterthume zog, zum Lande der Verheißung, er führte sie durch Einöden und Gebirge, in denen sie nicht ein Klima fanden, welches ihnen gestattete, jede Nacht ohne irgend welche Unbequemlichkeit im Freien zuzubringen. Sie hatten einen halbjahrlangen Winter zu bestehen, ehe sie in ihr Land kamen, sie hatten dort noch ein Jahr von den mitgebrachten Vorräthen zu leben, bevor sie auf eine Ernte hoffen konnten.

Aber der Mann führte sie zum Ziel. Entschlossen sah er der Gefahr in's Auge, scharfsinnig und umsichtig war er im Rathe, schnell entschieden und thatkräftig zeigte er sich im Augenblicke der Noth, sowie er selbst sich immer vergaß in einer begeisterten Hingebung gegen das Volk, dessen Wohl er sich gewidmet hatte. Das sind Eigenschaften, welche Achtung und Verehrung erzwingen, welche unbegrenztes Zutrauen, selbst dem Mißtrauischen abnöthigen, darum steht er auch allein und ohne Nebenbuhler da und in jedem Herzen ist ihm ein Altar der Verehrung errichtet. So kam es, daß bei der Einsetzung einer provisorischen Regierung er einstimmig zur höchsten bürgerlichen und geistlichen Obrigkeit erwählt wurde. Er vereinigte in sich die Eigenschaften eines Sehers, Propheten, eines obersten Lenkers der öffentlichen Angelegenheiten und eines vertrauten Rathgebers, der sich zugänglich zeigte für einen jeden, auch den niedrigsten unter seinen Mitbürgern.

Brigham Young ist mit dem Charakter, den Fähigkeiten, den Schwächen und den wirklichen Bedürfnissen der Mormonen genau bekannt. Er hat früher ihre Leiden und ihr Unglück getheilt, er hat sie aus der Nacht der Trübsal zu einer mühsam erworbenen Glückseligkeit geführt, und er wird jetzt von Allen in dankbarer Anerkennung als der Urheber ihres Glückes erkannt, genießt daher ihre Verehrung und ihr Vertrauen und rechtfertigt dasselbe dadurch, daß er ihre zeitlichen Interessen ununterbrochen im Auge behält. Der erste Schritt, welcher zur Aussöhnung zwischen dem ausgewanderten Völkchen der Mormonen und der Regierung zu Washington gethan wurde, war der einer Bestätigung der Wahl des Brigham Young zum Gouverneur. Dieser Mann ist demnach jetzt von der Regierung anerkannt und es geht in Folge dieser Bestätigung die Hoffnung der Mormonen dahin, daß sie nicht mehr Flüchtlinge und Geächtete sind, sondern daß sie unter dem breiten Schatten des nationalen Schutzes wohnen, nicht wieder solchen Gewaltthätigkeiten ausgesetzt sein werden, wie diejenigen, welche sie nöthigten dem Wolf und dem Bären seine Wohnung abzukämpfen.

Man hat noch immer nicht unterlassen, Beschuldigungen auf die Mormonen zu häufen und hat auch den Gouverneur auf die schmählichste Weise verunglimpft, allein vielfältige Beobachtungen desselben scheinen darzuthun, daß seine Person über jeden Flecken, den der böse Leumund an ihm findet, erhaben sei. Was seine Prophetengabe und die vorgebliche göttliche Offenbarung, die ihm geworden sein soll, betrifft, so wollen wir diese unberührt lassen. Der Glaube oder Unglaube hieran ist Privatsache. Will man einen Mann von höchst seltenen Befähigungen, von großem Verstande, von hoher geistlicher Thätigkeit und von einem mehr als gewöhnlichen richtigen Urtheil über die obwaltenden Verhältnisse und deren Folgen einen Propheten nennen, so ist Niemand zu diesem Titel mehr berechtigt als er, aber seine Rechtschaffenheit unterliegt solchen Fragen nicht mehr, von allen Seiten kommt ihm das vollkommenste Vertrauen entgegen, denn diese Rechtschaffenheit hat sich in allen Verhältnissen bewährt, früher in dringendster Noth wie jetzt in ungewöhnlichem Glück blieb seine Redlichkeit sich gleich. Wer sein ganzes Besitzthum in seine Hände gelegt hatte, sah es darin nicht zu Schaum zerrinnen, wie in einer Bank der Vereinigten Staaten, sondern er erhielt das Anvertraute zurück, wann und in welcher Form er wollte.

So wie man hier mit Sicherheit auf ihn bauen konnte, wo sich's um das Mein und Dein eines einzelnen Mannes handelte, so war es auch in größeren Verhältnissen, wo es nicht nur die Sicherheit eines Capitals, sondern die Sicherheit und Ruhe des ganzen Staates betraf.

Das ganze Territorium des großen Salz-See's und die dasselbe begrenzenden Gebirge waren bewohnt von sogenannten Wurzelgräbern, Indiern, Eingeborenen, welche man mit den indischen Parias vergleichen zu können glaubt, d. h. nicht mit einer Kaste, wie man dieselben gewöhnlich, aber fälschlich zu bezeichnen pflegt, sondern mit dem Auswurf aller Kasten, mit den Ausgestoßenen, welche sich entehrende Gesetzwidrigkeiten oder Verbrechen zu Schulden haben kommen lassen.

Diese Leute, die Eingeborenen des Salzsee-Territoriums, leben hauptsächlich von Wurzeln, die sie aus dem Boden graben, und den Sämereien verschiedener Pflanzen, welche sie zwischen Steinen zu grobem Mehl zerschroten, ferner von Eidechsen und Heuschrecken, endlich zu gewissen Jahreszeiten von Fischen, welche sie in den Zuflüssen der verschiedenen Salzseen fangen. Diese Leute gehören den Snake-, den Saponeh- oder den Utah-Indianern an, auch aus dem Oregon-Gebiete sind Mitglieder darunter; die Utah-Indianer besonders sind kriegerisch, Allen aber fehlt es nicht an List und Beharrlichkeit, an Raub- und Mordlust.

Die Ansiedler wurden von diesen Leuten immerfort belagert, anfangs nur wie durch hungrige Wölfe, welche die Niederlassungen umschwärmten und begierig über jedes weggeworfene Stück schlechter, verdorbener Nahrung herfielen und es ohne Zubereitung irgend welcher Art verschlangen. Bald kam es dahin, daß von den Rinderheerden oder von den Schafen welche verschwanden trotz aller Wachsamkeit der beigegebenen Hirten; man wußte sich dieses Verschwinden nicht zu erklären, man glaubte, das Vieh habe sich in die Wälder der Gebirge verlaufen, an die Indianer dachte Niemand, denn gerade wenn ein Stück Vieh vermißt wurde, konnte man Indianer nirgends zu sehen bekommen. Da kam eines Morgens ein wohlgenährter Ochse blutend in das Lager, er hatte in seiner Seite einen Pfeil stecken. Jetzt war die Ursache des Verschwindens klar, die Rinder waren geraubt. Die Sache wurde dem Gouverneur angezeigt und er schickte Friedensboten zu den Utah-Indianern mit dem Bedeuten, daß er glaube im Frieden mit ihnen zu stehen, daß er glaube, nichts gethan zu haben, was ihren Friedensbruch rechtfertige und daß er deshalb verlange, sie mögen ihre Stammesangehörigen zurückrufen und gegen fernere räuberische Ueberfälle verwarnen, weil er sonst denjenigen, die sich seiner Führung anvertraut hätten, mit bewaffneter Hand würde Sicherheit verschaffen müssen. Die Antwort der Häuptlinge ging dahin, daß jene räuberischen Indianer nicht zu ihnen gehörten und wenn es jemals so gewesen wäre, doch als Ausgestoßene nicht mehr unter ihrer Botmäßigkeit ständen.

Nun denn, sagte Brigham Young, so werden wir uns selbst helfen müssen, und somit rüstete der Gouverneur ein Corps von hundert Mann aus, zur Hälfte beritten, zur Hälfte aus Fußgängern bestehend, und es wurde nun eine große Streifjagd gehalten. Mit einer mehr als gewöhnlichen Uebersicht der Verhältnisse hatte Brigham Young einen Feldzugsplan entworfen, welcher von dem vollkommensten Erfolge gekrönt war, obschon der Häuptling ein listiger und blutdürstiger Wilder war, der sich rühmte, einen jeden Weißen getödtet zu haben, den er in der Wildniß gefunden. Die kleine Armee wurde in zwei Theile getheilt, ging nördlich und südlich von dem neuen Jerusalem aus und bildete eine Linie von 25 Posten von je zwei Reitern und zwei Fußgängern, jeder von dem Andern ein Paar deutsche Meilen entfernt, jedoch immer so, daß der Zwischenraum zwischen je zweien übersehen werden konnte.

## LXI.

**Ein Indianerkrieg. Feldherrntalent des Gouverneurs, der die Angelegenheit leitete. Viele kleine Scharmützel. Alle Räuberhorden zusammengetrieben und theils getödtet, theils gefangen. Wie man mit den Gefangenen verfuhr um sie zu brauchbaren Menschen zu machen. Urtheil des Howard Stansbury über die Mormonen. Zwei Mitglieder der Reisegesellschaft bleiben in dem neuen Jerusalem.**

Jetzt machten die beiden Hälften eine große Schwenkung nach Westen, indem die von der Salz-See-Stadt Entferntesten den größten Bogen, alle andern kleinere Bogen beschrieben und endlich auf einer Linie, von dem großen Salz-See genau gen Westen gehend, hätten zusammentreffen müssen.

Natürlich wurden schon lange ehe dieses geschah die vereinzelten Trupps der Wilden aufgescheucht und zum Rückzuge genöthigt. Wie sich nun da oder dort so viele derselben gesammelt hatten, um sich für widerstandsfähig zu halten, gingen sie zum Angriff über, wurden aber immer mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Im Laufe von 14 Tagen wurden auf den beiden getrennten Linien über 50 kleine Gefechte geliefert, bei jedem derselben blieben vier oder sechs Indianer und endlich hatte man das Hauptcorps zwischen die beiden Truppenmassen eingekeilt.

Der Häuptling derselben, mit dem Beinamen „Bärenzahn", mochte sich in der Lage glauben, in der er Indianern gegenüber gewesen wäre, im Falle der Gefangenschaft am Marterpfahle zu sterben; er wollte sich nicht gefangen nehmen lassen und blieb mit vielen der Seinigen nach muthigem Kampfe, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mehr als hundert, größtentheils Verwundete, wurden von den Siegern zu Gefangenen gemacht.

So war durch die Klugheit des Gouverneurs das Raubgesindel vertilgt, aber er that noch mehr. Die nach der Hauptstadt gebrachten Gefangenen wurden geheilt bei einer ganz ungewöhnlich guten Pflege und ihnen nach der Heilung freigestellt, das Land zu verlassen unter der Bedingung, dasselbe nie mehr zu betreten, oder bei gleich guter Pflege, wie bisher, im Lande zu verweilen, zu arbeiten und zu nützlichen, nicht mehr den Gefahren des Krieges Preis gegebenen Bürgern zu werden, und siehe,

es gelang. Der Vorschlag wäre vielleicht von den Indianern, welche frei und einem Volke angehörig sind, mit Verachtung abgewiesen worden, von diesen Gefangenen aber wurde er angenommen und dieselben zeigten sich als anstellige, sehr brauchbare Arbeiter. Es wurde ihnen nie ein Schimpf angethan, nie ein Schlag gegeben, denn man wußte wohl, daß dieses die furchtbarste Rache nach sich ziehen würde, aber für diese Schonung zeigten die Leute sich dankbar und es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn es gelang die rohesten derselben, die bösartigsten zu fesseln, es mit den gutartigeren noch viel leichter gelingen dürfte.*)

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt hatten die Reisenden sich vollständig zum Weitermarsch gerüstet, sie hatten alle ihre Vorräthe vervollständigt und erneuert und hatten sich des Weges kundige Führer genommen, um die Reise durch die Steppen rings um den Salz-See mit möglichst geringer Gefahr und möglichst wenigem Zeitaufwande zu machen, denn Allen lag daran Californien, das Ziel ihrer Unternehmungen, sobald als möglich zu erreichen.

Ein kleines, unvorhergesehenes Unglück verzögerte indessen die Abreise; ein junger Mann, Namens Franke, ein blonder, schöner, hochgewachsener Deutscher, der Einzige, welcher sich in der ganzen Gesellschaft auf die Arzneikunde verstand, und ein anderer Deutscher, Reyher, waren zum Mormonenthum übergegangen und erklärten, sie würden die Reisenden nicht weiter begleiten. Franke betreffend, so war sein Ausscheiden den Führern der Expedition um so unangenehmer, als er nicht nur verschiedene Beweise von seiner Geschicklichkeit gegeben hatte, sondern auch gerade gegenwärtig eine ärztliche Hülfe um so wünschenswerther schien, als die zu

---

*) Die vorstehenden Bemerkungen geben nicht des Verfassers Ansicht, welchem in dieser Sache keine Meinung zusteht, da er weder Mormonen im Einzelnen, noch überhaupt ihre Gesellschaft und ihren Staat aus eigener Anschauung kennt, sondern sie sind entlehnt aus Howard Stansbury's Exploration and Survey of the Valley of the Great Salt Lake of Utah, welches Buch gedruckt ist auf Befehl des Senats der Vereinigten Staaten (Printed by Order of the Senat of the United States). Die in diesem Werke ausgesprochenen Ansichten sind um so mehr zu beachten, als Stansbury ein geborener Nordamerikaner, genährt und gesättigt mit allen Vorurtheilen seiner Race, also auch mit denen gegen die Mormonen, in das Land derselben ging und sich nun nach einem 1½jährigen Aufenthalt unter ihnen vollständig bekehrt zeigt. Das hier angeführte Werk bildet einen Band der Senats-Bibliothek, d. h. derjenigen Werke, welche für classisch gehalten werden, deren Erscheinen vom Senat veranlaßt und welche auf dessen Kosten gedruckt worden sind. Howard Stansbury ist Capitain in dem Corps der topographischen Ingenieurs.

durchwandernden sumpfigen Salzsteppen häufig sehr bösartige Fieber erzeugen sollten.

Auch Reyher wurde ungern zurückgelassen, weil er ein Bergmann war, gerade deshalb aber hatten die Mormonen ihn an sich gezogen, falls wirklich Eigennutz dabei im Spiele gewesen sein sollte, was nun allerdings Reyher auf das Entschiedenste ablehnte, indem er versicherte, es habe nur die Liebe schuld an seiner Untreue gegen die Gesellschaft. Ein Aehnliches war auch der Fall mit Franke.

Bei dem ungehinderten, freien Verkehr der Reisenden mit den Bewohnern der großen Salz-See-Stadt war es kein Wunder, daß ein Paar junge Leute im blühendsten, kräftigsten Mannesalter sich verliebten. Es wäre thöricht, sagen zu wollen, die Mormonen seien schön, seien schöner als andere Menschen desselben Stammes, es giebt unter ihnen so gut schöne, wie nichtschöne oder häßliche. Alle Augenblick hört man von einer schönen Polin erzählen, wer nun aber nach Polen reisen wollte in der Hoffnung dort lauter schöne Damen zu finden, würde sich sehr getäuscht sehen. „In Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen," eine allgemein bekannte sprichwörtliche Redensart, hat nicht den geringsten tieferen Grund, als irgend eine andere ähnliche Behauptung von anderen Völkern. Aber wenn junge Leute von fern herkommend, interessant durch ihren Bildungsgrad, durch ihre weiten Reisen, über welche sie ganz hübsch zu erzählen wissen, ferner interessant durch sonstige äußere Vorzüge, längere Zeit als Mitglieder einer Familie angesehen, zu allen Gesellschaften gezogen, überall freundschaftlich aufgenommen werden, so müßte man sich doch im höchsten Grade wundern, wenn nicht da oder dort sich ein zärtliches Verhältniß anspinnen sollte. Junge Reisende und Soldaten denken über diesen Punkt gewöhnlich sehr leichtsinnig; wenn aber von eben solchen fröhlichen Herzen empfunden wird, daß die Wünsche, die sie hegen, auf keine andere Weise zu befriedigen sind, als durch das Band der Ehe, so ist es ziemlich begreiflich, wenn auch solche muntere Burschen einmal an der Leimruthe hängen bleiben.

# LXII.

**Die beiden Abtrünnigen Franke und Reyher verlieben sich und die Folge davon ist eine Doppelhochzeit. Wie die Mormonen die Ehe ansehen und in wiefern sie die Beschuldigung liederlich und unmoralisch zu sein verdienen. Bestrafung eines Falles von muthmaßlichem Ehebruch. Brigham Young ist sehr zufrieden mit dem Entschluß der beiden Reisenden.**

So war es denn auch hier geschehen. Beim ersten Anblick derjenigen, welche ihr Gefallen erweckte und welche später die Veranlassung ihres Austritts aus der Gesellschaft wurde, dachte Keiner von Beiden nur im Allerentferntesten an die Möglichkeit sich hier zu fesseln, bis einem nach dem andern klar wurde, daß sie nicht ungestraft in die Augen schöner Mädchen gesehen hatten.

Die Huldigungen, welche Beide ihren Schönen darbrachten, wurden ganz unbedenklich angenommen und freundlich und herzlich erwiedert, allein es zeigte sich sehr bald, daß die jungen Damen ganz fern von dem Gedanken waren, es handle sich hier um eine bloße Tändelei.

Beiden Männern dagegen mochte gerade dieser Gedanke nahe liegen, weil sie, durch den Missouri=Staat wandelnd, bereits aufmerksam gemacht waren auf die Mormonen und deren ungezügelte Ausgelassenheit im Verkehr beider Geschlechter, welche entweder offen und frech geübt oder mit dem scheinheiligen Mantel einer Ehe in zweiter und dritter Reihe nur schlecht verhüllt wurden, wozu verruchte Pfaffen, noch um ein paar Grade schlechter als ihre Anhänger, willig die Hand böten, damit man ihnen selbst ihre bodenlose Liederlichkeit nachsähe.

Die jungen Herren, wie die ganze Reisegesellschaft, sahen sehr bald, daß sie sich hinsichtlich ihrer Ansichten in einer großen Täuschung befanden, allein die beiden jungen Herren, von denen hier die Rede, erhielten während ihres Aufenthalts eine Lehre, welche sie schnell bekehrte. Sie erfuhren, daß jenes Band, welches einen Mormonen an seine zweite oder dritte Frau fesselt, für nicht minder heilig geachtet wird, als die Verbindung mit der ersten.

Ein neu eingewanderter, bereits zur Secte der Mormonen gehöriger junger Mann hatte es vermocht, die dritte Frau eines Mormonen seinen Wünschen geneigt zu machen, der Mann war aufmerksam auf das Verhältniß geworden, hatte die Neigung der beiden jungen Leute erkannt und

hatte sie überrascht in dem Augenblick, da die beiden Schuldigen Abschied von einander nehmend, sich recht innig umarmt hatten und sich küßten.

Der Ehemann hatte ein Messer gezogen und dem Verführer zwei Stiche beigebracht, wovon der eine absolut tödtlich war, indem er das Herz getroffen.

Die Familie des Getödteten erhob Klage gegen den Mörder, sowie dieser Klage gegen sein Weib erhob. Die Geschworenen sprachen den Ehemann frei und motivirten ihr Urtheil dadurch, daß er vollkommen Recht gehandelt habe, indem er das heiligste Verhältniß, was es auf Erden gäbe, die Ehe, durch welche Mittel es auch immer sein möge, gegen Verletzung vertheidige.

Der Frau, welche von ihrem Gatten angeklagt war, konnte nichts als die gedachte Thatsache bewiesen werden; sie würde bei uns höchstens den Verdacht — den dringenden Verdacht der Untreue herbeigeführt haben, dort bei den liederlichen Mormonen, bei den Verächtern aller Moralität, aller Sittlichkeit war es anders. Die Frau wurde verurtheilt zu ihren Eltern zurückzukehren, sich nicht mehr öffentlich sehen zu lassen und nie wieder ein neues Ehebündniß zu schließen (eine Thatsache, welche Stansbury in der Einleitung erzählt).

Die beiden Freunde mochten sich an diesem Ereigniß doch wohl ein Exempel genommen haben, wenigstens steht fest, daß sie ihre möglicherweise sehr leichtfertige Neigung aufgaben und aus dem im Scherz und aller Heiterkeit begonnenen Liebesverhältniß Ernst machten.

Daß nun nebenbei dem Gouverneur Brigham Young die Eroberung zweier tüchtiger Leute sehr willkommen war, versteht sich von selbst. Franke wurde ihm bald als ein junger Mann bekannt, der die Arzneikunde nicht blos vom Hörensagen hatte, wie die meisten Aerzte in den Vereinigten Staaten, sondern als ein solcher, der die Medizin wirklich als Fachwissenschaft studirt hatte; das war kein kleiner Gewinn. Reyher aber mochte ihm vielleicht von noch größerer Wichtigkeit sein, denn der Schooß der Berge, welche er und sein Volk bewohnten, enthielt unzweifelhaft eine große Menge mineralischer Schätze, und sie auszubeuten war in dem ganzen Mormonenstaate keiner geschickt genug, es fehlte durchaus an jeder theoretischen Grundlage. Die Leute hatten vielleicht einmal von einer Wünschelruthe und der Möglichkeit durch dieselbe Metalle zu entdecken, gehört, aber gewiß war Niemandem in den Sinn gekommen Geologie zu treiben, um aus den Lagerungsverhältnissen der zu Tage tretenden Gesteine auf diejenigen zu schließen, welche über oder unter denselben nicht sichtbar ruhen und so zu Schlüssen über das Vorhandensein der Erzlagerstätten zu gelangen.

Die beiden Freunde nahmen ihre Bücher, Instrumente und was sie sonst noch in der Verwahrung des Gepäckschuppens der Gesellschaft und unter Obhut der Wächter desselben gelassen hatten, nunmehr in ihre eigene Obhut und richteten sich häuslich ein; als aber der Tag des wirklichen Abschiednehmens heran kam, war es doch Beiden, als sei ihr Zurückbleiben etwas sehr Ernstes und vielleicht erst in diesem Augenblick empfanden sie Beide, daß sie wirklich von Grund ihres Herzens die Mädchen liebten, durch welche ihr Zurückbleiben veranlaßt wurde; irgend eine andere Rücksicht, ein Vortheil und sei er noch so groß, eine glückliche, angenehme Stellung, würde sie nicht bewogen haben die Gesellschaft zu verlassen mit welcher sie mannigfache Gefahren und vielfältige Noth und Sorgen getheilt hatten, denn was knüpft die Menschen fester aneinander als gemeinschaftliches Erdulden von Mühen und Beschwerden, aber — gegen die Liebe ist nun einmal nicht anzukämpfen und wer wollte mit dem Lenker aller Dinge darüber rechten, daß er es so gemacht? ist die Liebe doch das beseeligendste Gefühl, dessen das menschliche Herz fähig ist.

# Californien und das Goldfieber.

Zweiter Theil.

# I.

**Franke und Reyher werden in die Gesellschaft der Heiligen aufgenommen. Der Gouverneur und Prophet Brigham Young nimmt sie in Sold. Die Wünschelruthe. Beschreibung derselben und ihrer Anwendungsart. Was an der Sache ist.**

Wir können unmöglich die ganze Expedition, welche die Straße nach Californien aufsuchen und anbahnen sollte, so lange aufhalten, bis wir den kleinen Roman unserer jungen Leute durchgespielt haben. Wir wollen dieselbe daher mit unseren besten Wünschen für das glückliche Gelingen der ganzen Unternehmung reisen lassen; sie haben einen schönen langen Weg vor sich und wenn sie sich auf demselben nicht überstürzen, so wird es vielleicht möglich sein, sie noch vor ihrer Ankunft auf dem Territorium von Californien einzuholen. Die Gesellschaft zog zwar mit Bedauern über den Verlust der beiden Zurückgebliebenen, doch sonst guten Muthes weiter und verlor sich schon nach zweien Tagen in dem unwegsamen Theil der Steppe oder Salzwüste.

Die beiden Zurückgebliebenen wurden unter großen Ceremonien in die Gesellschaft der Heiligen aufgenommen. Brigham Young hatte den Werth der beiden Leute wohl erkannt und als die Väter der jungen Damen, welche die erste Veranlassung zu dem Entschluß der neuen Mitglieder gegeben hatten, mit ihrem Gouverneur über die Möglichkeit der Verheirathung sprachen, sagte er ihnen, daß er sehr geneigt sei, ganz für die Zukunft der Fremden und ihrer Familien zu sorgen. Er erklärte, daß er ihnen nichts schenken wolle und könne, daß aber die Erwerbung zweier so höchst nützlicher Mitglieder der Gesellschaft es vollkommen rechtfertige, wenn man dieselben anstelle und gut bezahle, da der Kirchenkasten ja gerade dazu vorhanden sei Nutzen in der Gemeinde zu stiften, nutzbringende Einrichtungen zu treffen, Personen für ihre Leistungen zu belohnen, sobald diese zum Besten des Staates ausgeübt würden.

Brigham Young ließ die beiden Fremden vor sich laden, frug sie über ihre Absichten aus, frug sie, ob sie zu der Mormonensecte sich bekennen

und in Freude und Trübsal bei ihnen ausharren wollten, und nachdem er hierüber die gewünschten Erklärungen erhalten hatte, eröffnete er dem Einen, daß er ihn als Arzt der Regierung anstellen, ihm ein Haus und das nöthige Land geben und daß er einen Gehalt von 1000 Dollars hinzufügen wolle, weil er wohl fühle, daß ein Arzt, dem die Verpflichtung obliege Kranke zu besuchen, nicht in gleicher Weise im Stande sei seinen Acker zu bebauen, er fügte aber auch hinzu, daß er erwarte, arme Leute würden mit gleicher Rücksicht und gleichem Fleiß von ihm behandelt werden, wie reiche. Von diesen letzteren dürfe er an Honorar nehmen, was er mit seinem Gewissen für vereinbar halte, von den Armen dürfe er gar nichts fordern, ja nicht einmal freiwillig Gebotenes nehmen.

Der junge Mann, welcher hier ein völlig unerwartetes Glück machte, versprach wie begreiflich einem so billigen Verlangen getreulich nachzukommen; er hatte etwas Derartiges beim Antritt seiner Reise gewiß nicht vorausgesehen. Auch Reyher wurde in ähnlicher Weise von Young angeredet, allein seine Stellung mußte eine noch durchaus andere oder bessere werden, da er nicht zum Theil auf den Gewinn eines Honorars für Privatgeschäfte angewiesen werden konnte, er mußte seine Kräfte ganz dem Staate widmen und daher hielt der Gouverneur es für angemessen, daß der Staat ganz für seine Existenz sorge und so bekam er denn nebst Haus und Garten und so viel Land, als für einen Hausstand erforderlich, noch die Summe von 2400 Dollars Jahrgehalt, und hatte dafür sowohl die Gebirge zu bereisen und zu untersuchen, als auch die nöthigen Anlagen zu machen, um die Arbeiten in oberster Instanz zu überwachen.

Young frug den neu Angeworbenen, ob denn an der Wünschelruthe etwas Wahres sei, wie sie beschaffen wäre und wie sie gebraucht würde.

Reyher gab die einzig richtige Erklärung, nämlich die, daß nur Aberglaube, keineswegs aber ein wirklicher Nutzen dahinterstecke und beschrieb sie und ihre Gebrauchsart in folgender Weise:

„Ein Haselstecken, eine schlanke, schwankende Ruthe, welche sich oben theilt, wird abgeschnitten, so daß sie eine zweizinkige Gabel bildet. Die Bergleute hatten, wenigstens früher, (jetzt sind sie auch vernünftiger geworden), die Meinung, welche ihnen durch Vater und Großvater beigebracht und zur Ueberzeugung geworden war, man müsse eine solche Ruthe entweder in der Johannisnacht oder doch wenigstens zur Zeit des Vollmondes und wenn es irgend möglich wäre, in der Nähe eines Kreuzweges oder auf einem Kirchhofe oder auf dem Wege zur Kirche schneiden.



„Eine solche Ruthe war ein Heiligthum in der Familie des Bergmanns, und war sie einmal mit Glück gebraucht, hatte sich ihre Aussage bewahrheitet, so würde sie dem Bergmann um keinen Preis feil gewesen sein; er würde mit dem Verkauf derselben sein ganzes Glück, den Erfolg aller seiner Arbeiten aus seinen Händen gegeben zu haben glauben.



„Der Gebrauch, den ein solcher Bergmann davon machte, war folgender: Er nahm dieselbe mit dem Stiel herabhängend in beide Hände, dann kehrte er die beiden geschlossenen, die Enden der Gabel haltenden Hände von unten nach oben gehend dergestalt um, daß der Stiel der Gabel nunmehr aufrecht vor ihm stand, wie die Figur zeigt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß beide Hände keineswegs die richtige Stellung haben, sie halten die Ruthe, so wie sie sie herabhängend gefaßt haben, dergestalt, daß die kleinen Finger nach innen, die Daumen nach außen gerichtet sind. Beim Umkehren der Ruthe zur Erhebung ihres Stieles nach oben bekommen auch die Hände eine verkehrte Stellung, beide Daumen sind alsdann unten, beide kleine Finger oben.

„Wenn der Bergmann die Ruthe auf solche Weise gefaßt hat, so schreitet er damit an denjenigen Stellen von Bergzügen und Schluchten, Geländen auf und ab, an denen er Metall zu finden hofft. Die Erzlagerstätten sollen ihm dadurch angedeutet werden, daß die in den Händen, welche sich in unnatürlicher Spannung befinden, schwebende Ruthe sich vorwärts neigt. Wo dieses geschieht, da liegt Erz. Auf dieses Faktum ließ sich noch am Anfange dieses Jahrhunderts ein jeder Bergmann todtschlagen, jetzt ist natürlich dieses Alles längst in's Fabelbuch geschrieben. Man untersucht die Lagergesteine, man weiß ungefähr, wo Erz überhaupt vorkommt, man hat zu ermitteln gesucht, welche Gesteinarten besonders erzführend sind; man unterscheidet ferner die Erze, welche in Gängen, d. h. in Spalten des Gebirges, vorkommen, von denen, die in horizontalen Schichten, in sogenannten Lagern, von denen, die in Nestern, und endlich von denen, die im Geschiebe und Gerölle der Ströme vorkommen und weiß so

nach der örtlichen Beschaffenheit ziemlich genau zu beurtheilen, welche Erze man zu erwarten habe und ob man überhaupt zu solchen Erwartungen berechtigt sei.

## II.

**Weite Verbreitung einer nützlichen Erfindung. Die beiden Abtrünnigen verheirathen sich. Nach einiger Zeit geht Reyher an die Geschäfte. Genaue Untersuchung der benachbarten Gebirge. Entdeckung von Steinkohlen, wodurch der Bergbau gesichert war. Auffindung. Absenkung von Schachten und Ausmauerung derselben.**

Diese Aufschlüsse waren dem Gouverneur genügend und er bestätigte nochmals alles das, was er dem jungen Manne versprochen hatte und fügte noch hinzu, daß die sämmtlichen im Interesse des Bergbaues unternommenen Reisen auf Kosten der Regierung gemacht werden sollten, wodurch mit großer Sicherheit der Nachweis geführt wird, daß die ausgezeichnet nützliche Erfindung der Reisediäten nicht auf Europa beschränkt ist, sondern auch in Amerika bereits Eingang gefunden hat. Alles wahrhaft Gute ist verbreitungsfähig, kommt zur Geltung und sei es auch innerhalb der Felsengebirge von Nord-Amerika.

Die beiden jungen Männer feierten an demselben Tage ihre Vermählung, sie hatten unzweifelhaft ihr Glück gemacht, wie man dergleichen überall zu nennen pflegt, sie hatten gegen alle Erwartung bedeutende Einnahmen und schöne Frauen gefunden, erschienen angesehen und geachtet, waren gewiß von den Frauen sehr geliebt, welche sich wohl der Hoffnung hingeben mochten, daß die Neulinge im Staate nicht gleich daran denken würden, der Sitte der Mormonen nachzukommen, sondern sich mit einer Frau zu begnügen. Unsere Nachrichten reichen nicht weit genug, um zu entscheiden, ob diese Hoffnung zur Wahrheit geworden, dies aber wurde zur Wahrheit, daß der Bergbau und die Arzneikunde durch die Ankunft oder vielmehr durch die Niederlassung der beiden Männer eine auffallend veränderte Richtung erhielt.

Das Nächste, was Reyher that, nachdem der erste Sturm der Leidenschaften sich ausgetobt hatte, war eine Untersuchung der Umgebungen des großen See's, wobei, da man Proviant mitnehmen mußte, der Versuch gemacht wurde, dieses Wasser als Salzlake zum Einsalzen des Fleisches zu gebrauchen, ein Versuch, welcher vollkommen gelang und bewies, daß dieses Seewasser aus einer beinahe concentrirten Auflösung von Kochsalz bestand.

Die Inseln, welche in diesem gewaltigen See liegen, haben eine beträchtliche Ausdehnung, zum Theil von mehreren Meilen im Umfange,

denn der See reicht von der Mitte des 40sten Breitengrades beinahe bis zum 42sten, hat mithin eine Länge von 24 deutschen Meilen und mehr als halb so viel Breite, so daß man nirgends von Ufer zu Ufer sehen kann. Wo man auch hinkommt, sieht man denselben mit einer zahllosen Menge von Wasservögeln bedeckt, mächtige Pelikane, welche sehr kampflustig sind, zahllose Reiherheerden, Flamingo's, Kraniche, Störche, kurz Alles, was nur lange Füße hat, oder schwimmen kann, bewohnt die Ufer, deren Boden man mitunter vor der ungeheuren Masse von Thieren gar nicht sehen kann und welche die Sonne verfinstern, wenn sie sich plötzlich in Schwärmen erheben. Der See war so viele Jahrtausende im ungestörten Besitz dieser Thiere, daß seine Ufer zu einer unerschöpflichen Fundgrube von Guano geworden sind; es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das ganze Utah-Territorium blos von dieser einen Stelle, von den Ufern des See's und seiner Inseln für Jahrhunderte mit dem Hauptartikel der Landwirthschaft versehen werden kann. Für's Erste allerdings wird wohl kein dortiger Landwirth daran denken, denn die Einwanderer befinden sich alle in der Lage, des Düngers überhaupt nicht zu bedürfen, weil ein so frischer, noch ungebrauchter Boden eine fast unerschöpfliche Triebkraft besitzt.

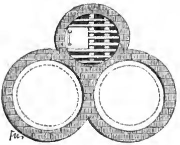
Die Untersuchungen wurden zunächst in der Absicht geführt um zu erforschen, auf welche Hülfsmittel Leute zu rechnen hätten, welche, ganz auf die eigenen Kräfte angewiesen, sich da oder dort in den Gebirgen würden niederlassen wollen um den Bergbau zu betreiben. Diese Untersuchungen hatten ein durchaus günstiges Resultat; es zeigte sich, daß für Fleischnahrung durchaus nicht gesorgt zu werden brauchte, daß man also nur die leicht transportablen, trockenen Substanzen, wie Mehl, Reis, Hülsenfrüchte und dergleichen würde zu beschaffen haben; auch das Brennmaterial war sehr zur Genüge vorhanden, indem die Ufer des See's klafterhoch mit Treibholz überdeckt sind, welches zweifelsohne durch die Gebirgsströme ausgerissen und abwärts geschwemmt war; es ist dabei so außerordentlich trocken, daß es eine sehr lange Lagerungszeit verräth, auch liegt es so hoch am Ufer, so fern vom jetzigen Wasserstande des See's, daß man hieraus zu schließen berechtigt ist, der große Salz-See habe in früheren Zeiten einen beträchtlich höheren Standpunkt gehabt.

Die Untersuchung der Gebirge fiel äußerst glücklich aus, das vor Allem Wichtigste war die Auffindung verschiedener Steinkohlenflötze, deren Existenz mithin den Bergbau sicher stellte; demnächst wurden ringsum in größeren oder kleineren Entfernungen werthvolle Mineralien gefunden; das Wichtigste, das Eisen, war in großen Massen da, aber auch Kupfer, Blei

und Silber, Nickel und vieles Andere wurde gefunden, so daß man diese Expedition als eine höchst gelungene zu betrachten hatte und Reyher sich Glück wünschen konnte, gleich am Beginn seiner Laufbahn Beweise seiner Tüchtigkeit gegeben zu haben.

Der Mensch kann wohl ohne Gold und ohne Silber bestehen, aber nur schwer ohne Eisen, wenigstens sind diejenigen Völker, welche des Eisens entbehrten, immer in Kurzem die Beute Anderer geworden, welche Eisen besaßen; deshalb war auch hier die erste Sorge des neuen Ober-Berg-direktors auf Gewinnung des Eisens gerichtet. Ein Distrikt im Süden der großen Salz-See Stadt war dergestalt reich daran, daß der Gouverneur davon Gelegenheit nahm, die anzulegende Ortschaft Eisenstadt (Iron Town) zu nennen.

Der junge Mann hatte gute Studien gemacht und war in Folge derselben vertraut mit Allem, was es des Neuesten in dieser Hinsicht gab. Er ging daher auch von den, zum Theil sehr schlechten Methoden der Erzgewinnung, des Grubenbaues u. s. w. ab. Er verwarf den gezimmerten



Schacht und bediente sich gleich von Hause aus des gemauerten, diesen aber erbaute er nicht auf die gewöhnliche Weise, indem er eine große weitläufige Grube abtäufen ließ, deren Wände dann durch Mauerwerk gestützt wurden, innerhalb deren man die Abtheilungen, welche zum Grubenbau erforderlich waren, durch hölzerne Wände beschaffte, sondern er ließ drei kreisförmige kleinere Schachte dicht nebeneinander bauen, davon der eine zum Aus- und Einfahren, der andere zur Lüftung und der dritte zur Bewältigung des Wassers benutzt werden sollte; eine Einrichtung, deren Nutzen so auf der Hand lag, daß auch derjenige, der nichts von der Sache verstand, sie begreifen konnte. Es ließ sich leicht fassen, daß die Verbindung der verschiedenen Arbeiten, die immer parallel nebeneinander laufen müssen, in einem Schacht störend gegen einander wirken müßte; sollten die Leute in dem Lüftungsschachte auf- und absteigen, so hatten sie entweder mit einem kalten abwärts gehenden Strom, oder mit einem aufwärts gehenden mit verdorbener Luft zu kämpfen, welche aus der Tiefe des Schachtes kam und die bösen Wetter, fauligen Dünste und verderblichen Gase mit sich führte.

# III.

**Zweckmäßigkeit der gemauerten und getheilten Schachte. Verdorbene Luft in hölzernen Schachten. Rhizomorpha subterranea. Beschädigung des Holzes durch diese Pflanze. Einrichtung eines Stollens mit gewölbter Sohle. Ein anderer Stollen mit gewölbter Decke.**

Sollten sie mit der Wasserkunst in demselben Raume arbeiten, so war die natürliche Folge, daß sie von oben bis unten benetzt werden mußten; sollten sie aber neben den Eimern, welche die gewonnenen Erze und das Grubengestein zu Tage schafften, aus- oder einfahren, so befanden sie sich jeden Augenblick in der Gefahr, von dem hin- und herschwingenden Eimer gestoßen, verwundet, vielleicht zermalmt zu werden.

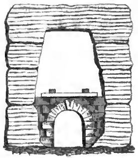
Abtheilungen der Schachte sind aus den gedachten Gründen unerläßlich und fehlen daher auch nirgend, aber wenn der Schacht in diese Abtheilungen zerlegt wird durch hölzerne Zwischenwände, so werden diese sehr bald durch die Feuchtigkeit und die Nässe, in welcher sie immerfort befindlich sind, mit einer Vegetation überzogen, welche, wie schön sie auch sei, doch höchst verderblich auf das Holz und auf die Luft in dem Bergwerke wirkt.

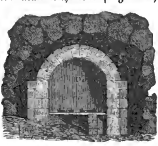
Es ist die Rhizomorpha subterranea, welche anfangs in einem langen und schmalen Streifen an dem durchfeuchteten Holze umherklettert, sie hat einen seidenartigen Glanz, fühlt sich auch seidenartig an, besteht aus, man möchte fast sagen, Chenille, wenn die kurzen zarten Fäden rundum aufwärts ständen, allein sie liegen ganz glatt an dem Holze, sie haben Strich, sehen schneeweiß aus und sind dasjenige, was an dem faulen Holze leuchtet. Innerhalb alter Stollen, die mit Holz gezimmert sind, sieht man diese Flechten oder Moos oder Pilzgattung (die Botaniker sind ganz uneins über die Stelle, welche sie der Rhizomorpha geben sollen) die ganzen Stämme überziehen, denn die anfangs vereinzelten Streifen verästeln sich, klettern an den Stämmen nicht blos aufwärts, sondern hin und her, überziehen sie mit einem Netz leuchtender Bänder, welches nach und nach sich so sehr erweitert, daß alles Holzwerk davon umgeben ist. Innerhalb solcher Stollen bedarf man auch keines Grubenlichtes, denn die Helligkeit, der eigenthümliche Schein, der vollkommen dem Phosphor ähnlich ist, hat eine solche Wirkung, daß man des Lichtes entbehren kann, aber die Luft wird zugleich so sehr verdorben, daß sie beinahe gar nicht mehr athmenbar ist, indem die Pflanze eine unglaubliche Menge Kohlensäure aushaucht.

Selbstverständlich sind auch Stollen, welche einmal von der schädlichen Pflanze überwuchert sind, nicht mehr sicher, das Holz ist mürbe, ist in

Verwesung übergegangen, thut also das, was man von ihm verlangt, nicht mehr, es stützt die Felsenmassen, welche auf ihm liegen, nicht, es ist die Gefahr des Zusammenstürzens immer vorhanden. Schacht oder Stollen sollen daher immer gemauert sein und Reyher folgte diesem Prinzip.

Das Nächste, was der Bergmeister vornahm, war nun die Herstellung eines sehr tief liegenden Stollens, welcher zweierlei Zwecke gleichzeitig mit einander verband; er sollte dazu dienen, die Grubenwasser ohne Anwendung mechanischer Hilfsmittel fortzuschaffen und auf hölzernen, oder später eisernen Bahnen das Erz zu fördern. Man hatte ein sehr schönes, in breiten Lagern gestrecktes Gestein vor sich, welches nur so weit geöffnet und durchgehauen werden durfte, als nöthig, um den Raum zu beschaffen, der für die Wagen und für die Gewässer erforderlich war. Unser Bildchen zeigt die Art, wie dieses geschah; eine Ausmauerung war nur nöthig an dem untersten Theil, wo das Sinkwasser abgeführt werden sollte. Die ausgesprengten Steine selbst wurden an Ort und Stelle behauen und dienten sofort als Baumaterial für das Gewölbe. Auf der Ebene, die durch Ueberbauung desselben erlangt war, ruhten die Geleise für die Wagen. An einer andern Stelle, wo man nicht eine so glückliche Lagerung fand, mußte allerdings zur Ueberwölbung des ganzen Stollens geschritten werden. Hier war, wie unsere Zeichnung angiebt, allerdings erst ein größerer gewölbter Raum ausgehauen worden, aber keine Schichtung bot die geringste Garantie für ein ruhiges Liegenbleiben des Hangenden, das heißt der oberen Decke über dem im Stollen arbeitenden Bergmann; so wurde denn ein geringerer als der ausgehauene Raum von zwei parallelen Seitenwänden (mm) begrenzt, durch ein gutes Gewölbe (o) übermauert und darauf mit Fleiß und Sorgfalt so viel von der Gesteinmasse geschüttet, als erforderlich, um das möglicherweise nachstürzende Gestein aufzuhalten und seine beim Fallen sehr gefährliche Wirkung dadurch aufzuheben, daß man sie in einen bloßen Druck auf das Gewölbe verwandelte. Dieser Bau war breit genug angelegt, um zwei Geleise neben einander zu haben, wodurch das gleichzeitige Herausfahren der beladenen und das Hereinfahren der leeren Wagen möglich gemacht war.





Dieser sehr breite Stollen leistete auch den zweiten Dienst der Ableitung der Bergwasser, wozu unter der Sohle bei c ein Kanal gelassen war.

Reyher hatte sich vorgesetzt, im Falle er späterhin große Wassermassen zu bewältigen haben sollte, die Stollen so einzurichten, daß sie schiffbar würden, da man denn auf denselben statt der Karren, Kähne zur Bewältigung des Materials anwenden würde.

Die Leute waren sämmtlich ziemlich gut besoldet, wurden gut verpflegt und befanden sich daher stets bei fröhlichem Muth. Nach und nach hatte sich Reyher die geschicktesten und besten herangezogen, um sie theoretisch zu belehren, auszubilden und so sich ein Unterkommando zu verschaffen. Die erste Zeit brachte er damit zu, ein solches Eisenbergwerk anzulegen, d. h. Schacht und Stollen dazu in Angriff zu nehmen. Sobald Alles auf die erforderliche Weise im Gange war, verließ er seine Leute um an andern Orten ähnliche Nachsuchungen zu machen. Hierzu übergab er die Aufsicht einem derjenigen, welche er auf die gedachte Weise sich vorgebildet hatte und er nahm selbstthätig eine Steinkohlengrube in Angriff. Bald darauf, als er auch diese mit Leuten besetzt und ihre Arbeit geregelt hatte, legte er ein drittes Bergwerk an und war so unablässig thätig, während er gleichzeitig für das Wohl seiner Untergebenen auf jede Art zu sorgen suchte.

---

## IV.

**Arbeitseintheilung der neu gezogenen Bergleute. Arbeit auch während der müßigen Stunden. Garten- und Häuserbau. Große Thätigkeit Reyhers und häufige Rückkehr nach Jerusalem. Vorschlag, die Bergleute zu verheirathen. Franke macht eine Gesandtschaftsreise zu den Utah-Indianern. Ausstattung zu dieser Reise.**

Ein wesentlicher Punkt schien ihm, dieselben nicht müßig gehen zu lassen, was sehr leicht möglich wurde, da ihre Arbeitszeit nur täglich acht Stunden betrug; acht andere Stunden sollten zu häuslicher Beschäftigung und die letzten acht Stunden zur Nachtruhe benutzt werden. Wo aber nicht häusliche Einrichtungen sind, ist auch ein häusliches Leben nicht denkbar, es blieben mithin die acht, für die häuslichen Arbeiten bestimmten Stunden unbenutzt und das war jedenfalls das Uebelste, was einer zahlreichen Menge von Männern begegnen konnte, daher machte Reyher seine Leute darauf aufmerksam, daß sie sich ein viel angenehmeres Dasein würden verschaffen können, wenn sie sich Gärtchen anlegen wollten, um Rüben, Kartoffeln, Kohl, Bohnen u. s. w. zu ziehen. Der Vorschlag wurde als-

bald mit großer Lebhaftigkeit angenommen und auf einmal kam Thätigkeit unter die Leute.

Das Erste und immer Nothwendige in einem noch unbewohnten Lande ist die Errichtung einer Schutzwehr gegen die pflanzenfressenden Thiere. Unsere Ackerfelder bedürfen dessen nicht, denn die Heerden von Schafen und Rindern haben ihre Hüter und das Wild ist im Verhältniß zum bebauten Lande und den Bewohnern des Landes so gering, daß der Schaden, den es thut, (wenn auch bei einer Berechnung alles dessen, was davon in einem großen Lande verzehrt wird, große Summen herauskommen) den Einzelnen nicht besonders hart trifft. Sehr anders erscheint dieses in einem noch unbewohnten oder sehr schwach bevölkerten Lande, woselbst der Wildstand ein so zahlreicher ist, daß er die Zahl der Bewohner weit überflügelt, wo also das Gärtchen, was ein Kolonist sich mit Mühe bepflanzt hat, von den Gästen in einer Stunde bis auf den kahlen Boden herab abgeerntet ist. Diese Umzäunungen sind daher ein recht kräftiger Beweis für die noch unzulängliche Bevölkerung; wird sie auf das Zwanzigfache gestiegen sein, wird die Union einmal statt 25 Millionen 500 Millionen zählen, so werden die Fenze, die Einzäunungen wohl gänzlich verschwunden sein, oder es werden höchstens noch solche gegen zweibeinige Raubthiere um Obst- und Blumengärten gebraucht werden.

So sah man denn in der Umgegend der Schachte und der Stollen an Stelle der Zelte von Leder, von den Fellen der geschossenen Thiere, Blockhäuser entstehen, welche ein Jeder nach seinem Geschmack oder nach seinen Bedürfnissen da oder dort errichtete, wo es ihm am bequemsten erschien, immer aber an einer Stelle, welche Gelegenheit gab, ein Gärtchen anzulegen. Die Bächlein, welche die Thäler durchströmten, wurden mannigfach abgelenkt und zur Bewässerung verwendet. Ein sonniges Klima und genügende Benetzung des Bodens entwickelten mit wunderbarer Geschwindigkeit die dem Boden anvertrauten Sämereien und Jeder hatte sichtlich seine Freude daran und war dem wackern Deutschen dankbar für den Vorschlag, den er gemacht, und der so bald die schönsten Früchte trug.

Wie Reyher auch seine Thätigkeit theilte und bald einen vierten und fünften Ort für die Anlage eines Bergwerks gefunden hatte und von da ab den größten Theil seiner Zeit mit Reisen von einem Orte zum andern zubrachte, so verlor er doch das Glück jedes Einzelnen seiner Untergebenen nicht außer Augen.

Eine jede solche Reise führte ihn immer wieder in das neue Jerusalem zurück, allerdings unter dem sehr wahrscheinlichen Vorwande, dem Gouverneur Bericht abzustatten, in der That aber noch viel mehr in dem Ver-

langen, seine schöne junge Frau, seine liebe Sara, zu sehen. Er genoß in den wenigen Tagen, auf welche er seinen Aufenthalt in der Stadt beschränkte, so viel des Glückes, daß ihm der Gedanke kam, seinen Bergleuten nach und nach zu ähnlichem Glücke zu verhelfen. Er sprach hierüber mit dem Gouverneur und dieser fand den Gedanken sehr vernünftig und für den Staat selbst wichtig und vortheilhaft; es handelte sich nur um eine Kleinigkeit, nämlich darum, genug Frauen und Mädchen zu finden, welche geneigt wären, sich mit den Bergleuten in die Wüsten und Einöden zu begeben. Allerdings war seine Macht groß genug, um durch einen Wink, einen ausgesprochenen Wunsch dasjenige zu erreichen, was hier nöthig, allein er würde dadurch der Stadt am großen Salz-See einen nicht unbeträchtlichen Theil ihrer Bewohnerinnen und ein Mittel, die Bevölkerung zu vermehren, entzogen haben. So machte er denn seinem jungen Freunde einen Vorschlag, welcher von seiner außerordentlichen Staatsklugheit Zeugniß ablegt.

Die Mormonen befanden sich mit der Gesammtmasse ihrer Ansiedelungen in dem Lande der Utah-Indianer; sie waren in dasselbe eingedrungen ohne die Eingeborenen zu fragen und hatten daher vielerlei Kämpfe mit ihnen gehabt, welche alle zwar siegreich für die europäischen Waffen gewesen waren, jedoch eine große Erbitterung von Seiten der Eingeborenen geweckt hatten. Der gegenwärtige Zustand der Bergkolonie brachte nun Young auf den Gedanken, eine Gesandtschaft an die Utah-Indianer zu schicken, ihnen Friedensvorschläge zu machen, ihnen viele nützliche Geschenke zu bieten, aber Geißeln von ihnen zu verlangen, Geißeln, welche für die Ruhe der Utah's Bürge sein sollten.

Der Gedanke, dem noch etwas im Hintergrunde lag, wurde sogleich ausgeführt und der junge Arzt Franke mit diesem erhabenen Gesandtschaftsposten betraut; begleitet von zwei Halbindianern, welche sich überall, sowohl unter den Weißen als unter den Wilden vorfinden, dreißig wohl berittenen und wohl bewaffneten Männern und endlich von seiner jungen und schönen Gattin Dina, reis'te er über Utah, die Stadt am Utah-See, nach dem im Süden liegenden Gebiet der Eingeborenen.

Viele Wagen, mit Rindern wohl bespannt, enthielten theils die nothwendigsten Existenzmittel, die Mundvorräthe, theils aber auch eine außerordentliche Menge von Gegenständen, die für die Wilden von unschätzbarem Werthe sein mußten, wie Sägen, Beile, Messer, Hämmer und Nägel, metallene Kessel und Töpfe, Blechgeschirre, kurz, Haushaltungsgegenstände aller Art, ferner auch bunte, lebhaft gefärbte Zeuge zur Bekleidung und Gegenstände des Schmuckes für Frauen und Mädchen; Tabak

und Pfeifen für die Männer waren natürlich in großen Vorräthen vorhanden, das verderbliche Feuerwasser, der Branntwein, war ausgeschlossen.

---

## V.

**Der Centralstamm der Utah-Indianer und deren Lebensweise. Fränke's Diplomatik. Handel mit den Indianern. Das Lager der Blaßgesichter. Ihre wunderbaren Gebräuche und Geschicklichkeiten. Ihre wandernden Zelte. Die schöne Einrichtung derselben. Neid der Utahfrauen über diese Bequemlichkeiten.**

So ausgerüstet begab sich die Gesellschaft an ihre Arbeit, und so gelangte man nach einem zwölftägigen Marsche ohne alle Abenteuer in das Centrum des Landes der Utah's. Diese Völkerschaft ist nur wenig bekannt, sie liegt nicht auf der großen Straße, nicht auf dem Wege der Karawanen der Auswanderer, es ist daher ziemlich begreiflich, daß sie wenig oder gar nicht berührt, auch nur wenig oder gar nicht bekannt sind, und wir geben in dieser Voraussetzung das beifolgende Bild, durch welches man sowohl einen Begriff von ihrer Art zu wohnen, als auch von ihren Körperformen, von ihrem äußern Ansehn erhält.

Ihre Zelte von Büffelhäuten, über sehr starkes Rohr oder über Stangen von jungen Bäumen gewonnen, kegelförmig gearbeitet, geben ihnen bei den geringen Bedürfnissen und bei den geringen Anforderungen an häusliche Bequemlichkeit, sowohl genügenden Raum als Schutz gegen Regen und Wind. Das Feuer aus trocknem Reisig wehrt der Kälte, der flache Erdboden bietet Stuhl, Tisch, Sopha und Bett und so bleibt ihnen, wie es scheint, nichts zu wünschen übrig. Ihre Kleidung aus Reh- oder Hirschfellen, je nachdem die Jahreszeit es fordert, mit den Haaren oder ohne dieselben, durch die Frauen bereitet, ist äußerst geschmeidig, da die Felle durch das Mark der Thiere gegerbt sind, ist bequem und gewiß für ihre Bedürfnisse bei Weitem zweckmäßiger, als unsere Kleidung, und ist zugleich eingerichtet sie im Schlafe als Decke genügend zu verhüllen und ihnen auf dem Marsch oder auf der Jagd oder im Kampfe die möglichst geringsten Hindernisse in den Weg zu legen. Was ihre Waffen betrifft, so bestehen dieselben allerdings vorläufig nur noch in Bogen, Pfeil und Speer, und falls sie zu Pferde sind, in den nie fehlenden Schlingen oder den entsetzlichen, immer tödtlichen Wurfkugeln; aber allerdings so übel man berathen ist, wenn man von solcher Waffe getroffen, gefesselt, zerschmettert wird, so sind dieselben doch dem Feuergewehr nicht gewachsen, was denn ohne Zweifel der Grund ist, daß alle diese wilden Völkerschaften den Europäern



Verlag v Theodor Thiele in Berlin

Druck v Gebr Delius

Ein Nordamerikanischer Heldenstamm.

nicht haben widerstehen können, sondern an der Unzulänglichkeit ihrer Waffen untergegangen sind. Mangel an Tapferkeit war es nicht, denn diese ist über jeden Tadel und jeden Verdacht erhaben.

Franke gelangte mit seiner Karawane zu den Leuten und begann in echter Diplomatenmanier von etwas ganz Anderm als dem Zweck seiner Sendung zu sprechen. Handel war es, der ihn herführte, gar nichts als Handel; sie hatten Felle, Thierhäute, sie hatten dergleichen bereits gegerbt, sie hatten auch Feld- und Gartenfrüchte, er konnte derselben viele brauchen und wollte gut bezahlen, was er erhandelte. Sie hatten vielleicht auch Goldkörner, obschon von geringem Werthe (die echte Krämerseele), so doch der Mode wegen wohl des Kaufens werth und man konnte in blanken Messingringen zehnmal so viel an Gewicht geben, als die Goldkörner wogen (hier schlug die deutsche Großmuth schon wieder vor, derjenige, der nichts als Kaufmann gewesen wäre, hätte im besten Falle doppelt so viel Messing geboten, als er Gold erhielt).

Den Indianern leuchtete das Vortheilhafte eines solchen Verkehrs ein. Der vortreffliche Tabak, welcher mitgebracht war, füllte zuerst die Friedenspfeife, welche im Kreise rundum ging und die Sicherheit der Fremdlinge unter den Indianern verbürgte.

Nachdem nun manches von dem gezeigt worden war, was die Ankömmlinge besaßen, und geboten worden war, was die Indianer an verkäuflichen Waaren hatten, brach man vorläufig die Unterhandlungen ab und überließ sich theils dem Bereiten des Mahles, theils der Einrichtung der eigenen Wohnung für die nächsten Tage.

Die Wagen wurden in einem großen Kreise zusammengefahren, eine sehr schöne Frau wandelte unter den Männern umher, welche sämmtlich dieser Frau eine Achtung bewiesen, wie nie die Squaw eines Häuptlings genossen. Die Frau that nichts, die Frau sah zu, die Frau ging den Kopf billigend neigend oder mißbilligend schüttelnd umher. Ihre Billigung ermunterte überall die Arbeit, ihre Mißbilligung brachte sofort eine Aenderung des bisherigen Verfahrens hervor — nun, die Männer waren wohl Sklaven, Feiglinge, welche sich im Kriege hatten fangen lassen — unfähig die Waffen zu führen?

Nichts von alledem, es waren freie, es waren waffenfähige und waffenkundige Männer. Es wurde Abend und die Prairiewölfe nahten sich der Niederlassung. Einer von den Männern nahm einen Stein in sein Schnupftuch, bediente sich desselben als einer Schleuder und warf den Stein mit solcher Sicherheit auf die Entfernung von ein paar hundert Schritten, daß der Wolf im Augenblick der Berührung durch das tödtliche

Geschoß heulend zusammenbrach und wenig Minuten darauf verendete. Ein Anderer nahm ein eisernes Rohr, worin der Blitz und der Donner zusammengebunden lagen, er richtete das Rohr auf einen Wolf, löſ'te das bindende Band und der Blitz fuhr mitsammt dem Donner heraus und das Thier, auf welches das Rohr gerichtet gewesen, brach lautlos zusammen.

Die Wilden waren erstaunt darüber, die Arbeiter aber, welche man für Feiglinge und Gefangene gehalten hatte, machten aus den Thaten ihrer Genossen nichts Besonderes, weil sie selbst sämmtlich ein Gleiches zu leisten im Stande waren. Den Frauen aber gefiel besonders die schöne Art von Zelten, welche die Fremden bei sich hatten. Die Stangen derselben brauchten nicht von Ort zu Ort getragen zu werden, sie liefen von selbst auf vier runden Sohlen, deren jede zwölf Beine hatte, die Sohlen drehten sich dabei immerfort und immer kamen dabei andere Beine nach Unten, um die Zeltstangen zu tragen, indessen diejenigen, welche vorher unten waren, nunmehr nach der Seite, nach Oben kamen und sich ausruhen konnten, bis die Reihe, den Wagen zu stützen, wieder an sie kam — was mußte das für ein glückliches Leben für die Squaw's sein, welche auf diesen sonderbaren Häusern ihre Kinder, ihre gesammten Vorräthe, ihre Wirthschaftsgegenstände laden konnten und nicht nöthig hatten sie zu tragen!

Die Zeltstangen waren wie die ihrigen mit Fellen überdeckt, aber diese Felle reichten weit hinab bis an den Erdboden, so daß ein sehr viel größerer Raum davon bedeckt wurde als die Zelte der Utah's umschlossen, doch sahen die Frauen, daß die Bewohner dieser Zelte nicht auf der Erde, sondern hoch über derselben auf hölzernen Gestellen schliefen, indeß der untere viel weitere Raum den Heerden zum Aufenthalt diente, welche auf diese Weise gegen die Angriffe der wilden Thiere geschützt waren. Eine neue, sehr große Bequemlichkeit, deren sie und die Ihrigen nicht theilhaftig waren.

---

## VI.

**Neue Entdeckungen, welche der Morgen bringt. Auffällige Erweiterung der Begriffe über Liebe und Fußtritte, und ob diese nothwendig zusammen gehören. Rechtliches Bedenken darüber. Einleuchtende Vortheile bei einem friedlichen Verhältniß. Anbahnung eines Vertrages. Zweifel in die Redlichkeit der Utah's.**

Als die Nacht hereinbrach, stellte Franke Wachen aus und dann legte sich Alles zur Ruhe. Am nächsten Morgen erhoben sich die Reisenden ziemlich früh, doch nicht früh genug, um den indianischen Frauen zuvorgekommen zu sein. Diese waren äußerst beschäftigt mit der Bereitung

des Frühmahls. Die Reisenden thaten dasselbe, aber nicht die Squaw von ihnen, diese ruhte noch in ihrem Zelte, als schon alle Andern beschäftigt waren. Nun begann die Zeit zu nahen, da das Morgenmahl bereit war, es theilten sich die Vorhänge an dem Zelte der weißen Squaw und sie erschien strahlend wie die Sonne, welche ihre feurigen Blicke auf das schöne Antlitz derselben richtete. Sie erschien und ihr Lächeln weckte überall die freudigste Bewegung. Der Häuptling der Fremden brachte ihr eine Schale dar und setzte sich zu ihr und sie schlang ihren Arm um seinen Nacken, trank von dem Dargebotenen und gab mit einem Kusse die Schale zurück, welche der Häuptling nunmehr leerte.

Das waren lauter neue Begriffe, welche den indianischen Frauen auftauchten, noch nie hatten sie Derartiges gesehen, noch nie war ihnen vorgekommen, daß man eine Squaw mit Liebe und Achtung behandeln könne. Sie, die indianischen Weiber, hatten zwar Achtung vor ihren Männern, sie war aber mit Furcht und Entsetzen gemischt, sie hatten auch Liebe zu ihren Männern, aber noch nie hatten sie empfunden, daß dies Gefühl gegenseitig sei und es erfüllte sie mit Kummer, wenn sie an ihre Sklaverei dachten.

Eine und die Andere suchte mit der schönen Frau des Häuptlings zu sprechen, das war allerdings eine vergebliche Mühe, doch die Halbindianer halfen hier. Fragen mancher Art wurden ausgetauscht und die Antworten des schönen Blaßgesichts setzten die Frauen der Eingeborenen in immer größeres Erstaunen. Die Frauen der Blaßgesichter bekamen keine Schläge, keine Fußtritte, wurden von den zornigen Männern nicht verwundet, sie brauchten nicht zu arbeiten, nicht Zelte und Gepäck und Kinder auf der Wanderschaft meilenweit zu schleppen, sie wohnten in schönen, hölzernen Häusern, sie hatten nichts zu thun als die Küche zu besorgen, dafür bekamen sie, vorausgesetzt, daß die Speisen gut und nicht räucherig — freundliche Blicke, Küsse und schöne Kleider — welch' ein Leben voller Freuden, voller Glück!

Die Halbindianer hatten dieses Gemälde wohl von dem Verhältniß der Frauen copirt, welche den gebildeten Ständen angehörten und nicht an die Yankee's niederer Klasse, an die armen Farmerweiber, an die Frauen der irischen Auswanderer gedacht, welche viel häufiger den Stiel der Axt des Mannes, als die sanftstreichelnde Hand desselben zu kosten bekommen. Doch dem großen Durchschnitt nach war wenigstens so viel des Wahren an der Sache, daß eine indianische Frau ein bei Weitem traurigeres Loos hat, als eine europäische. Ueberall, wo die rohe Kraft, wo die übermüthige Gewalt das allein Herrschende ist, findet sich dieses nämliche Ver-

hältniß wieder. Das schwächere Weib ist das unglückliche, geplagte Lastthier, der Mann ist der harte, unbarmherzige Tyrann.

Als die Männer sich nach und nach zu zeigen begannen, fing wieder ein vielfältiger Verkehr zwischen den Weißen und Eingeborenen an und nachdem mehrere Stunden so vergangen waren und Francke manchen Blick in die Verhältnisse der Eingeborenen gethan hatte, frug er den Häuptling und mehrere Anführer der benachbarten Stämme desselben Volkes, ob es nicht besser sei friedlich mit einander zu leben, als sich zu bekriegen, wobei niemals ein Vortheil herauskomme und das Beste, was die siegreiche Partei von dem ganzen Kriege habe, darin bestehe, daß sie nicht ganz so viele tapfere Männer verloren habe, als die besiegte Partei.

Es war etwas so Einleuchtendes in dieser Rede, daß der Häuptling, ohne sich zu bedenken, die Richtigkeit derselben zugab, und Franke frug nun, warum, wenn sie dieses einsähen, sie nicht Frieden mit ihren Nachbarn, den Blaßgesichtern, hielten, welche bereit seien, ihnen so Vieles von ihren eigenen Annehmlichkeiten mitzutheilen, als sie nur irgend entbehren könnten.

„Gut," sprach der Häuptling, „wir haben die Friedenspfeife mit eineinander geraucht, es fehlt nur noch, daß wir den Tomahawk begraben, die Farbe von unsern Gesichtern waschen und uns die Hände geben zu einem Vertrage."

„Der Häuptling spricht gut," ließ Franke ihm antworten, „aber er denkt nicht was er spricht; der Häuptling hat zwei Zungen, mit der einen sagt er zu den Blaßgesichtern, er wolle Frieden mit ihnen halten, er wolle freundlich und liebreich mit ihnen sein, mit ihnen tauschen ihre Kleiderstoffe gegen seine Felle, ihre Messer gegen sein Wild, mit der andern Zunge sagt er zu den Seinigen, er werde die Blaßgesichter einschläfern durch Versprechungen und wenn sie sicher gemacht seien, so werde er sie überfallen, ihre Heerden, ihre Schätze rauben und ihre Scalpe als Siegeszeichen mit nach Hause bringen, und er wolle nicht früher ruhen, als bis alle Blaßgesichter vertilgt seien."

---

## VII.

**Franke fordert Geißeln und erregt damit den Zorn des Häuptlings. Erklärung, was für Geißeln man gemeint hat und weshalb man sie haben will. Alles neigt sich zum Guten. Franke's diplomatische Gewandtheit trägt einen glänzenden Sieg davon.**

Der angeredete Häuptling erwiederte und der Dolmetscher übersetzte folgendermaßen: „Häuptling der weißen Männer, die Rothhäute haben nicht

zwei Zungen, die Rothhäute sprechen wie sie denken, ihr Ja heißt Ja, ihr Nein heißt Nein. Die Blaßgesichter haben zwei Zungen, noch immer, wenn wir mit ihnen verhandelten, sind wir getäuscht worden, so mit denen, welche im Süden wohnen und deren Hauptbaar schwarz ist wie das Gefieder des Condors von den Felsgebirgen, wie mit denen, die im Norden wohnen und deren Haar golden ist wie die Strahlen der aufgehenden Sonne und deren Frauen schön sind und weiß wie der Mond, wenn er der Sonne gegenübersteht.

„Aber sage mir, Fremdling, welche Bürgschaft willst Du haben für unsere friedliche Gesinnung und welche Bürgschaft willst Du uns geben für die Deinige, wir sind bereit jedem billigen Verlangen nachzukommen."

Franke ließ erwiedern, er verlange Geißeln, es müßten viele Leute mit ihnen gehen, welche den Eingeborenen werth seien und deren Schicksal von demjenigen abhänge, der sie mitgegeben als Geißeln. Viele Leute, die in Glück und Frieden leben würden, so lange die Indianer Frieden hielten, die aber gestraft werden würden, sobald sie das Friedensgelöbniß brächen.

Der Häuptling stand auf, Zorn röthete sein Gesicht noch mehr als es schon von Hause aus roth war. Seine Augen sprühten Feuer, er faßte seinen Speer mit so gewaltiger Hand, daß man glaubte das Holz unter seinem Drucke knacken zu hören, und er rief mit einer Stimme, grollend wie der ferne Donner: „Erkennst Du, Fremdling, Deine eigene Zweizüngigkeit, Deine Schlechtigkeit, Deine grausame Hinterlist? Siehe, Dich schützt allein der große Geist, dem zu Ehren wir die Friedenspfeife geraucht haben. Du wagst es, mir in das Gesicht zu sehen? Du, der Du uns Frieden anbietest und doch ein so verrätherisches Verlangen stellst? Ist es ehrenvoll für Dich, Diejenigen als Geißeln zu fordern, welche uns die Liebsten und Werthesten sind, und wäre es ehrenvoll für uns, freiwillig unsere Waffen wegzulegen, unsere besten, tapfersten Männer, unsere kühnsten Krieger Euch mitzugeben, damit Ihr dieselben vielleicht schlachtet, vielleicht entehrt durch Arbeit, uns aber jedenfalls wehrlos macht?!"

„Wer fordert denn Männer und Krieger von Euch?" erwiederte Franke. „Nein! die Krieger sind Nichts in der Gefangenschaft, und Völker, welche ihre Krieger fortgeben können um des Friedens willen, werden bald selbst zu Sclaven werden! Wir wollen keine Nachbaren haben, die nicht Krieger sind. Keiner von uns hat daran gedacht solche Geißeln zu fordern. Eure jungen Mädchen wollen wir haben, sie sollen zu uns kommen, sollen sich mit unsern Männern verheirathen, sollen ihre Squaws werden und sie werden glücklich sein so lange Ihr Frieden haltet, und Ihr werdet sie, Eure eigenen Töchter, Eure liebsten Kinder, unglück-

lich machen, wenn Ihr Krieg mit ihren Gatten anfangt. Von diesem Gedanken gehen wir aus, wenn wir von Geißeln mit Euch sprechen. Möge der Häuptling seinen Zorn besänftigen und uns glauben, daß wir nicht unredliche Absichten haben, daß wir nicht mit zwei Zungen sprechen, daß wir nur das Glück beider Völker, der Blaßgesichter und der Rothhäute, im Sinn haben."

Es war wunderbar zu sehen, wie sich das zornige Gesicht des Häuptlings verwandelte, als er hörte, daß die schmachvolle Absicht, die er der Forderung untergeschoben, keineswegs vorhanden sei, daß man weder ihn noch seine Krieger beleidigen, daß man sein Volk nicht schwächen wolle, sondern im Gegentheil die beste, die lobenswerthe Absicht hege, daß man ein Volk mit dem seinigen ausmachen wolle.

Die Eingeborenen haben einen tödtlichen Haß gegen die Europäer und beim Himmel, man kann es ihnen nicht verdenken; es würde schwer sein, sich eine Kränkung, eine Beschädigung an Person und Eigenthum vorzustellen, welche die Armen nicht bereits erlitten hätten; trotzdem haben diese unzählige Mal beleidigten und betrogenen Wilden doch eine solche Achtung vor der Ueberlegenheit der weißen Race, vor den geistigen Mitteln derselben, daß sie es für eine Ehre halten, sich mit derselben zu verschwägern, deshalb wurde das hier gemachte Anerbieten auch sofort angenommen. Der Häuptling sprach:

„Möge mein weißer Bruder keinen Groll darüber hegen, daß ich ihn in Verdacht gehabt, er wolle handeln, wie die Blaßgesichter immer gegen uns gehandelt haben! ich sehe, der große Geist blickt gnädig auf uns hernieder, die Utah's und die Blaßgesichter sollen zu einem Volke verschmelzen; wir sind stolz darauf, wackere Freunde in Euch gefunden zu haben und wir wollen Euch gern gestatten, von unseren Mädchen zu wählen, welche Ihr wollt und so viel Ihr wollt; unsere jungen Männer werden zwar scheel dazu sehen, denn viele haben sich schon um die Gunst der Töchter des Landes beworben, aber sie werden fühlen, wie wichtig es für uns ist, mit einer starken, kräftigen Nation in Verbindung zu treten, und sie werden ihrem Herzen gebieten, den Kummer, den sie empfinden, nicht laut werden zu lassen."

Franke erwiederte: „Mein rother Bruder wird nicht glauben, daß wir hart und grausam genug sind, um ein Band zu trennen, welches die Herzen geschlossen haben, nicht diejenigen, welche sich verlobt, versprochen haben, sondern diejenigen, deren Herzen frei sind, begehren wir. Es würde unseren jungen Männern keine Freude machen, wenn sie fühlen müßten, daß wohl die Hand des jungen Mädchens, nicht aber das Herz desselben

im Wigwam des neuen Freundes beschäftigt sei. Nein, lasset sie selbst entscheiden, diejenigen, welche geneigt sind, welche gerne darein willigen, mit uns zu gehen, diese wollen wir bitten, uns zu vertrauen, zu glauben, daß wir ihr Bestes wollen und wir sie nicht als Sclavinnen, sondern als Freundinnen in unseren Hütten zu sehen beabsichtigen. Diejenigen aber, deren Herz gefesselt ist, sollen um keinen Preis gezwungen werden, ihren Herzensneigungen zu entsagen."

## VIII.

**Vertrag mit den Rothhäuten. Es werden die jungen Männer der Expedition mit Frauen versorgt. Rückkehr nach der Stadt am Utah-See und neue Reise zu den südlich wohnenden Indianern. Die Bergwerksdistricte werden vollständig mit jungen Frauen versehen. Der Bergbau selbst.**

„Mein Bruder spricht gut!" erwiederte der Häuptling; „es sei, wie er gesagt, und was mein Bruder gesagt hat, kann nicht anders genannt werden, als Vertrauen erweckend, wir wollen ihm vertrauen, möge er uns nur sagen, wie viele solche Geißeln er haben will."

Franke erwiederte, daß er nicht beauftragt sei, um eine gewisse Zahl einzukommen, daß er sich aber freuen werde, wenn er ihm sage, nimm nicht hundert, sondern fünfmalhundert, nimm nicht fünfmalhundert, sondern zehnmalhundert von unseren Jungfrauen. „Wir wollen nicht mit der kleinen Abtheilung, welche wir hier sehen, allein verhandeln, wir wollen bei den Utah's von einer Niederlassung zur andern gehen, um überall den Frieden und die Verbindung der beiden Völker anzubieten und wollen so mitnehmen in unsere glücklichen Thäler, in unsere fruchtbaren Gefilde, in unsere schönen Jagdgründe alle diejenigen, welche geneigt sind, sich uns anzuvertrauen."

Der Häuptling war mit dieser Anordnung vollkommen einverstanden und er lud die Anwesenden ein, sich in der Niederlassung umzusehen und zu wählen, welche von den jungen Mädchen sie wollten; so geschah es denn auch und die mitgekommenen jungen Männer fanden sehr bald was sie wünschten: junge, zum größten Theil hübsche Mädchen, was den Körperbau aber betraf, nicht hübsch, sondern durchweg tadellos schön, wie es auch die Männer sind, bei denen man sich blos hinwegzusetzen hat über ein meistens zu großes Promentorium des Gesichtes, d. h. über eine Nase von ganz ungewöhnlicher Größe, welche zwar dem Gesichte einen außerordentlich kräftigen, energischen Ausdruck giebt, keineswegs aber schön genannt werden kann.

Die jungen Mädchen hatten sämmtlich gesehen, wie freundlich und zuvorkommend die weiße Squaw behandelt wurde, sie hofften sämmtlich auf ein ähnliches Loos und waren darum gern bereit, weiße Männer zu Gatten zu nehmen, auch wenn dieselben nicht gerade so schön waren, wie diejenigen, zu deren Stamme sie gehörten. Den Weißen aber, welche sich auf diese Art mit Indianerinnen verbanden, konnte man nur Glück wünschen, denn die Liebenswürdigkeit der indianischen Mädchen, ihre Häuslichkeit, ihre Treue gegen den Gatten, ihre Demuth und Geduld mit den Schwächen der Männer, sind sprichwörtlich geworden.

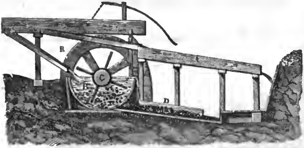
Als die Wahlen im Laufe der nächsten Tage getroffen waren, als die einzelnen Paare sich verständigt hatten, wurden sie von den Eltern zusammengegeben und sie kehrten nach der nächsten Station zurück, nach der Stadt am Utah-See. Von hier entsendete Franke die einzelnen Paare nach denjenigen Bergwerksdistricten, aus denen sie genommen waren und beauftragte sie, dem Dirigenten Reyher den Vorschlag zu machen, an ihrer Stelle sofort eine gleiche oder größere Anzahl nach der Stadt Utah zu entsenden, um mit diesen eine zweite Reise zu den Eingeborenen im Süden zu machen. Dieselben wurden dann auch sofort abgesendet und von Franke wieder nach den Niederlassungen der Utah-Indianer geführt.

Es konnte nicht fehlen, daß die zweite Expedition einen ebenso glücklichen Erfolg hatte, als die erste, und so gelang es im Laufe eines Sommers die gesammten Bergdistricte mit einer Anzahl junger, schöner, gesunder Frauen zu versehen, welche die Existenz dieser Kolonien ganz außer Frage stellten.

Das glückliche Gelingen dieses ersten, sehr im Großen durchgeführten Versuchs (über 700 Mädchen waren gewonnen worden) veranlaßte die Bewohner der Städte, welche noch nicht beweibt waren, zu Reisen nach anderen Gegenden, z. B. zu den Comanches im Norden, zu den Snake-Indianern rc., auch von den Sioux-, den Arapaho- und den Cheyenne-Indianern wurden Mädchen gewonnen, indem Young auf die Stationen nach Westen die Nachricht gelangen ließ, alle neuen Ankömmlinge, alle Nachzügler der Mormonen, alle Diejenigen überhaupt, welche zu ihnen einwandern wollten, möchten sich, wenn irgend möglich, mit den an der Westgrenze Wohnenden in freundschaftliche Beziehung setzen und versuchen, ob sie nicht von ihnen mehrere Frauen mitbringen könnten, weil dieses immer die besten und sichersten Allianzen gäbe.

Nun die Bergkolonien auf eine so überraschende Weise bevölkert worden waren, nun daselbst häusliches Glück, Ruhe und Ordnung eingetreten war, wurde es Reyher nicht schwer, neue Plätze für den Bergbau aus-

zusuchen und zu besetzen. Während früher der Gouverneur Bestimmungen gemacht hatte wer hingehen solle, drängten sich jetzt die Leute dazu, und Reyher konnte allmählich daran denken, die einfachen Operationen nicht mehr durch Menschenhände, sondern durch Maschinen ausführen zu lassen.



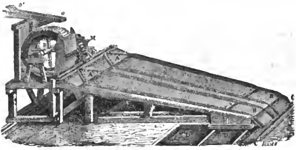

Ein solches einfaches Instrument giebt uns die Zeichnung. Es ist ein großes Rad R, welches durch ein Hauptgerinne getrieben wird. Es zweigt sich von diesem ein schwächeres Gerinne ab A, welches dazu dient, um die zerkleinerten Erze, welche man auf das Gerinne geworfen hat, von dem Sande und dem leichtern Gestein zu befreien. Nachdem dieses geschehen ist, wirft ein Arbeiter dieses oberflächlich geschwemmte Gestein in eine Mulde B, worin ein Kreuz von Eisen an der Achse des Mühlrades befestigt und dadurch umgedreht die Arbeit verrichtet, welche sonst von den Menschen gemacht werden mußte. Das Verrühren der Erze im Wasser, um dadurch alles leichtere Gestein hinwegzuschwemmen, geschieht hierselbst, indem es dann mit dem überfließenden Wasser auf das Gerinne D kommt und von hier als werthlos entfernt wird, indessen dasjenige, was sich in der großen Mulde B befindet, um so werthvoller geworden ist, je mehr es von dem leichten Gestein verloren hat.

Die so gereinigten, geschlemmten Erze wurden unter einem Hammer, dann durch Pochwerke so sehr verkleinert als irgend möglich, dann aber mußten sie nochmals geschlemmt werden, indem ohne eine solche Vorsicht unglaubliche Mengen Sand, Kalk und Thon mit zum Verschmelzen kommen würden. Das Schlemmen wurde früher allerdings gleichfalls mit der Hand ausgeführt, wurde aber bei der sich immer glücklicher gestaltenden Wendung der Dinge gleichfalls durch Maschinen bewerkstelligt, wodurch Reyher immer mehr und mehr Hände für diejenigen Arbeiten gewann, welche sich nun einmal nicht durch Maschinen bewerkstelligen lassen, wie z. B. das Bohren und Aussprengen der Felsen, das Ausmauern der Schachte und Stollen und dergleichen.

# IX.

**Vorrichtungen zum Schlemmen der Erze. Stoßtische. Das Verfahren bei der Auswaschung des Schliches. Noch eine andere Veranstaltung zu gleichem Zwecke. Errichtung von Hochofen. Fundamentirung derselben. Unterbau. Anlage des Röhrensystems zur Speisung mit Luft.**

Einen solchen Apparat zum Schlemmen der Erze sehen wir in der nebenstehenden Zeichnung. Die schräg liegenden Tafeln A B werden Tische

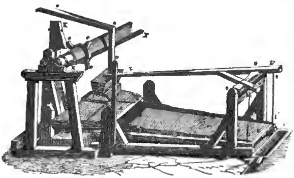


genannt und zwar ruhende Tische, im Gegensatz von einer andern Vorrichtung, bei welcher diese Tafeln heftig erschüttert werden, daher sie Stoßtische heißen.

Die Tafeln haben an beiden Seiten Leisten, welche verhindern, daß der zu waschende Brei seitwärts abfließe. Dieser Brei besteht aus dem zermahlenen Erz, welches man Schlich nennt; derselbe befindet sich, mit Wasser angerührt zu einem dünnen Brei, in dem Kasten M, worin derselbe umgerührt und durch das Rad R in steter Bewegung erhalten wird. Der Kanal o' o führt das Wasser des nächsten Baches herzu, sowohl um das Rad in Bewegung zu setzen als auch den Schlich zu verdünnen, der solchergestalt auf die Flächen der Tische fließt und bei A durch eine treppenartige Vorrichtung dergestalt ausgebreitet wird, daß er die Tische von Leiste zu Leiste bedeckt.

Da immer neuer Schlich eingeschüttet, mit Wasser verdünnt und immerfort auf die Tafeln geführt wird, so läuft derselbe mit Allem, was leicht genug ist, davon herab, nur das eigentlich Metallische, nur dasjenige, was wirklich des Schmelzens werth ist, bleibt auf der Tafel zurück, das Leichtere fließt nach den Kanälen C ab und wird in Bottigen D gesammelt, wo es sich niederschlägt, um möglicherweise, wenn man es der Mühe werth hält, noch einmal gewaschen zu werden. Von den Tafeln dagegen wird das ausgewaschene Erz durch Schaufeln weggenommen, sobald es sich hoch genug angehäuft hat, um gefaßt werden zu können.

Eine sehr schöne, etwas von dieser abweichende Einrichtung wurde getroffen, gleich nachdem man die so eben gedachte in Anwendung gesetzt hatte. Es fand sich bei derselben nämlich, daß der Schlich sich sehr leicht oben in der Nähe von A anhäufe und daß man sehr viel Wasser haben müsse, um ihn flüssig zu machen. Diesem Uebelstande wurde dadurch abgeholfen, daß man die Tafeln A B C beweglich machte. Der Schlich befindet sich in einer großen Bütte und wird durch die Rinne o mit Wasser versehen. Er fließt aus dieser Bütte in



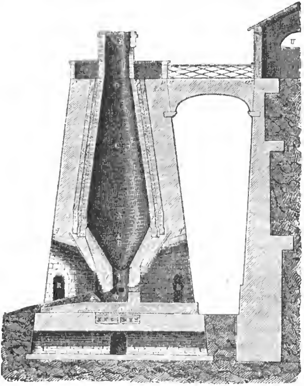
einem beliebig zu leitenden Strome bei A auf die Tafeln A B. Das untere Ende derselben steht nicht fest, sondern es hängt vermittelst zweier Seile t an dem Hebelarme z z', und es kann dadurch, daß man den längern Hebelarm durch eine Stange x höher oder niedriger stellt, bewirkt werden, daß das Ende C der Tafel eine so starke oder schwache Neigung annimmt, als man um des bequemeren Herabfließens willen, zu geben beabsichtigt. X X ist eine Welle, welche durch ein Rad außerhalb unserer Zeichnung getrieben wird. An diesem Rade befinden sich mehrere Daumen c, welche einen Balken K, der mit dem Tische A B C verbunden ist, abwechselnd aufheben und fallen lassen. Dieses giebt sehr schnell hintereinander folgende Stöße, nur gemildert durch die Leinen t t, an denen dieser Tisch hängt, welche zugleich bewirken, daß der Tisch vorne eine schwankende Bewegung annimmt.

Wenn das ganze Werk nun im Gange ist, so fließt der dünne Schlich oben bei A auf die Tafel, welche immerfort gestoßen und geschüttelt wird, wodurch man die Bewegung abwärts außerordentlich befördert. Das fließende Wasser bringt immerfort von Neuem Schlich auf die Tafeln, das Schütteln befördert ihn abwärts und die ganze Operation verläuft in weniger als der Hälfte der Zeit, oder, da die Arbeit immer fortdauert, bringt man in derselben Zeit doppelt so viel Schlich zur Sichtung, als auf der andern Maschine.

Durch dergleichen Einrichtungen zeigte Reyher recht deutlich, wie wohl er geeignet sei solche Anlagen zu leiten und nutzbar zu machen.

Seine nächste Aufgabe war nun die Errichtung von Hochöfen und von dazu erforderlichen Gebläsen. Die Erze mußten zwar erst in bedeutenden Massen zu Tage gefördert, an freier Luft aufgeschüttet und der Oxydation ausgesetzt oder in Oefen geröstet werden, sie mußten dann zerkleinert und geschlemmt, hierauf getrocknet und so zum Ausschmelzen vorbereitet werden, allein wenn man in einem Jahre so weit war, die erforderlichen Erze in hinlänglicher Menge beisammen zu haben, um einen Hochofen ununterbrochen speisen zu können, mußte dieser doch auch fertig dastehen und so war denn der Arbeit immer genug.

An geeigneten Stellen wurde der Felsen eben weggesprengt, um eine genügende Grundlage für den Ofen zu haben. In diese Fläche hinein arbeitete man eine Vertiefung, welche für das Fundament dienen sollte, welche aber ein sich kreuzendes Gewölbe I barg, das sowohl von Osten nach Westen als von Norden nach Süden durch die ganze Ausdehnung des Fundaments lief. Hierauf wurde nun der Hochofen in vier ungeheuren Pfeilern errichtet, welche in mehr als doppelter Mannshöhe erst in soweit sich näherten, daß sie eine compacte Masse bildeten. Durch die vier Pfeiler selbst liefen gewölbte Gänge, die zur Aufnahme der Röhren dienten, welche die Luft in den



Schlot des eigentlichen Ofens führen sollten. Die umstehende Figur zeigt die mächtigen Pfeiler, zeigt die Röhren des Gebläses und gleichzeitig die rundum innerhalb der Pfeiler laufenden gewölbten Gänge im Grundriß.

## X.

**Beschreibung der Einrichtung des ganzen Hochofens. Der Schmelzraum oder das Gestelle. Die Rast. Der Schacht. Die Gicht. Die Gallerie und deren Bestimmung. Die Zugänge zum Hochofen, die Arbeitsseite, die Windseite. Beschickung des Hochofens mit Erzen und Kohlen. Der Ofen in voller Thätigkeit.**

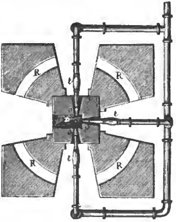
Der Kern dieses Gebäudes ist hohl und er ist dasjenige, was man zur Füllung mit Erz und mit Brennmaterial benutzen will. Der unterste Theil der Höhlung E D ist cylinderisch, dort hinein sind von drei Seiten her die Röhren geleitet, welche die Luft zuführen; wir sehen diese Oeffnungen mit o bezeichnet. Nach der einen Seite hin ist der cylinderische Raum D erweitert, dort soll das geschmolzene Erz sich sammeln und dieser Schmelzraum heißt das Gestell. Der Damm, welcher zwischen D und R befindlich ist, dient dazu, um die Erze zu stauen, daß sie nicht überfließen können. Hat sich jedoch das Gestell mit Erz und Schlacke gefüllt, so tritt die leichtere, oben schwimmende Schlacke über diesen Damm. Durch die verschiedenen Oeffnungen sehend, kann man dem Gange des ganzen Prozesses folgen, und sobald das Gestell bis zum Damm mit geschmolzenem Metall bedeckt ist, abstechen und ausfließen lassen.

Der bei Weitem größere Raum im Innern des Hochofens B A C G F besteht aus drei Theilen, einem umgekehrten Kegel B, einem aufrecht stehenden Kegel A C G und einem Cylinder F. Der umgekehrte Kegel B heißt die Rast. Auf den schrägen Wänden derselben liegt das zum Schmelzen bestimmte Material und es gleitet davon, wie es unten verbraucht wird, nach dem Schmelzraum D E hinab. A C G heißt der Schacht des Ofens, und diejenige Stelle, wo die beiden breitesten Theile der hohlen Kegel zusammen kommen, zwischen A und B, wird der Kohlensack genannt. Der oberste Theil F heißt die Gicht, es ist der Rauchfang, durch welchen die ausgebrauchte Luft und die entwickelten Gase, zum Theil brennend, entweichen.

Der Schacht muß besonders sorgfältig gemauert sein; gewöhnlich besteht derselbe aus zwei Schichten unschmelzbarer Ziegel und dazwischen liegendem Sande als schlechtem Wärmeleiter, häufig wird aber vorgezogen, die ganze Masse aus Mauerwerk aufzuführen, und dies ist auch das Zweckmäßigere, falls man nichts Besseres zu thun weiß, als Sand an diese

Stelle zu setzen. Sand ist nämlich kein schlechterer Wärmeleiter als Thon, wohl aber wird durch die Einfüllung des Sandes die Verbindung zwischen der innern und äußern Mauer unterbrochen, der Ofen ist mithin weniger widerstandsfähig, als wenn er aus geschlossenem Mauerwerk aufgeführt wäre.

Oben um die Gicht läuft eine Gallerie, sie steht auf dem äußersten Rande des Hochofens, dessen Gemäuer von außerordentlicher Dicke, es möglich macht daß die Gallerie ausgedehnt genug werde, um zweien Menschen zu gestatten, nebeneinander um den Rauchfang herzugehen. Dort oben ist auch eine Gallerie, welche zu dem benachbarten Felsen führt, dessen vordere Seite durch eine Böschungsmauer verkleidet ist, auf der ein Schuppen U steht, dazu bestimmt, um die Arbeiter nebst ihren Kohlenvorräthen aufzunehmen. Eine solche Anlage ist immer sehr zweckmäßig, weil sie die bequemste Art der Füllung eines Hochofens gestattet. Kann man den Bau nicht so tief legen, daß der Gipfel desselben, daß die Gicht mit der Höhe des Felsens gleichsteht, auf welchem die Erze und die Kohlen lagern, so ist man genöthigt, einen Bau aufzuführen, welcher von der Fläche, auf welcher dieselben aufgehäuft sind, bis zur Gicht des Ofens reicht. Solche Gallerie von Mauerwerk ist kostspielig und von Holz wird sie dadurch noch theurer, daß sie nach zehn bis zwölf Jahren erneuert werden muß, weil sie sich gänzlich vernutzt. Das Kostspieligste aber ist die sehr vermehrte Arbeit, indem alles Brennmaterial und alle Erze die beschwerliche weite Strecke hoch hinauf gefahren werden müssen. Diese Arbeit wiederholt sich immerfort, vermehrt den Arbeitslohn jeden Tag und ist der Grund, weshalb man gleich anfangs darauf sehen muß, den Bau so zu ordnen, daß er solche beschwerliche Arbeit nicht erforderlich mache.




Die Zeichnung giebt uns den Grundriß des Hochofens, vier scheinbar ganz freistehende Pfeiler, welche sich über den leeren Rämen in zehn bis zwölf Fuß Höhe als Gewölbe zu einander neigen, daß sie sich von da ab zu einem Ganzen vereinigen.

Die vordere ganz freie Seite, gegen welche hin der Raum D sich öffnet, heißt die Arbeitsseite, ihr gegenüber liegt die Hinterseite, die beiden anderen über Kreuz liegenden, werden die Windseiten genannt, weil von dort aus gewöhnlich der Wind zugeführt

wurde. Die bessere Einrichtung wurde von Reyher getroffen, wo auch von der Hinterseite ein Rohr zum Schmelzraume führt, also ein dreifacher Windstrom gleichzeitig wirkt. Diese Röhren sind mit t bezeichnet, mit R aber die gewölbten Gänge, welche gestatten, daß die Arbeiter von einem Raume zum andern gelangen, ohne erst auswendig um den Ofen herumlaufen zu müssen.



In der vorliegenden Zeichnung sehen wir einen Hochofen in vollster Thätigkeit. In den Raum E wurde zuerst eine bedeutende Menge Reisig gebracht, darauf Holz gelegt und darauf Holzkohlen, falls es möglich ist, damit zu feuern. Es ist immer noch das beste Brennmaterial, welches man erhalten kann: oder es werden Steinkohlen darauf geschüttet, welche man jedoch gern vorher abschwefelt, um die äußerst schädliche Wirkung dieses Minerals so viel als möglich zu hintertreiben.

Nunmehr wird das Reisig in Brand gesetzt und alle übrige Füllung geschieht von oben her durch die Gicht. Unter dem Schuppen stehen sehr viele Karren, theils mit Kohlen, theils mit Erz angefüllt und wie dieselben gebraucht werden; andere Arbeiter sorgen dafür, den Verbrauch immer wieder zu ersetzen. Durch einen Arbeiter bis an die Gicht geschoben, wird der Wagen hier gehoben und umgestürzt, so daß sein Inhalt in den Schacht fällt. Am Anfange bringt man mehr Kohlen als Erz hinein, später, wenn der Ofen gut im Brande ist, verringert man die Kohlenmenge und stellt sie mit dem Erze gleich, endlich aber, wenn die Wände durchglüht scheinen,

sie also eben so viel Hitze zurückgeben, als sie empfangen, verringert man die Kohlenmenge noch mehr und setzt dieses so lange als irgend möglich fort, vorausgesetzt, daß der Ofen dabei lebhaft im Gange bleibe. Wenn man das richtige Verhältniß ermittelt hat, wird dieses fortdauernd innegehalten. Es bilden sich abwechselnde Schichten von Kohlen und Erzen und nur unten findet ein vollkommener Brand statt, die Gase steigen glühend aufwärts und erhitzen die höher gelegenen Schichten, so daß sie sofort Feuer fangen, wenn sie beim Niedersinken in die Nähe der eigentlichen Gluth kommen. Auch die alleroberſten Schichten aber werden durch die abgehenden Gase noch stark erhitzt, keineswegs aber bis zur eigentlichen Gluth; wenn indessen diese sehr heißen Gase oben an der Mündung der Gicht mit der atmosphärischen Luft in Verbindung kommen, so entzünden sie sich und bilden eine furchtbare Flamme, welche bei Nacht viele Meilen weit zu sehen ist und die Gegenden, in denen Erze verarbeitet werden, immer sehr deutlich bezeichnet.

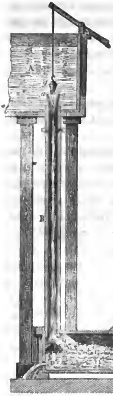
---

## XI.

**Zuströmende Luft, verschiedene Gebläse. Das catalonische Gebläse und die besondere Art seiner Wirkung. Die catalonische Esse. Große Zweckmäßigkeit und geringe Kosten. Einrichtung eines Hammerwerkes. Der catalonische Hammer. Einrichtung des zugehörigen Ambosses.**

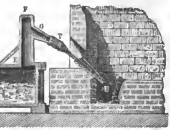
Unsere Zeichnung läßt uns wahrnehmen, wie die Schichten im Ofen sich ordnen, auf welche Weise aus dem Schuppen her über die Gallerie die Erze und Kohlen herbeigeschafft werden und endlich, wie die Luftröhren zu den Oeffnungen in dem Gestelle des Ofens gelangen, um durch ihren Sauerstoff den Brand auf die möglichste Höhe zu bringen.

Die Gebläse, welche zur Betreibung des Ofens angewendet wurden, richteten sich, wie begreiflich, ganz nach der Oertlichkeit. Da die Anlagen sämmtlich innerhalb der Berge gemacht waren und es hier nirgend an Wasser mangelte, so fand Reyher Gelegenheit, die catalonischen Gebläse anzuwenden, welche bei einer bewunderungswürdigen Wirkung nur einen geringen Kostenaufwand verlangen, viel geringer, als irgend ein Gebläse anderer Form. Das erste catalonische Gebläse, welches in den Felsengebirgen aufgestellt wurde, hatte folgende Einrichtung: Die Wirkung des Gebläses beruht auf der Eigenschaft des Wassers, große Quantitäten Luft aufzunehmen und mit sich fortzureißen, auffallend aber und zerstäubend diese wieder zu entlassen. Der Behälter, in welchem die Entwickelung der Luft



stattfindet, ist in unserer Zeichnung mit DEG bemerkt, es ist ein viereckiger, in der Regel eiserner, allenfalls auch hölzerner Kasten, welcher bei D einen Ausgang für das überflüssige Wasser, bei E aber einen andern Ausgang für die hereingeschaffte Luft hat. Dieser letztere Ausgang ist durch ein sehr starkes Rohr EF überbaut, welches bei G einen abwärts gehenden Schnabel hat, der nach der Düse und dem Feuerheerde U führt. Dieses Mundstück ist mit dem Ausströmungsrohr G durch einen luftdicht geschlossenen Sack von getheertem Leder verbunden.

Um die nöthige Menge Luft herbeizuschaffen, braucht man viel Wasser und einen starken Fall desselben. Der Wasserbehälter, welcher stets einen sehr reichlichen Zufluß haben muß, befindet sich bei A, womöglich 20 und mehr Fuß über dem Luftkasten, welchen



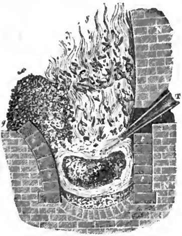
wir vorhin beschrieben haben. Am Boden des Kastens befindet sich ein großes, luftdichtes Rohr B, welches den Kasten unten mit dem Wasserbehälter oben genau verbindet und senkrecht über einem Brette steht, auf welches der Wasserstrahl fallen muß, wenn man die Röhre, die oben innerhalb des Behälters geschlossen ist, dadurch öffnet, daß man das Kegelventil g vermittelst eines Hebels emporzieht und dadurch dem Wasser gestattet, in den Trichter a einzudringen.

Wenn Wasser aus einer Oeffnung strömt, so bildet der Strahl außerhalb der Oeffnung und zwar ganz unterhalb derselben eine Schnürung, eine Zusammenziehung, welche der Physiker die Vena contracta nennt. Es ist gleichviel, ob der Strahl durch die Luft frei fällt, oder ob man ihm durch eine Röhre die Gestalt vorschreibt. Sobald man in diese Röhre an der Stelle der Vena contracta Löcher bohrt und der Luft hier Zutritt gestattet, so bildet sich alsbald die wahre Vena contracta und der in die Röhre geschlossene Wasserstrom reißt die dazutretende Luft mit sich fort.

Bei der Anlage des catalonischen Gebläses wird auf dieses physikalische Gesetz Rücksicht genommen. Wir sehen bei C mehrere Oeffnungen in die

Röhre B gebohrt. Der Wasserstrahl reißt diese eintretende Luft mit sich fort, unten in den Kasten angelangt, zerschlägt der Wasserstrahl sich auf dem Tische, sprüht dann herunter, indessen die Luft sich entwickelt und immer von Neuem durch nacheilende gedrängt, zu entweichen sucht, was nur auf einem einzigen Wege, nämlich durch die Röhre GTU, möglich ist, während das überflüssige Wasser bei D davongeht.

Man sieht wie einfach dieses Verfahren ist, man glaubt aber nicht, wie gewaltige Quantitäten Luft auf diesem Wege entwickelt werden können, wie wirksam mithin ein solcher Apparat ist.



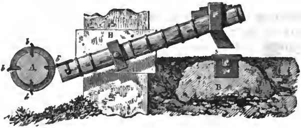

Auch die catalonische Esse hat etwas vortheilhaftes, wenn es nicht auf den Aufwand von Brennmaterial ankommt. Solche Esse ist immer aus feuerfesten Ziegelsteinen, aus Charmot, erbaut. Dieselbe ist unten hohl gewölbt, um eine Schüssel zu bilden, in welcher man das geschmolzene Eisen aufnehmen kann, die Vorderseite ist auswärts gewölbt, so daß der Haufen Kohlen und Erz mit einander gemengt dem Windrohr gegenüber bei g zu einer Masse aufgethürmt liegt. Der ganze Raum zwischen der Vorderwand s und der Hinterwand t ist damit gefüllt. Mitten in die Masse hinein, ragt die Düse T, welche fortwährend die nöthige Luft zu dem brennenden Material führt.

Auch hier wird natürlich, so gut wie im Hochofen, die geschmolzene Schlacke sich von dem schmelzenden Erz absondern. Da die Flamme nicht so gewaltig ist, als im Hochofen, so schmilzt das Metall nicht, es sondert sich nur in einem zähen Zustande von der flüssigen Schlacke ab; wenn der Schmiedemeister den Zusammenhang des schmelzenden Metalls bemerkt, so fährt er mit einem Paar Teufelskrallen darunter, hebt sie heraus und bringt sie vor den Hammer, wo sie dann zusammengeschlagen und dadurch geläutert wird, indem vermöge der Pressung, die der Hammer hervorbringt, die mit dem Metall noch verbundene Schlacke verjagt oder vertrieben wird.

Als Reyher von Stufe zu Stufe weiter schritt, vermochte er auch besser wirksame Gebläse anzuwenden, den Anfang machte er jedoch immer, wo der Wasserstand es irgend gestattete, mit eben diesem catalonischen Ge=

bläse, weil, abgesehen von seinem außerordentlichen geringfügigen Preise, auch die Betriebskosten wegfielen; es bedurfte nämlich keiner Maschine, um dasselbe in Bewegung zu setzen, keines Feuers, um die Maschine zum Betriebe zu bringen, keiner Menschen und keiner thierischen Kräfte, es ging hier alles von selbst und die Beschaffung von beliebig viel Luft war dadurch gegeben, daß man nur die Zahl der Fallröhren zu vermehren brauchte, bis man einen Luftdruck erzielt hatte, der hoch genug war, um jeder Anforderung zu entsprechen. Die catalonische Esse war allerdings nicht so zweckmäßig, denn sie beschaffte nur einen sehr mäßigen Theil des wirklichen Metalles, sie reduzirte bei Weitem nicht alles Erz, sondern verwandelte viel davon in Oxydul, welches dann mit dem Kalk und dem Kiesel des Ganggesteines zu einer sehr flüssigen Masse zusammenläust, so daß ein beträchtlicher Verlust nicht zu vermeiden war, aber diese Einrichtung sollte auch nur so lange gebraucht werden, bis die Hochofen fertig und ausgetrocknet waren.

In ähnlicher Weise, unvollkommen, aber gleichfalls dem vorläufigen Zwecke entsprechend, war der catalonische Hammer, wovon die Figur eine Abbildung giebt.



Es ist ein Baum, reichlich mit starken eisernen Reifen beschlagen, um zu verhindern, daß sich die Fasern des Holzes durch die unzähligen und heftigen Erschütterungen von einander trennen. Bei $1/3$ seiner Länge von dem untern Theile angefangen, befindet sich eine sehr starke eiserne Fassung H mit zweien Achsen, die in einen quer laufenden Block eingelassen sind.

Das kürzere Ende des Hammers wird das Schwanzende genannt, dort ragt eine sehr starke Eisenplatte hervor. Eine Achse A, welche von einem Mühlrad bewegt wird, hat an der Stelle dicht hinter dem Hammer, einen starken eisernen Ring mit vier Daumen b, welche durch den Ring hindurch bis in die Masse der Welle gehen. Wie sich nun diese Welle dreht, so trifft ein Daumen nach dem andern das Schwanzende des Hammers, drückt dasselbe herab und genau um doppelt so viel wird der doppelt so weit von den Achsen H entfernte Hammer P gehoben.

Dieser Hammer muß durch eiserne Keile sehr wohl befestigt sein, auf die Schwere desselben kommt es an, welche Wirkung er hat, und auf die

Form der Bahn desselben s kommt es wieder an, welche Gestalt er der Eisenmasse geben soll, die unter ihm geformt wird. In der Regel bringt man die Achse des Hammers so niedrig an, daß der fallende Hammer auf dem ebenen Erdboden liegen würde; in diesen vergräbt man einen sehr großen, schweren und dichten Stein B, welcher an seinem oberen Theile viereckig ausgehöhlt ist, um daselbst den aus Gußeisen gemachten Ambos aufzunehmen. Dieser selbst hat aber wieder eine viereckige Vertiefung C, welche zum Zweck hat, die eigentliche Bahn des Ambosses zu fassen, eine Einrichtung, welche deshalb sehr zweckmaßig genannt werden muß, weil man nicht immer dieselbe Gestalt der Bahn braucht, sondern sie bald flach, bald hohl, bald nach oben gerundet oder wohl gar scharfkantig haben muß, für den Fall z. B., daß man die zu große Eisenmasse in zwei oder mehrere Theile zerlegen und schroten wolle.

## XII.

**Das Glück ist in den Bergwerksdistricten eingekehrt. Die jungen Frauen beten Franke als den Gründer desselben an. Liebenswürdigkeit der jungen Indianerinnen. Weshalb die alten Weiber so böse sind. Ob Franke's Gattin Ursache zur Eifersucht hatte. Glückliche Folgen der Bündnisse mit den Eingeborenen.**

Reyhers Unternehmungen glückten alle auf eine fast wunderbare Weise und da seine Colonien von einem fröhlichen Völkchen bewohnt waren, welches bei mäßiger Arbeit eines angenehmen Lebens und einer sehr friedlichen Häuslichkeit genoß, so wurde alle Arbeit mit sehr gutem Willen geleistet. Die Männer sahen ihn als den Gründer ihrer glücklichen Existenz an, die Frauen verehrten ihn zwar auch, aber bei weitem mehr war doch Franke ihr Liebling — dies ist wohl viel zu wenig gesagt, er war ihr Abgott, sie beteten ihn an. Wenn er in den Bergdistricten erschien, um sich über den Gesundheitszustand der Colonie zu unterrichten, so war es, als ob ein Heiliger vom Himmel herabgestiegen wäre. Die jungen liebenswürdigen Frauen zeigten ihm eine Verehrung, welche ihn beinahe peinigte, sie ließen es sich nicht nehmen, ihm die Hände zu küssen, manche der Glücklichen fiel vor ihm nieder, umschlang seine Kniee und drückte sie mit heißer Inbrunst an sich und wollte nicht nachlassen in ihrer Verehrung. Auch die am wenigsten Begünstigte befand sich doch in einer Lage, welche Alles übertraf, was sie jemals gesehen, daß auch sie sich im Himmel fühlte. Die Arbeiter waren keineswegs alle aus dem feinsten Holze geschnitzt, es war mancher dabei, der sich nur wenig von einem europäischen Tagelöhner

unterschied; aber selbst diese Klasse mißhandelt die Frau nicht, wenn keine Ursache dazu vorhanden ist und eine solche gab ein indianisches Mädchen niemals. Dagegen haben die Männer aus ihrem eigenen Stamme, auch wenn sie zu den Häuptlingen gezählt werden, doch alle zärtlichen Gefühle verbannt und betrachten die Frau lediglich als einen Gegenstand, der ihnen gewisse Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verschafft, im Uebrigen aber als eine Last und allenfalls als ein Ding, woran man durch Schläge und Mißhandlungen aller Art seine üble Laune und seinen Zorn auslassen kann. Dies ist auch der Grund, warum die älteren Indianerfrauen so abschreckend böse sind, so voll der wüthendsten Leidenschaften, wovon man bei den jüngeren auch nicht die leiseste Spur wahrnimmt. Alle diese bösen alten Weiber waren in ihrer Jugend liebevoll, demüthig, freundlich, wurden aber so verächtlich, so abscheulich behandelt, daß sie aufhörten, sich als Menschen zu fühlen und ihr dämonisches Erbtheil entwickelten.

Diesen Umstand in Betracht ziehend, schien es wohl begreiflich, daß Franke einer so großen Verehrung genoß, hatte doch seine Dazwischenkunft für diese junge Mädchen, die Indianerinnen, ein Glück erschlossen, welches sie wohl nie geträumt hatten, und da die Indianer überhaupt, nicht allein die Mädchen, dankbar sind und empfangene Wohlthaten nie vergessen, so machte sich das Gefühl der Fülle empfangener Wohlthaten in den Herzen der jungen Frauen so gebieterisch geltend, daß sie nicht anders konnten, als danken mit heißen Worten und Liebesbezeugungen. Franke fühlte sich zwar durch die Art derselben, durch das Händeküssen und das Niederknieen beschämt, doch konnte er ein wohlthuendes Gefühl, was ihn dabei beschlich, nicht unterdrücken. Welcher junge Mann würde es nicht gern sehen, wenn er von vielen schönen und liebenswürdigen Frauen wie ein höheres Wesen betrachtet, beinahe angebetet würde. Gern gab er sich den süßen Empfindungen hin und es war ein Glück, daß seine Frau, als Mormonin, die Liebe ihres Gatten mit einem andern Wesen zu theilen, als nichts Abschreckendes ansah, sie mußte ja doch erwarten, daß ihr Gatte über kurz oder lang eine zweite und dritte Frau nehmen würde, sie sah die Thatsache überall vor sich und hatte nicht das allergeringste Bedenken dabei, weil es gerade etwas Allgemeines war. Es würde ihr eben so wenig aufgefallen sein, wie der zweiten Frau eines Türken, wenn ihr Mann eine dritte Frau heirathet und zu den zwanzig Sclavinnen, die seinen Harem bilden, noch zwei neue kauft.

Franke hatte dies allerdings nicht verschworen, war aber vorläufig noch zu sehr im Glück seiner Ehe befangen, als daß seine junge Gattin wirklich irgend welche Ursache zur Eifersucht gehabt hätte, überdies waren

die jungen Frauen indianischen Stammes gar nicht geneigt, irgend etwas Unschickliches zu thun. Daß eine Indianerin ihrem Gatten untreu geworden wäre, ist noch nicht dagewesen; abgesehen davon, daß eine solche in den Grenzen ihrer Heimath des schmachvollsten Todes sterben müßte, abgesehen also von den Folgen einer etwaigen Untreue, scheint der Begriff derselben nicht einmal in den Herzen der indianischen Frauen vorhanden und eine jede derjenigen, welche Franke so innig verehrten, welche ihn wie einen Gott betrachteten, eine jede von denjenigen, welche unbedenklich und ohne Zögern ihr Leben ihm dargeboten hätte, würde sich jedoch mit Abscheu von ihm gewendet haben, wenn er hätte versuchen wollen, sie den Pflichten gegen ihren Gatten untreu zu machen. Es liegt in diesen indianischen Weibern eine solche Fülle von erhabener, einfacher Reinheit, daß wir Europäer dieselbe weder ahnen, noch genügend zu schätzen wissen.

Auf das Verhältniß zu den benachbarten Völkerschaften hatte die Verbindung ihrer Töchter mit den Bewohnern des Mormonen-Staates einen höchst wohlthätigen Einfluß. Sie sahen das Glück ihrer Kinder und sie bemühten sich durch eine durchaus friedliche Haltung möglichst dazu beizutragen, daß dieses Glück nicht erschüttert wurde; auch die Nachricht von dem geschlossenen Frieden und der glücklichen Verheirathung ihrer Kinder verbreitete sich nach allen Richtungen hin, und überall zeigten sich die Eingeborenen geneigt ähnliche Verhältnisse einzugehen und die Mormonen waren nicht Thoren genug, dieses abzulehnen. So schlossen sich denn nach und nach rings um den neu erworbenen Sitz Verträge ab, welche dazu führten, daß der Mormonen-Staat mit einem frischen Nachwuchs an jungen Mädchen von der besten Race versehen wurde, indeß gleichzeitig friedliche Verbindungen geschlossen und sie von der Sorge, von den wilden Völkerschaften überfallen zu werden, nicht mehr gequält wurden. Brigham Young fühlte wohl, daß er Franke und Reyher einen großen Theil dieser glücklichen Ruhe verdanke, und er fühlte sich durchaus nicht abgeneigt, dieses anzuerkennen und zu belohnen.

Einen ähnlich glücklichen Erfolg hatte die Einigung mit den Mormonen auch für die Eingeborenen, welche von nun ab in steter Handelsverbindung mit den neuen Freunden blieben, ihre eigene Lage dadurch auf das Wunderbarste verbessert fanden, nicht mehr genöthigt waren lediglich von Jagd und Raub zu leben, in friedlichem Verkehr allen ihren Bedürfnissen abgeholfen sahen und nicht ferner gleich wilden Thieren gehetzt von einem Schlupfwinkel und Versteck zum andern zu fliehen brauchten. In wenigen Jahren nach dieser glücklichen Verbindung suchte man in der Nähe der Mormonen-Niederlassungen vergeblich nach jenen herumstreifenden Hor-

den, welche sonst alle Pfade versperrten, und es trug dieser Umstand nicht wenig bei zu der überaus raschen Vermehrung der Einwohnerzahl, aber allerdings mußte die Einwanderung von Süden her geschehen, entweder von den südlichsten Grenzen Californien's oder über die Landenge von Panama durch Texas, an dessen Grenzen die befreundeten Indianerstämme wohnten; denn man hatte zwar auch mit den nördlich hausenden Eingeborenen Verbindungen angeknüpft, doch waren dieselben nur vereinzelt geblieben aus dem einfachen Grunde, weil von der Salz-See-Stadt bis zu den Wohnsitzen der Comanchen zu große Strecken wüsten Landes zu durchwandern waren, indeß die Utah-Indianer so wenig fern von dem Utah-See und den Bergdistricten wohnten, daß in civilisirten Ländern, unter Zuhilfenahme eines wohl gebahnten Weges, eine Tagereise zur Erreichung derselben genügt hätte. Anders freilich in wegelosem Lande und bei dem Marsch einer Karawane, welche jedes, auch das kleinste Bedürfniß mit sich führen mußte.

## XIII.

**Ein neuer, sehr großer Hochofen. Eröffnung desselben in Gegenwart des Oberhauptes der Mormonen. Ausfließen des geschmolzenen Eisens. Verschiedenartige Behandlung desselben. Hartes Gußeisen. Gießen von Walzen. Langsames Abkühlen. Weiches oder graues Gußeisen.**

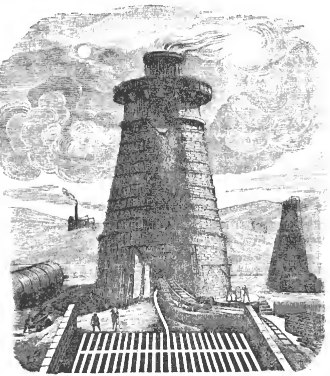
Nach einigen wiederholten Versuchen in mäßigem Umfange wurde nun auch ein gewaltiger Hochofen gebaut und eine nicht geringe Freude war es für Reyher, dem Gouvernenr, dem weltlichen und geistlichen Oberhaupt des Staates, die Früchte seiner Thätigkeit zeigen zu können.

Brigham Young wurde von Reyher eingeladen der Eröffnung des neuen, gewaltigen Hochofens beizuwohnen; er that dieses gerne und langte zu einer bestimmten Stunde dort an.

Es war natürlich eine große Feierlichkeit, welche ihm zu Ehren veranstaltet wurde, die verschiedenen Bergdistricte hatten ihre jüngsten Männer und ihre schönsten Frauen zu seinem Empfange nach Iron-town gesendet, und als die üblichen Kränze und Guirlanden und die nie fehlenden Cheers oder Hochs ausgebracht waren, begab der Gouverneur sich, nur von ganz wenigen Beamten begleitet, nach dem Kern des Hüttenwerkes, um der Feierlichkeit der Eröffnung eines Hochofens beizuwohnen.

Was man ihm zeigen wollte, war das Ergießen der geschmolzenen Eisenmasse in die zu Tage liegenden Formen, in die Vertiefungen, welche, in den trockenen Sand gedrückt, bestimmt waren, das Eisen aufzunehmen.

Der Ofen hatte ganz ungeheure Verhältnisse, er stand auch ganz frei, denn die Bergwerke, die Schachte, welche das Eisen lieferten, waren hier nicht in dem Berge angebracht, sondern in dem Thale; es hatte sich daselbst merkwürdiger Weise dasjenige Material, was man am Nöthigsten braucht, was am Wichtigsten für die ganze Bergwerksindustrie ist, zusammengefunden. Kohlen und Eisenstein lagen in abwechselnden Schichten und in ungeheurer Mächtigkeit neben- und übereinander, und so war es nothwendig geworden, den Ofen unfern des Hauptschachtes, aber zugleich in der Ebene anzulegen, was man nur sehr ungern thut, und nur thut, wo es nicht zu vermeiden ist.



Der neue Ofen war mit allen Vervollkommnungen eingerichtet worden, welche der deutsche und belgische Gewerbefleiß erfunden hatte, und Young, dem wohl nichts ferner lag als die Kenntniß gerade dieses Zweiges des menschlichen Wissens, der aber die Wichtigkeit desselben durchaus nicht ver-

kannte, hatte hier Gelegenheit, sich von alledem zu unterrichten, was irgend neu und interessant erschien.

Ein imponirendes Schauspiel gab das Anstechen des bis zu seiner äußersten Höhe mit Eisen gefüllten Heerdes. Als der Thonstöpsel, welcher die am Boden befindliche Oeffnung verschloß, entfernt worden war, schoß das Eisen in einem mächtigen armesdicken Strahl aus dem finstern Schlunde des Ofens hervor, füllte eine ihm vorgeschriebene Rinne und ging in dieser bis zur Mitte eines großen, mehr als 3 Zoll tiefen und halbfußbreiten Gitters, dasselbe mit seiner hellrothen, flüssigen Masse füllend. Die einzelnen Streifen, die Höhlungen, deren Breite und Tiefe wir angegeben haben, maßen ein Paar Klafter in der Länge und waren zu 24 nebeneinander gereihet, durch eine große Querlinie mit einander verbunden. Es sah eigenthümlich aus, wie sich immer die dem Hauptstrome zunächst liegenden Vertiefungen füllten, wie sie sehr bald oberflächlich zu erstarren schienen und dann aus ihrem Innern heraus das flüssige Metall seitwärts drang und immer weiter floß, bis allmählich auch das letzte Stückchen des Gitters gefüllt war und man nun von dem Gemäuer, welches die große Form einschloß, herab das ganze noch immer hell glühende Gitter übersehen konnte.

Reyher zeigte nun auch dem Gouverneur die verschiedene Behandlung des ausgeflossenen Eisens, indem er, aus demselben Kanal fließend, graues, sehr weiches Roheisen, wie weißes, sehr hartes bereitete. Der Unterschied der beiden Eisenarten liegt lediglich darin, daß man sie bei ihrer Erkaltung verschiedenartig behandelt, und so ließ denn Reyher, nachdem der Guß vollendet war, die eine Hälfte der noch immer hochroth glühenden Eisenstangen mit sehr trockenem Sande bestreuen, wodurch die Abkühlung verzögert und dem dadurch längere Zeit flüssig bleibenden Eisen Gelegenheit gegeben wird, krystallinisch zu werden, die andere Hälfte der glühenden Masse aber ließ er durch starke Spritzen reichlich mit Wasser begießen, wodurch eine plötzliche Abkühlung der ganzen so behandelten Masse eingeleitet wurde. Reyher erklärte dem Gouverneur, daß, wenn er das flüssige Eisen nicht in trocknen, sondern in nassen oder gar nur feuchten Sand hätte fließen lassen, die ganze Masse des Eisens sich in kleine Blasen aufgelöst hätte. Das gewaltig glühende Metall hätte das Wasser zersetzt, nicht Wasserdämpfe gebildet, sondern es in Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zerlegt, Knallgas gebildet und eine ungeheure Reihe von Explosionen würde jedes Atom Eisen, wie es sich der nassen Stelle näherte, emporgeschleudert, in Gestalt hohler Kugeln umhergeworfen haben, jetzt aber, nachdem das Eisen rundum an seiner Oberfläche erstarrt sei, habe das

Begießen weiter nichts zur Folge, als ein schnelleres Abkühlen der Eisenmasse, und dieses verhindere das Krystallisiren; das Eisen werde dicht und dergestalt hart, daß es in dieser Eigenschaft den besten Stahl übertreffe. Er werde diese Eigenschaft des Roheisens benutzen um Walzen zu bilden, vermöge deren dann Eisenblech geformt werden könne; zu diesem Behufe müsse man eine metallene Form genau von der Gestalt haben, welche man der Walze zu geben gedenke, die beiden Achsen nicht ausgeschlossen, denn nachdem das Eisen einmal in seiner Form erstarrt sei, lasse es sich nicht bearbeiten; nur der Diamant sei noch härter, und mit einem Meißel, aus einem Diamantsplitter gemacht, könne man wohl die Achse eines feinen astronomischen oder mathematischen Instruments, aber keineswegs eine Walze von der Stärke eines Bombenkessels abdrechseln.

Die fertige, genau richtige Form werde nun in Sand gestellt, dieser werde begossen und umgebe so im Wasser schwimmend die ganze Form, nunmehr lasse man das geschmolzene Eisen in diese Form fließen, es erstarre sofort an der innern Oberfläche derselben, indem es seine Schmelzhitze an die Form abgebe, welche diese wieder an den nassen Sand übertrage, so daß die Temperatur der Form niemals höher werde, als die des siedenden Wassers.

Nähme man nunmehr die Walze aus der Form heraus, so zeige sich die Oberfläche so hart, daß auch die bestgehärtete Feile keinen Eindruck darauf hervorbringe, im Innern aber, wo die Erstarrung nicht so schnell eingetreten sei, bleibe das Metall weich und dies habe zur Folge, daß es auf solche Weise möglich sei, mit der glasharten Oberfläche ein zähes Innere zu verbinden, wodurch dann natürlich die so behandelte Walze eine Widerstandsfähigkeit erhalte, die auf keine Weise sonst zu erreichen wäre.

Derjenige Theil des Rohgusses, welcher mit Sand bedeckt worden, erkalte in Folge dieser Bedeckung sehr viel langsamer und daher habe das Eisen Zeit zu krystallisiren; es bilde nunmehr eine auf dem Bruche grau aussehende Masse, die man deshalb graues Roheisen nenne. Wenn man ein Stück des so behandelten Metalls durchschlage und auf dem Bruch mittelst des Vergrößerungsglases untersuche, so könne man wahrnehmen, daß die Farbe nicht von einer Vermischung von Schwarz und Weiß zu einem homogenen Grau entstehe, sondern daß sie daher rühre, daß eine große Menge schwarzer Punkte, schwarzer, kleiner Blättchen zu dem fast silberweißen Eisen gemischt sei. Roheisen bestehe aus dem Metalle und einer nicht unbeträchtlichen Quantität damit verbundener Kohle. Bei dem langsamen Erkalten scheide sich die Kohle aus, in kleinen Blättchen krystallisirend. Diese Kohle sei eigentlicher Graphit, sei dasjenige, was das Eisen

zu Stahl oder weißem, harten Roheisen mache; diese Kohle müsse aber allerdings mit dem Eisen verbunden sein, hier in dem grauen Roheisen sei sie durch Krystallisation von dem Eisen getrennt, dasselbe werde daher auch durch das Abkühlen nicht hart.

## XIV.

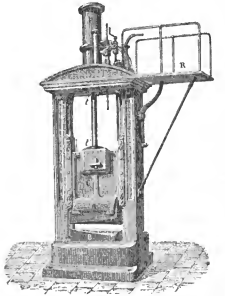
**Der Gouverneur ist höchst zufriedengestellt und weiset hübsche Summen auf den Kasten Gottes an. Eine Maschinenbau-Anstalt wird errichtet. Ein großer Dampfhammer. Dessen Einrichtung und die ungeheure Wirkung desselben.**

Young dankte für die mannigfache Belehrung und äußerte sich überhaupt höchst zufriedengestellt durch die sehr glücklichen Erfolge, welche die Bemühungen Reyhers gehabt. Er fühlte ganz die Wichtigkeit des Gegenstandes und da er der unumschränkte Gebieter über den Säckel der Kirche war, so unterließ er natürlich nicht, solche Summen dafür auszusetzen, daß auch der begehrlichste Dirigent solcher Anstalt dadurch befriedigt worden wäre.

Die Folge dieser glücklichen Anordnungen war, daß jedes neu eröffnete Bergwerk neue Verbesserungen eingeführt sah, und dies ging um so leichter, als immer ein Werk in das andere eingriff und die vorhandenen Hochofen und Gießereien das Material für die neu einzurichtenden begreiflich zu einem viel billigeren Preise hergaben, als von einem Fremden zu erwarten gewesen wäre, der nicht nur kein Interesse an dem Emporkommen irgend einer Anstalt hatte, sondern dem im Gegentheil damit gedient war, wenn sie zu Grunde ging.

Bei dem Einrichten aller dieser Anstalten hatte Reyher stets darauf gesehen, sich Leute zu suchen, welche möglichst genau bekannt waren mit dem Geschäfte, dem sie sich widmeten, und so war es wohl gekommen, daß die mehrsten seiner Arbeiter mit dem Maschinenbau vertraut waren; wie er nun aber nach und nach im Stande war über mehr Kräfte zu gebieten, traf er eine Auswahl und vereinigte die Geschicktesten zu einer Maschinenbauanstalt, die er nun so viel als thunlich anfänglich nur überhaupt dahin einübte, kleine Hilfsmaschinen zu verfertigen, binnen Kurzem es aber doch so weit brachte, daß eine kleine Dampfmaschine verfertigt werden konnte. Die Freude war groß über diesen Erfolg und es wurde, da die kleine Maschine wirklich Dienste leistete, sofort dazu geschritten, eine größere zu bauen, welche denn auch recht gut das Verlangte that, da man alle die Erfahrungen sich zu Nutze gemacht hatte, die man bei Erbauung der ersten sich angeeignet.

Die neue Dampfmaschine sollte nicht mehr eine Probe sein, ob man wohl würde etwas leisten können, sondern sie sollte wirklich dazu dienen, Maschinentheile in Bewegung zu setzen. Das Nächste, was in dieser Hinsicht geleistet wurde, war ein sogenannter Dampfhammer, ein Apparat von großer Wichtigkeit, sobald es sich darum handelt schwere Eisenmassen zu bewältigen. Wir geben in der Zeichnung den ersten solchen Hammer, welcher auf der neuen Maschinenbau-Anstalt gefertigt worden war.



Zwischen zweien sehr starken Säulen, von Roheisen gegossen, lief ein mächtig schweres Stück Metall C, welches dazu diente, den eigentlichen Hammer, eine Masse aus weißem und hartem Eisen gegossen, bei A aufzunehmen. Unter diesem, in der breiten und schweren Sohle, welche die Ständer trug, lag tief eingelassen der Ambos B. Der Hammer mit seinem ihn umfassenden Stücke wog 50 Ctr.; um seinen Lauf vollkommen sicher zu machen, war eben diese Fassung desselben in Schienen gelegt, welche zu beiden Seiten der Ständer, mit a bezeichnet, zu sehen sind; man pflegt diese Theile die Coulissen zu nennen und sie haben gar keinen andern Zweck, als den Lauf des Hammers auf das Gleichmäßigste zu regeln.

Die gewaltige Eisenmasse A C hing an einer Leitstange t, die bis in den Dampf-Cylinder P ging und in diesem mit dem eigentlichen Stempel verbunden war. Leitete man unter diesen Stempel Wasserdampf und hatte derselbe die nöthige Spannung oder was dasselbe sagen will, die erforderliche hohe Temperatur, um durch die daran hängende enorme Last nicht zusammengedrückt zu werden, so stieg der Stempel in dem Cylinder empor und hob den Hammer mit sich hinauf, so weit als der Maschinist es haben wollte und der Dampf-Cylinder es gestattete. Je höher der Hub gemacht wurde, desto mächtiger war die Wirkung des Hammers beim Falle und der Maschinist konnte dieses nach seinem Gefallen regeln.

Dieser letztere, auf einer Gallerie R stehend, wie sie unser Bild zeigt, hat es in seiner Gewalt, die beiden Hähne, welche den Dampf zulassen oder ablassen, so zu regieren, wie es seinen Anforderungen entspricht; so lange er den Dampfhahn offen läßt, so lange strömt Dampf ein, bis der Stempel so weit gehoben ist, daß er an den oberen Verschluß des Cylinders stößt. Wenn der Maschinist diesen Hahn geöffnet läßt, so kann nun nichts weiter erfolgen, so lange die Dampfmaschine im Gang, so lange der Kessel bei der nöthigen Heizung bleibt. Ist jedoch diese beseitigt, so sinkt der Hammer ganz langsam und kaum bemerkbar abwärts, wie sich die Temperatur vermindert; dasselbe geschieht auch, wenn man den zuleitenden Dampfhahn in dem Augenblicke schließt, in welchem der Stempel den oberen Theil des Cylinders erreicht hat. Es sinkt der Stempel durch die Schwere des daran hängenden Hammers langsam nieder, bis derselbe auf dem Ambos steht.

An solch' einer langsamen, wirkungslosen Bewegung kann dem Maschinisten natürlich nichts liegen, er will einen Fall, einen Schlag, er will eine gewaltsame Wirkung haben, es soll etwas geschehen, es soll eine große Eisenmasse abgeflacht, zu einem Block zusammengeschmiedet werden. Um diesen Zweck zu erreichen, ist neben dem Hahn zum Einlassen des Dampfes noch ein zweiter zum Auslassen desselben vorhanden. Sobald durch den ersten die nöthige Menge Dampf eingeströmt und der Hammer so hoch gehoben ist, als es dem Maschinisten erforderlich scheint, schließt er mit einer raschen Bewegung diesen Hahn und öffnet eben so schnell und plötzlich den zweiten, welcher den Dampf entweichen lassen soll. Die Folge davon ist, daß, da die elastische Feder, der überhitzte Dampf, welcher den Hammer bis jetzt gehalten hat, nunmehr weggerückt wird, dieser Hammer der Stütze entbehrt, niederfällt. Der Dampf wird in einem um so mächtigern und breitern Strome entweichen, je schwerer der Hammer ist und je weiter der Raum, den der geöffnete Hahn dem Dampfe gestattet. Es ist sehr wesentlich dieses Alles gegen einander abzuwägen, weil davon die ganze Wirkung des Hammers abhängt. Entläßt der Hahn die Dampfmasse nicht schnell genug, so fällt der Hammer nicht, sondern er sinkt langsam nieder und der untergelegte glühende Eisenklotz bekommt keinen Schlag, sondern einen Druck, was begreiflich zu dem geforderten Ziele nicht führen kann. Mit einem solchen Uebelstande hatte aber Reyher zu seiner großen Genugthuung nicht zu kämpfen, sondern es gelang ihm schon dieser erste Versuch auf das Vollständigste und er glaubte im Stande zu sein unter diesen Dampfhammern Anker schmieden zu können, wie sie nur irgend für Kriegsschiffe gefordert werden konnten; eine Verlegenheit, in welche er begreif-

licher Weise nicht gerathen konnte, da man seine Anker nicht leicht in einer Schmiede bestellt, welche 200 Meilen vom Meere entfernt liegt.

## XV.

**Die Windfege und der Windbeutel. Körperlichkeit und Widerstandsfähigkeit derselben. Das Centrifugalgebläse. Dessen Einrichtung und dessen gewaltige Wirkung. Der gewöhnliche Blasebalg in den Hammerwerken.**

Auch an ein besseres Gebläse machte Reyher sich jetzt, und zwar gleich an dasjenige, welches man für das wirksamste zu halten pflegt, nämlich an das sogenannte Centrifugalgebläse, welches auch den Namen Ventilator führt.

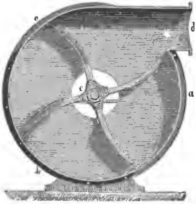
Unsern Lesern ist wohl ohne Zweifel diejenige Einrichtung bekannt, welche man bei den Landwirthen unter dem Namen der Windfege findet. Es ist ein großer, runder Kasten, in welchem sich vier hölzerne Flügel durch ein vorgelegtes Getriebe bewegen lassen. Dort, wo die Achse dieser im Kreuz stehenden Flügel befindlich ist, hat man eine runde Oeffnung ausgesparrt, durch welche die Luft Zutritt erhält. An dem Umfange des Kastens, in dem sich die Flügel bewegen, liegt eine zweite viereckige Oeffnung, durch welche der im Innern erregte Wind entweichen kann. Diese Oeffnung ist durch ein Netz verschlossen, über welches hinweg das Getreide läuft. Der im Kasten erzeugte Wind ist nicht stark genug, um auf die schweren Körper zu wirken, diese laufen ganz ruhig über das Netz herab und fallen dicht an der Maschine nieder, aber die Spreu, die Splitterchen von Stroh, die beim Dreschen abgeschlagenen Hülsen der Aehren werden von der bewegten Luft erfaßt und weit genug fortgeführt; so wird das Brauchbare vom Unbrauchbaren gesondert, und dieses lediglich durch den in der Maschine erzeugten Wind.

Wie macht die Maschine das, um Wind zu erzeugen? Wenn es ein junger, luftiger Patron, ein sogenannter Windbeutel wäre, so würde sich dieses sehr leicht beantworten lassen, aber eine gewisse Schwierigkeit liegt darin, wenn man mit einer solchen Maschine zu thun hat, welche gewöhnlich ein ziemlich altes Inventarium ist.

Die Physik giebt uns hier einen sehr einfachen Aufschluß. Die Luft ist ein Körper, die Luft hat Schwere, hat Masse, sie leistet Widerstand, sie fordert Kraft um bewegt zu werden, aber bei Anwendung einer solchen Kraft kann man sie bewegen, so wie umgekehrt die Luft in dem Falle, daß sie durch uns nicht bekannte Ursachen in Bewegung gesetzt, wie beim

Sturm, die gewaltigsten Kraftäußerungen übt. Der Sturm, d. h. die genügend rasch bewegte Luft, entwurzelt die mächtigsten Bäume, deckt Scheunen ab, wirft ganze Häuser nieder &c.

Wir sind im Stande die Luft auf sehr mannigfaltige Weise in Bewegung zu setzen, schon wenn wir mit der flachen Hand durch die Luft fahren, wird der Antheil Luft, in dem sich die Hand befindet, in Bewegung gesetzt. Wenn man aber statt einer so kleinen Fläche, die in einem offenen Raume nur langsam umhergeführt wird, eine größere Fläche in einem geschlossenen Raume bewegt, so muß selbstverständlich die Wirkung eine sehr viel größere sein. Die Figur, welche wir hier vor uns sehen, zeigt uns eine Veranstaltung, welche den gedachten Zweck hat, es ist die Windfege des Landmanns, nur in einer verbesserten Gestalt; a b c ist ein Kasten, meistentheils von Gußeisen, in seinem Umfange vollkommen cylindrisch, auf den beiden flachen Seiten aber ganz eben. Die Höhe ist in der Regel vier Fuß, die allergrößesten Ventilatoren haben wohl selten mehr als sechs Fuß Durchmesser. Die Breite von einer flachen Seite zur andern übersteigt auch nur sehr selten einen Fuß.




Der äußere Rand des Cylinders ist an einer Stelle durch eine Fortsetzung, durch ein rundes Rohr d unterbrochen.

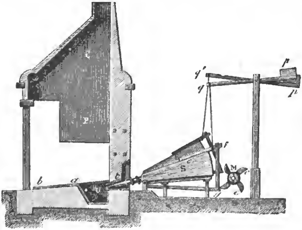
Im Innern befinden sich vier Flügel von starkem Schmiedeeisen auf einer guten, genau centrirten Achse e befestigt. Diese Flügel haben eine geringe Biegung, wie die Figur dieselbe zeigt, man ist jedoch noch nicht einig darüber, ob nicht ganz gerade Flügel eine eben so günstige Wirkung haben. Dieselben werden durch eine Dampfmaschine so rasch bewegt, daß sie 600 bis 800 Umläufe in einer Minute machen. Diese Bewegung bewirkt, daß die Luft, die ihnen gegenübersteht, fortgeschleudert wird und da sie keinen andern Ausgang findet, als den durch das Rohr d, so geht die Luft hier hinaus.

Die nothwendige Folge hiervon wäre, daß sich im Innern des Cylinders ein luftleerer Raum erzeugte und schon mit der ersten Andeutung einer mäßigen Luftverdünnung würde die Wirkung der Maschine aufhören, es würde bei d ferner keine Luft entweichen. Diesem Uebelstande wird

gesteuert, indem bei der Achse e die kreisförmige Seitenwand des Cylinders geöffnet ist; Alles was durch die Schleuderkraft der Flügel nach Außen durch d fortgesendet wird, Alles dieses wird bei e durch die von außen zuströmende Luft wieder ersetzt.

Auf solche Weise wird die Luft, welche vermöge der lebhaften Bewegung der Windflügel nach der Peripherie gedrängt und dort hinausgestoßen wird, durch die Mitte, durch die dort aufgesparrten großen Oeffnungen immer wieder ersetzt und der Strom, welchen man erzeugen kann, wird hierdurch continuirlich. Es ist geradezu wunderbar, welche Masse Luft auf diese höchst einfache Weise beschafft, in einen Windstrom verwandelt werden kann. Vermöge eines Centrifugalgebläses von 6 Fuß Höhe und 1 Fuß Breite werden in den großen Maschinenfabriken des Festlandes 70 bis 80 der größesten Schmiedefeuer unterhalten, ein genügender Beweis für die an das Unglaubliche gehende Kraft eines solchen. Der Ventilator überbietet demnach zum allermindesten 320 Blasebälge gewöhnlicher Art, wie man sie in Eisenhüttenwerken findet.

Soll nämlich ein Feuer genügend genährt werden, so braucht man vier solche Blasebälge, wie wir sie in dieser Figur dargestellt sehen. Es sind nämlich hölzerne, dreieckige Kasten S, welche durch Hebel mit Gegengewichten p q bis zu einer bestimmten Höhe gehoben werden, indessen die Daumen c, welche an M, der Achse eines Wasserrades, befestigt sind, eben diese Kasten, mit Luft gefüllt, ziemlich gewaltsam herabdrücken. Vorne




haben die Kasten ein Gelenk, in welchem sie beweglich sind, den untern Theil bildet ein Tisch, der ziemlich genau in solchen Kasten paßt, so daß er ungehindert darin auf- und abgehen kann.

Der äußere Rand dieses Tisches ist mit gewöhnlichem, schlechten Schafpelz benagelt, wodurch eine Art Verschluß entsteht, welcher die Luft hindert, hier an den Seiten zu entweichen, sie

dagegen zwingt, durch die einzige vorhandene Oeffnung, d. h. durch die Spitze des Blasebalges nach der Düse und zu dem Feuer zu strömen.

So höchst unvollkommen solche Blasebälge sind, so haben sie doch auch ihren Werth und wo es an einer bedeutenden Wasserkraft nicht mangelt, können sie jedenfalls angewendet werden, indem ihre Verfertigung durchaus nichts Schwieriges hat und von jedem Zimmermann in's Werk gesetzt werden kann.

Die kräftige Unterstützung, welche Reyher durch den verständigen, seinen Vortheil sehr wohl erkennenden Gouverneur fand, vermochte ihn mehr zu leisten, als ihm unter anderen Umständen möglich gewesen wäre und die gewerblichen Ansiedelungen hoben sich mit jedem Tage und wurden bald der Stolz des ganzen Völkchens der Mormonen, welche den Tag, da Reyher sich entschlossen hat seinen Dienst der kleinen Republik zu weihen, segnen muß.

---

## XVI.

**Der Leser findet nach langer Trennung die Reisenden auf dem Wege nach Californien wieder. Der große Salzsee und dessen Bewohner. Ein kleiner Roman von einem blinden Pelikan. Ein Stückchen Naturgeschichte. Viel Reiher und Möven und anderes Vogelwild. Der Pilotengipfel. Die wirkliche Wüste. Veränderung der Reiseroute.**

Es wird indessen Zeit, daß wir auch einmal nachsehen wohin die Reisenden gekommen sind, welche nach Californien wollten. Wir haben dieselben verlassen, gerade als sie über den großen Salzsee nach dem Wüstengebiet gegangen waren; hier hatten sie allerdings kein so schönes und bequemes Leben als Reyher in seinen Bergwerken oder Franke als Arzt in der Salz-See-Stadt.

Am Anfange, als sie sich noch an den Ufern des großen Salzsee's befanden, fehlte es nicht an Zerstreuung und Abwechselung, welche die Jagd auf Pelikane und Möven im reichlichen Maße bot. Die entfernteren, namentlich die westlichen Ufer des See's waren vollständig belagert durch Pelikane; dieselben saßen in solchen Schaaren auf dem flachen Ufer, daß sie im engsten Sinne des Wortes es bedeckten, man sah nichts davon, man sah kein Fleckchen Erde, nur ein Vogel dicht an den andern gedrängt war zu bemerken, auch waren sie so außerordentlich dreist, daß sie nicht vor den nahenden Menschen flohen, sondern im Gegentheil feindselige Absichten zeigten, dieselben angriffen. Die natürliche Folge davon war, daß einige Schläge mit mäßigen Stöcken ausreichten, um den Proviant

der Gesellschaft in gar nicht unbedeutender Weise zu vermehren, und wenn Marshal oder Witkinson nicht gewehrt hätten, so würden die übermüthigen Reisenden Tausende von den armen Thieren ganz zwecklos erschlagen haben, zwecklos, denn man hatte so ziemlich genügenden Proviant bei sich und es war wenigstens durch nichts geboten, das Morden fortzusetzen, was der Uebermuth begonnen hatte.

Etwas weiter vom Ufer entfernt, wo dasselbe begann trocken zu werden, hatten die Pelikane und Möven ihre Nester erbaut, dieselben zeigten sich so ungemein kunstlos, daß kaum zu begreifen war wie es möglich sei, daß die Thiere hier Wärme genug ausgäben um das Brütgeschäft durchzuführen. Die Nester bestanden lediglich in schwachen Aushöhlungen, welche ein klein wenig mit Reisig gefüllt waren, auf diesem lagen die Eier beinahe ganz frei, kaum eine Spur von Daunen zum Schutze vor Erkältung von unten her habend. Die Eier der Möven waren grün punktirt und hatten ungefähr die Größe der Hühnereier, die der Pelikane waren groß wie die Gänseeier.

Bei längerem Aufenthalt machten die Reisenden eine Entdeckung, welche vielleicht nicht ohne wissenschaftliches Interesse ist.

Man sah einen Pelikan allein stehen, welcher zu den größten und wohlgenährtesten gehörte, welche die Reisenden bis dahin gefunden. Als man sich ihm näherte, machte er weder den Versuch davon zu gehen, noch die Nahenden anzugreifen. Das letztere geschah aber mit ungeheurer Wildheit von dem Augenblick, wo die Jäger dicht bei ihm waren und ihn fassen wollten, er schnappte nun mit seinem langen Schnabel umher und es hatte den Anschein, als sei ihm sehr daran gelegen von seinem gewaltigen Schnabel ernsthaften Gebrauch zu machen, bei alledem schnappte er ohne alles Ziel bald rechts bald links in die Luft, und es ergab sich, daß er blind war, woraus sich denn wieder bei seiner Wohlbeleibtheit ergab, daß er doch von seinen guten Freunden vollständig genährt und erhalten werden müsse, um so mehr, als er wirklich nicht nur lebte und beweglich war, sondern sich auch geradezu als gemästet zeigte.

Es wird sehr häufig bezweifelt, daß Thiere für diejenigen ihres Stammes sorgen, welche krank sind oder irgendwie Noth zu leiden gezwungen wären. Hier lag nun auf der Hand, daß das wohlgenährte Thier keine Noth litt, da es aber selbst kein Futter suchen konnte, so blieb keine andere Annahme übrig, als die, daß es wirklich von den anderen Thieren ernährt worden sei.

Sehr sonderbar erschien auch die Regelmäßigkeit, mit welcher die Vögel Wachen ausstellen. Es ist schwer zu sagen warum, denn Feinde,

welche ihnen nachstellen, sieht man nicht. Gefährliche Reptilien birgt weder der See noch irgend ein Fluß, und die Vögel, welche räuberisch genug wären, bewohnen doch weder diese Gegenden (sondern die weiter ostwärts gelegenen Felsengebirge), noch sind sie groß genug, um einem Pelikan gefährlich zu werden und den Menschen scheinen sie so wenig als Feind zu kennen, daß sie seine Annäherung nur in so fern beachten, als sie ihn anzufallen versuchen.

Dennoch stellen sie in einiger Entfernung von ihrem Lager Wachen aus, welche mit langgestrecktem Halse und aufgerichtetem Kopfe fortwährend Umschau halten. Man bemerkt, daß in Zwischenräumen, welche allerdings nicht gleich sind, Andere aus dem Haufen einzeln auf sie zugehen, sich an ihre Stelle begeben, worauf die so recht eigentlich abgelösten Schildwachen zu der Hauptmasse watscheln und sich mit derselben vereinigen in der Art, wie es auch eine menschliche Schildwache thäte, wenn sie durch eine andere abgelöst würde und sich nunmehr zu der großen Masse der bisher Bewachten begäbe.

Wovon die Thiere leben, ist um so schwieriger zu entscheiden, als ihre Masse wirklich ganz enorm groß ist. Der Salzsee nämlich, der sie wohl Alle reichlich nähren könnte, hat ein so außerordentlich gesättigtes Salzwasser, daß darin keine Thiere leben, außer an denjenigen Stellen, wo Flüsse und Bäche in denselben münden. Dort allerdings befinden sich nicht allein die Fische des süßen Wassers, sondern auch solche, die das Meerwasser, das schwach gesalzene, dem Flußwasser vorziehen, aber sobald das zuströmende süße Wasser nicht mehr zur Verdünnung des salzigen ausreicht, findet man in dem See auch keine Fische mehr. Der größte Theil seiner Fläche ist daher für diese zahllosen Schaaren von Vögeln völlig ohne Nahrung.

Aber auch anderes Wild zeigte sich in großer Menge und man würde Reiher, Schnepfen, Regenpfeifer, Enten und Gänse in unglaublicher Menge haben schießen können, wenn der Boden Menschen getragen hätte, er schien jedoch an manchen Stellen lediglich aus Sumpf, Schlamm und Excrementen der Vögel zu bestehen und verbreitete einen so entsetzlichen Geruch, daß man schon deswegen gerne davon blieb.

Nachdem man eine beträchtliche Strecke gerade aus nach Westen gegangen war und den sogenannten Pilotengipfel erreicht hatte, welcher von der Salz-See-Stadt vollkommen westlich liegt, war die Aussicht von demselben so trostlos, daß man beschloß den Gedanken, auf dem Wege gen Westen die Wüste zu durchdringen, gänzlich aufzugeben. So weit das Auge trug, war in dieser Richtung nicht das allergeringste Kennzeichen

einer Erhöhung, einer Spur von Vegetation oder sonst etwas wahrnehmbar, das zur Fortsetzung der Reise hätte ermuthigen können, es wurde daher beschlossen den Bergzug zu verfolgen, auf welchem man sich befand, um nördlich vorzudringen und zu dem Snakee-Strom, d. h. zu dem südlichen Arm des großen Columbia zu gelangen. Dieses Unternehmen wurde auch alsbald ausgeführt und glückte vollkommen, während es den Anschein hatte, als würde eine directe Reise durch die große Wüste nach Westen zu, eine Unmöglichkeit sein.

Nachdem man den Bergzug in der Richtung von Süden nach Norden verfolgt hatte, war man auch genöthigt sich der Wüste anzuvertrauen, allein die Strecke war nicht groß, man konnte binnen zwei Tagen zu den Ausläufern der Berge gelangen, welche auf der Südseite den Snakee-Strom begrenzen, und es geschah dieses längs der Ufer eines Baches oder Flüßchens, welches den Namen Felsen-Fluß erhalten hat.

Einmal am Wasser, war jede Unbequemlichkeit gehoben, war jeder Gedanke an eine mögliche Noth überflüssig. Die Bäche und Flüsse bilden in diesen Gegenden das sicherste Hilfsmittel, um sich mit jeder möglichen Art von Wild zu versehen, denn zu ihnen kommen allabendlich aus großen Fernen her Rehe, Büffel, wilde Pferde, Elenn, Bären, allerdings auch Wölfe, unter denen der graue oder böse, nicht schleichende, sondern angreifende Wolf, jedoch immer in so geringer Anzahl, daß er dem Menschen wenigstens nicht gefährlich wird.

---

## XVII.

**Die Mustangs oder wilden Pferde der Prairien. Ihre Abstammung. Das Ideal eines Mustangs, ein wahrscheinlich fabelhaftes Thier. Verhältniß der weiblichen Thiere zu den männlichen. Das Leben im wilden Zustande. Furchtbare Kämpfe um die Weibchen. Gefahr, in welche man durch die Mustangs kommt. Desertion der zahmen Thiere.**

Unter den Thieren das interessanteste und gewiß dasjenige, was das meiste Aufsehen erreicht hat, ist der Mustang oder das wilde amerikanische Pferd. Man ist zweifelhaft, ob es eine besondere Species oder ob es nur das in Nord-Amerika verwilderte europäische Pferd sei. Es dürfte wohl auch schwer sein dies jemals zu bestimmen, denn noch kein Mensch hat den Mustang, wie er in der Phantasie der Trapper und der Eingeborenen lebt, vor sich gehabt, obwohl darüber viel gesprochen wird und ein Jeder, welcher die Gegenden durchreist hat, in denen er sich vorfinden soll, ihn gesehen haben will.



Verlag v. Theodor Thiele in Berlin

Büffeljagd der Eingebornen in Nordamerika.

Das eine ist gewiß, daß ein eigentlich wildes Thier immer nur eine bestimmte Farbe hat. Niemand hat noch einen Büffel gesehen, der anders als schwarz gewesen wäre, indessen das Rind, welches in unsern Ställen und auf unsern Weiden vorkommt, eine sehr verschiedene Färbung hat. Der Wolf und der Fuchs, die wilde Katze und der Luchs haben ihre sich immer gleichbleibenden Farben, indessen die zahmen Thiere derselben Gattung, Hund und Katze, man möchte fast sagen alle möglichen Farben haben, wenn man nicht doch eigentlich alle möglichen Farben ausschließen müßte, indem sie weder himmelblau noch purpurroth, weder grasgrün noch citronengelb, weder rosa noch violet gefunden werden. Unsere Hausthiere haben alle möglichen Farben will weiter nichts sagen, als sie sind schwarz, weiß, braun, in verschiedenen Schattirungen und Mischungen derselben, aber diesen verschiedenen Farben gegenüber steht die Thatsache, daß alle diejenigen, welche nicht Hausthiere sind, stets eine ganz bestimmte Färbung und Zeichnung haben, welche nicht wechselt.

Zu diesen soll nun auch der Mustang gehören, das wilde Pferd der Prairien; es ist nämlich milchweiß und hat keine andere Färbung als die an den Ohren, welche schwarz sind; es soll ein natürlicher Paßgänger sein und dabei von solcher Flüchtigkeit, daß es ganz vergeblich ist, dasselbe zu jagen. Ohne seinen Schritt zu ändern, bleibt es stets in gleicher Entfernung von dem Verfolger, sieht sich neckend um, wartet so lange, bis man glaubt es nun sicher erreichen zu müssen, setzt sich dann wieder in Paß und zeigt dadurch dem Jäger, daß er noch weit davon entfernt ist es in seine Gewalt zu bekommen, wodurch er aber nur desto begieriger darauf wird, wiewohl alle diese Begierde zu nichts weiter als zu gänzlich vergeblichen Kraftäußerungen führt. Die Trapper haben den Mustang, so wie er hier beschrieben wurde, in den nördlichen Felsengebirgen gesehen, die Jäger fanden ihn in Texas, die Auswanderer in den Vorbergen der Rocky-mountains, aber Keiner hat noch das edle weiße Pferd mit den schwarzen Ohren nach Hause gebracht, so daß seine Existenz mit Recht bezweifelt wird. Dasjenige Thier, was demnächst noch den Namen Mustang führt (wie die Jäger behaupten, gänzlich mit Unrecht), ist übrigens ein höchst vortreffliches Thier von arabischem Blute, indem es von denjenigen Pferden stammt, welche die Spanier aus ihrem Lande mitgebracht haben, die durchaus arabischer Abkunft waren; aber eben diese, wirkliche Hausthiere, hatten nicht mehr die Eigenthümlichkeit gänzlich wilder Pferde und in Folge dessen ist ihre Färbung auch äußerst verschieden, theils zeigt ihr Fell alle möglichen Schattirungen zwischen grau, braun, schwarz, braungelb und weiß, theils zeigt es sich in verschiedenen Farben scheckig oder gefleckt, und

die kleingefleckten sind die geschätztesten, wiewohl es nur Liebhaberei und Geschmackssache ist. Unzweifelhaft wahr ist die große Ausdauer, die wirklich seltene Brauchbarkeit des Thieres, die Thätigkeit, welche kaum in dem Pferde der Ukraine wiedergefunden wird, dazu scheint es als ob die Natur des ursprünglich gezähmten Hausthieres in dem wilden Thiere vorwaltend wäre, denn obschon es schwer sein mag einen Mustang zu fangen, so ist es doch in der Regel durchaus nicht schwierig denselben zu zähmen, allerdings macht er sehr unangenehme Manöver, wenn man ihm Sattel und Zaum anlegen will, ist es aber gelungen, so ist die Schwierigkeit ihn ferner zu behandeln, ihn zu reiten und zu lenken durchaus nicht groß.

Es scheint, als habe die Natur bei diesen Thieren gerade wie bei den Hühnern, den Rehen und vielen andern die Vielweiberei im Sinne gehabt; es giebt nämlich wenigstens zwanzig Mal so viel Stuten als Hengste, wie es auch zehn bis zwanzig Mal so viel weibliche Hirsche giebt als männliche, mehr Fasan-, gewöhnliche oder Truthennen als Hähne dieser Species. Man sieht auf den Prärien und allen denjenigen Flächen, welche von den Gebirgen eingeschlossen werden, viel mehr Stuten als Hengste, man nimmt wahr, daß um ein schönes, durch seine Größe und seinen Muth ausgezeichnetes Thier sich 15 bis 20, mitunter auch noch mehr andere Pferde sammeln, welche durch ihren bei Weitem leichtern Bau und die viel zierlicheren Glieder das weibliche Geschlecht bekunden. Kommen zwei kleine Heerden einander zu Gesicht, so pflegen sich die Hengste zum Kampfe herauszufordern, sie traben vor ihren Heerden, man möchte fast sagen voll Hohn auf einander, hin und her, sie wiehern einander entgegen, sie stellen sich einander gegenüber, sie erheben sich auf den Hinterläufen und hauen mit den Vorderläufen wild in die Luft, ja sie gehen wohl, als ob sie dressirt wären, auf einander nur auf den Hinterläufen zu, den ganzen Körper hoch emporgetragen und mit den Vorderläufen hauend und fechtend, bis sie an einander sind, da denn die scharfen, auf Sand und Fels abgeschliffenen Hufe furchtbare Wunden schlagen und auch das Gebiß das seinige thut, denn sie fassen einander mit solchem Grimm, daß sie sich gegenseitig verbeißen und Beide in dieser Lage zu Boden stürzen und die Beute der Wölfe werden noch ehe die Kraft des Einen oder des Andern nachgelassen hat.

An den Sieger in solchem Kampf schließt sich nunmehr die doppelte Heerde und er zieht im Triumph davon mit einem Harem von 40 statt 18 bis 20 Weibchen, er pflegt aber in der Regel durch den Kampf so furchtbar mitgenommen zu sein, daß sich aus dieser Epoche schwerlich eine Nachkommenschaft datirt; da indessen bei den Thieren die Begattung

immer nur von einem unabweisbaren Bedürfniß ausgeht und dieses bei einem Weibchen unmöglich mehr als einmal in einem Zeitraum von einem Jahre stattfinden kann, so ergiebt sich hieraus schon allein die Möglichkeit, daß das Männchen sich stets im allerüppigsten Zustande der Kraft befindet.

Den Reisenden werden diese Mustangs nicht selten in einer ganz absonderlichen Art gefährlich. Die wilden Pferde nämlich sind durchaus nicht so wild, als man gewöhnlich glaubt. Wenn sie eine Reisegesellschaft zu Pferde sehen, so nähern sie sich derselben und mischen sich unter die Thiere. Dies ist ein durchaus verderblicher Augenblick. Hat man nicht genug Lassowerfer bei sich, um die fremden Thiere zu fangen und zu binden, so wird die sehr bald eintretende Folge sein, daß die sämmtlichen zahmen Pferde mit den wilden davonlaufen. Die ersteren haben am Anfang sichtlich Furcht vor den letzteren, so wie sie aber einige Minuten lang mit denselben in näherer Berührung sind, so findet sich bald ein solches Verständniß zwischen ihnen ein, daß selbst die allerwohlgezogensten zahmen Thiere, den Reiter auf dem Rücken habend, mit den fremden Pferden davon laufen, wo es denn nicht selten um den Reiter selbst geschehen ist, denn die wilden Thiere suchen den Mann zu entfernen, zum Fall zu bringen, sie steigen an ihm auf, sie beißen nach ihm, sie fechten nach ihm mit den Vorderhufen und die Stuten sind in fortwährendem Ausschlagen gegen ihn begriffen; nur eine sehr gute und geschickt geführte Peitsche kann in solch' einem Falle retten. Wenn es möglich ist, läßt man die Sache übrigens gar nicht so weit gedeihen, sondern man verhindert die Vereinigung der wilden Heerde mit den gezähmten Thieren, was man wohl fertig bekommt, da einige Schüsse sie scheu genug machen. Es ist indessen immer nöthig, daß Blut fließe, denn durch einen blinden Schuß lassen sie sich nicht abschrecken; der Wanderer in den Prairien aber, welcher der Gefahr kundig ist, pflegt um so weniger gewissenhaft zu sein, als der Braten eines jungen Mustang etwas sehr Geschätztes ist. Alte Pferde gelten allerdings nicht für eine besondere Rarität.

## XVIII.

**Der Büffel. Falscher Name, den das Thier hat. Eigenthümlichkeit des Buckels bei Rindern und Kameelen. Großer Werth dieses Rindes. Unbegreifliche Vertilgungswuth. Jagden von ganzen Völkerstämmen dagegen. Furchtbare Metzeleien unter solchen Heerden.**

Ein bei weitem nützlicheres Thier ist der Büffel, was übrigens ein ganz sonderbarer Name ist, da derselbe nicht die entfernteste Aehnlichkeit

mit dem Büffel der Sümpfe Italiens oder mit dem schlanken, langgehörnten Thiere Indiens, welches den gleichen Namen führt, zu haben scheint, ausgenommen, daß er wie jene beiden ein Wiederkäuer mit gespaltenen Hufen ist, denn er ist von diesen unterschieden durch einen mächtigeren Bau des Vorderkörpers, durch einen Höcker und eine schwere, weit reichende Mähne. Diesen Höcker hat man sich durchaus nicht so vorzustellen, wie bei einer andern Race indischer Rinder, wie bei dem Zebu oder wie bei dem Kameel, sondern vielmehr so, wie bei der Giraffe, wenn man sich statt des langen Halses, der den Kopf hoch trägt, um die Nahrung aus den Gipfeln der Bäume holen zu können, einen kurzen abwärts gehenden Hals vorstellt, dessen Länge dem Kopfe gestattet, abwärts auf den Erdboden zu reichen und daselbst sein Futter zu suchen. Allerdings hat dieser amerikanische Büffel auch eine Art Buckel, es ist jedoch nichts weiter, als der ungewöhnlich hohe mit Fleisch und Speck sehr breit und dick bewachsene Widerriß, indessen der Höcker des Kameels und des Zebu, ein von dem Thiere wenig abhängender Fleischklumpen ist, der, ohne dasselbe tödtlich zu verletzen, amputirt werden könnte und der gewissermaßen der Maßstab seines Wohlbefindens und der genügenden Ernährung ist, denn er steht stramm und hoch aufgerichtet bei den gesunden und gut in Futter stehenden Thieren, aber umgekehrt wird er schlaff und welk, seine obere Hälfte hängt in einer breiten Falte auf die untere herab, wenn das Thier sich nicht wohl befindet und nicht genügend Futter hat.

Der Büffel ist gewiß das wichtigste Thier für die gesammten uncivilisirten Einwohner von Nord-Amerika; sie könnten ohne denselben um so weniger existiren, als gerade in denjenigen Gegenden, welche sie inne haben, der Ackerbau beinahe unmöglich ist, es fehlt nämlich daselbst an Holz, um so Häuser zu bauen, um Material zur Feuerung zu haben, es fehlt an Holz zur Einzäunung der bebauten Felder und wo man eine solche Einzäunung nicht machen kann, ist, wie wir oben gesehen haben, Acker- und Gartenbau eine Unmöglichkeit und eben dort ist für die Einwohner Fleischnahrung unerläßlich, denn es ist, genau genommen, die einzige, die es giebt.

Obwohl aber die Eingeborenen mehr als gewöhnlichen Verstand — nenne man es in Gottes Namen auch Instinkt — haben, obwohl sie sehr gut wissen, was ihnen nützlich ist, so sind sie doch nicht klug genug, um dieses edle, mächtige Thier, von dem ihre ganze Existenz abhängt, zu schonen, seine Ausrottung zu verhindern, vielmehr scheint es, als ob sie recht muthwillig darauf ausgehen, ihr bestes Gut zu zerstören. Es ist beinahe unglaublich, in welch' schrecklicher Weise gegen diese Thiere gewüthet wird. Es ist wahr, daß auch die sogenannten civilisirten Menschen ihr absonderliches

Vergnügen am Morden haben, es giebt z. B. in Süd-Deutschland große Jagden, es giebt in Ungarn, wie begreiflich, noch weit ausgedehntere, bei denen viele Hundert, ja einige Tausend Stück Hasen an einem Tage geschossen werden. In Deutschland wird der abgezogene Hase noch verkauft, in Ungarn nicht mehr, man will nur das Fell haben und das getödtete abgelederte Thier bleibt entweder in den weiten Wüsten liegen, ein Raub der Wölfe, oder es wird in großen Massen zusammengetragen und verscharrt, falls Dörfer in der Nähe sind, damit die Wölfe nicht dorthin gelockt werden sollen. Hier kann sich nun der Mensch wirklich entschuldigen, er kann sagen, es ist nicht Mordlust, wiewohl es denn doch bei den Jägern wirklich auf diese hinausläuft, sondern es ist erstens das Bestreben, ein dem Lande schädliches Thier in den rechten Schranken zu halten, und zweitens der Wunsch, sich seines Kleides zu bemächtigen. Was aber hätte der Eingeborene für sich bei solch' einer Jagd, wie wir sie in unserer Zeichnung sehen?

Es vereinigen sich nicht 20 oder 30 Leute, sondern die sämmtlichen Krieger von drei bis vier benachbart wohnenden Stämmen zu solch' einem Morden, sie umstellen eine Heerde von mehreren 1000 Stück in großen Entfernungen, und nachdem man ihren Aufenthalt erspäht und sich nunmehr weit außerhalb solcher Strecken, auf denen ihr Geruchsinn ihnen die Gefahr andeuten kann, genähert hat, werden sie immer enger umkreist und dann wird diejenige Seite, nach welcher die Heerde in Bewegung ist, in Angriff genommen. Mit großem Geschrei stürzen die wohlberittenen Schützen auf die Heerde, welche durch ihren Anblick und durch die Schüsse erschreckt, plötzlich umkehren und gerade hierdurch eine gewaltige Verwirrung in ihren Reihen hervorbringen.

Die Thiere nämlich, wenn sie sich auf der Wanderung befinden, werden immer von einer Hauptperson, dem ältesten und stärksten Stiere, geführt und sind sämmtlich weidend, im Grasen begriffen, doch nach einer bestimmten Richtung im Marsch. In dieser plötzlich gestört, werfen sich die vordersten Reihen umkehrend auf die ihnen nachfolgenden und es entsteht ein wilder Tumult, in welchem die schwächeren zerdrückt oder zermalmt werden. Diese Verwirrung wird von den Jägern auf das Sorgfältigste benutzt und unterhalten, indem sie von allen Seiten mit Geschrei und Schießen auf die Heerde eindringen und dadurch so viel als möglich verursachen, daß die äußeren Reihen sich nach Innen kehren und die Verwirrung vermehren, bis nach längerer Zeit der Knäul sich lös't und sämmtliche Thiere die Reihen der Schützen zu durchbrechen suchen.

Nun beginnt der Einzelkampf, den unsere Zeichnung darstellt; jeder

Stier sucht sich einen Gegner, jeder Indianer einen Stier, oder es vereinigen sich auch zwei bis drei Männer gegen ein Wild. Hier kann man nun die unglaubliche Kühnheit und Geschicklichkeit der Reiter so gut erkennen, wie die Tapferkeit und unerhörte Kraft dieser Stiere, welche weit über das gewöhnliche Maß hinaus zum mindesten doppelt so viel wiegen, als ein Stier der gewöhnlichen zahmen Race, die aber durch ihr Leben im Freien eine bei weitem größere Beweglichkeit und Thätigkeit haben und viel gefährlichere Gegner sind als ihre Verwandten. Schon das Weibchen, die Büffelkuh, hat die Größe und Schwere eines wohlgenährten Ochsen, sie wiegt 12 bis 14 Centner, ein Stier aber hat ein Gewicht von 24 Centner und mehr.

## XIX.

**Wüthende Jagdlust der Indianer, verderbliche Zerstörungswuth gegen ihr einziges Subsistenzmittel. Das Fleisch und die verschiedenen Leckerbissen, welche der Büffel liefert. Benutzung des Felles und sonstiger Theile durch die Eingeborenen. Allmählige Abnahme dieser nützlichen Thiere.**

Bei diesen einzelnen Kämpfen wird manches schöne Pferd zerrissen, das Horn des Büffels ist zwar nur kurz, aber doch so gefährlich gekrümmt, daß es gerade recht geschickt zum Fassen und Aufschlitzen gestaltet ist, dazu wird es von einem Nacken regiert, der eine so gewaltige Muskulatur hat, wie kein anderes Thier, außer vielleicht dem Nilpferd, aufweisen kann und die Last des Pferdes ist dem zornigen Stier wirklich nur ein Spiel. Das Pferd mit seinem Reiter wird, wenn es gerade unglücklich gefaßt und beide Hörner unter den Bauch des Thieres kommen, 20 Fuß hoch geschleudert und fällt mit zerbrochenen Gliedern zu Boden. Der Reiter, der so unglücklich war, geworfen zu werden, bricht natürlich durch den Fall die Rückenwirbelsäule oder sonst ein Paar Glieder und ist in wenigen Minuten eine Leiche, denn es stürmen die fliehenden Thiere über ihn hinweg und zertreten ihn vollständig. Gewöhnlich aber rettet sich der Reiter, indem er äußerst geschickt von seinem Pferde zu kommen weiß, wohl gar auf den Rücken des Stieres springt, sich an seinen Mähnen anklammert und mit seinem kurzen, sehr starken Messer unmittelbar hinter dem Kopfe zwischen zwei Halswirbel sticht, wodurch das Thier augenblicklich getödtet ist.

Wenn die Metzelei vorüber ist, so wird die Beute getheilt, d. h. jeder von den vorhandenen Jägern nimmt so viel Fleisch und Fell, als er auf seinem Pferde wegbringen kann; begreiflich ist dieses nur äußerst wenig, und viel hundertmal mehr als mitgenommen wird, bleibt in der Wüste

liegen, eine Beute der Wölfe, die sich dabei ordentlich mästen. Wenn jeder von den Jägern ein Rind tödten würde, so vermöchte er doch nur den zehnten Theil davon mitzunehmen, die Jagd und die Mordlust aber ist so groß, daß die vereinigten Indianer nicht eher aufhören, als bis kein Wild mehr vorhanden ist, das sie tödten konnten, nicht früher, als bis auch das letzte getödtet oder entflohen ist.

Hier zeigt sich die wilde Leidenschaft recht gewaltig herrschend über die Vernunft, denn die Menschen zerstören durch dergleichen mörderische Jagden ihre eigene Existenz, welche fast ganz und gar von dem Ueberfluß an solchen Thieren abhängt.

Unsere Reisenden hatten das traurige Vergnügen einer solchen Jagd beizuwohnen, als sie in die Nähe des Schlangen-Stromes (Snake-Strom) kamen. Die Panacks waren gerade im Begriff, sich für den nahenden Winter mit Büffelfellen und Fleisch zu versehen. Es wurde bei der ermordeten Heerde auch ein weißer Büffel gefunden, jetzt eine große Rarität, indem die Eingeborenen die Felle dieser Thiere zu ihren heiligen Gebräuchen sowohl als zur Bedeckung der Zauber- oder Medizinhütten brauchen, und daher denselben in dem Grade nachgestellt haben, daß sie wenig mehr gefunden werden.

Die Büffel sind im Allgemeinen das, was man schwarz nennt, in der That ist die Farbe aber ein mehr oder minder dunkles Braun, und wenn sie mit den längsten Haaren bedeckt sind, d. h. im Beginn des Frühlings, kann man ihre Farbe durchaus nicht anders als dunkelbraun nennen. Zu dieser Zeit ziehen sie ihre Winterkleidung aus, sie verlieren die mächtige, mähnenartige Behaarung, welche sich während des Winters nicht blos über die Schultern und die Vordertheile, sondern über den Rücken in seiner ganzen Breite erstreckt. In langen Zotteln löst sich dieses Haar, fällt aus oder wird abgescheuert und die Thiere verlieren viel von ihrer ansehnlichen Größe, wenigstens von ihrer scheinbaren Beleibtheit, aber desto sonderbarer, man möchte sagen, schreckenerregender wird ihr Anblick; denn der Kopf, welcher an sich unmäßig breit ist, verliert die Haare nicht und das sonst so glatte Thier mit diesem buschigen, ja unverhältnißmäßig großen Kopfe bekommt dadurch eine Figur, welche in der That durchaus nicht geeignet ist, großes Vertrauen einzuflößen, um so weniger, als das Auge roth flammt, oder auch grün glänzend beinahe Entsetzen erweckend ist, obschon das Thier keineswegs bösartig, den Menschen niemals angreift, wenn es nicht verwundet worden ist.

Unsere Reisenden fanden, daß das Fleisch des Büffels zwar gröber als gewöhnliches Rindfleisch, doch bei Weitem wohlschmeckender sei, daß es

sich troß der Grobfaserigkeit auf der Zunge und dem Gaumen viel zarter fühlt, und jedenfalls ist es viel saftiger, da es überall mit Fett durchwachsen ist. Es soll auch sehr leicht verdaulich, also gesund sein; die Jäger wollen behaupten, man könne davon gar nicht zu viel essen und folglich auch nicht den Magen verderben, sie ziehen es jeder andern Nahrung vor und finden es wohlschmeckender, als irgend ein anderes Fleisch. Ob dabei nicht die durch das Leben in den Wüsten, durch Mangel an anderer Nahrung sehr geschärfte Eßlust das Meiste thue, ob nicht der Hunger jene so sehr gerühmte Würzigkeit und Saftigkeit, und wie die sonstigen Vorzüge heißen, herbeiführt, wollen wir unentschieden lassen. Daß aber der Buckel, das heißt dasjenige Fleisch, welches in einer mehr als centnerschweren Masse auf den Schultern aufgehäuft ist und welches ganz aus einer Mischung von Fett und Fleisch besteht, das Köstlichste ist, was man solcher Art genießen kann, unterliegt keinem Zweifel und wird von einem Jeden, der in den Fall kommt es zu essen, als solches erkannt.

Aber es sind noch einige andere Dinge von großer Vortrefflichkeit an dem Thier; die Zunge z. B. ist ein wahrer Leckerbissen und beschäftigt die Fantasie eines jeden Fallenstellers so gut wie der Biberschwanz, der auch ein überaus feines Fleischgericht ist. Der Euter der Büffelkühe gilt für einen Leckerbissen, der wenigstens eben so vortrefflich ist, als die Zunge, auch die Markknochen werden nicht liegen gelassen, wenn man ein einzelnes Wild jagt, sie sind dasjenige, woran sich der Jäger unmittelbar nach der Tödtung des Thieres erquickt. Noch warm, werden sie schnell von dem Thiere gelös't und geöffnet und so ausgetrunken mehr, als gegessen; wenn eine große Menge von Büffeln erlegt wird, so geschieht dies natürlich nicht, und etwa einen Tag später die Knochen durch Kochen von Neuem zu erwärmen, fällt Keinem ein.

Der Büffel liefert den Indianern die Bedeckung für ihre Hütten, den größten Theil für ihre Bekleidung, gewährt ihnen die Matratze (große Säcke von Büffelfell mit Büffelhaaren ausgestopft), liefert ihnen die Säcke für ihre Speisen, liefert ihnen Stricke, Sehnen zu ihren Bogen, dünnere Fäden zum Nähen, liefert ihnen Schuhe und Stiefel, indem sie von den Beinen des Büffels das Fell abziehen und es zur eigenen Fußbekleidung verarbeiten, endlich liefert er die Hauptnahrung. Würde nichts weiter geschehen, als was vernunftgemäß wäre und von Niemand getadelt werden könnte, würden sie nur geschlachtet in solcher Menge, als man ihrer bedarf, so würde unzweifelhaft der Verbrauch, der Abgang durch die Natur ersetzt werden, obschon eine Kuh nur ein Junges wirft, allein die unnöthigen

Metzeleien verringern die Zahl der Thiere beinahe sichtlich. Es ist historisch nachweisbar, daß sie in mächtigen Heerden von den Aleghanys bis zum Stillen Meere gefunden wurden, von hier sind sie schon zurückgedrängt nicht nur bis zum Missisippi, sondern weit über die Grenzen der Staaten Jowa, Missouri, Arkansas, Texas, Indiana und Minesota, so daß sie nur noch auf den Ländereien der eigentlichen Wilden, im Nebraska-Territorium, im Washington-Territorium und im Oregon-Staate, ferner im Gebiet von Neu-Mexico zu finden sind. Ueberall aber weichen sie vor den weißen Ansiedlern, sie ziehen sich immer mehr nach dem Westen, nach den Gebirgen und Wüsten zurück und werden hier bei schlechterer Nahrung und bei geringerer Zahl und doch stets gleichbleibender Verfolgung immer mehr decimirt und gehen dem Aussterben entgegen.

## XX.

**Kleine Heerden. Jagd der einzelnen Indianer auf diese. Beschleichen derselben durch eine Maskerade. Preis der Büffelzungen. Werth des ganzen Büffels: ein Glas Branntwein. Zusammenschmelzen der Indianerbevölkerung. Der letzte Mohikan und der letzte Eingeborene.**

Wenn eine Indianerfamilie sich vereinzelt versorgen will, so wird der Büffel beschlichen. Die großen Heerden pflegen meistentheils in solcher Art zu wandern, daß die Kühe und Kälber den Mittelpunkt einnehmen, die Stiere auf mehrere tausend Schritte außerhalb dieses Raumes weiden, gewissermaßen als Schutz für die schwächeren Kühe; demnächst findet man meilenweit von so großen Haufen immer kleine Trupps von 10 bis 20 Stieren und Kühen, welche gewissermaßen die Vorposten sind, in der Wirklichkeit dürfte das, was die Phantasie der Jäger aufgestellt hat, wohl kaum zu behaupten, zu beweisen sein, denn diese kleinen Heerden bestehen immer aus Kühen und Stieren, die Vorwachen aber bei allen denjenigen Thieren, von denen man wirklich weiß, daß sie Wachen, daß sie Vorposten ausstellen, wie z. B. bei den Gemsen, sind immer nur Männchen, niemals Weibchen. Es ist wahrscheinlicher, daß solch' ein Trupp eine kleine Heerde für sich bildet, welche gar nicht mit dem andern zusammenhängt. Doch gleichviel, wie dieses sei, auf diese kleinen Trupps richtet sich die Aufmerksamkeit des vereinzelten Jägers, der nichts weiter haben will, wie ein solches Thier, um seiner Familie für längere Zeit Nahrung zu verschaffen.

In diesem Falle will der Jäger keinen Kampf, sondern er will durch List siegen. Er steckt sich selbst in eine Wolfshaut, natürlich in eine solche

von dem großen nordischen, dem grauen Wolf, welcher ein viel mächtigeres Thier ist als der gewöhnliche, der in Schaaren die Büffelheerde umschwärmt. Zwei Jäger vereinigen sich in der Regel zu einer solchen Jagd, sie haben das Kleid des Wolfes ganz und gar angezogen. Seine Vorderbeine bedecken ihre Arme, seine Hinterbeine ihre Lenden bis über die Knie herab, der Kopf mit dem Gebiß reicht über den Kopf des Jägers hinaus, die gespitzten Ohren scheinen die Aufmerksamkeit zu bezeugen, mit welcher der Wolf nach seiner Beute lauscht.

So verkleidet, mit ihren besten Waffen in der Hand, suchen die Jäger eine kleine Heerde auf und sobald sie nahe genug sind, um von derselben bemerkt zu werden, lassen sie sich auf Hände und Kniee nieder und schleichen näher.

Alsbald wird der eine oder der andere Stier aufmerksam und richtet seinen Kopf dem Feinde entgegen, greift ihn jedoch nicht an, denn er weiß, daß dies vergeblich sein würde, da der Wolf ihm viel zu flink ist. Er wartet ruhig den Angriff ab, welcher ihm durchaus nicht gefährlich erscheint, da nur zwei Wölfe vorhanden.

Jetzt schleichen die Jäger immer näher, und wie dieses geschieht, so senken die nächsten Stiere den Kopf immer mehr um dem erwarteten Angriff zu begegnen. Dieser findet denn auch bald statt, einer der beiden Wölfe bleibt gerade vor dem Büffel stehen, der andere verbirgt sich halb hinter dem erstern, damit das berückte Thier seine etwas zu wenig wolfartigen Manieren nicht erkenne, nicht Verdacht daraus schöpfe. Hinter diesem ersten, gewissermaßen seinem Schilde, erhebt sich der Jäger auf den Knieen, spannt seinen vortrefflichen Bogen und zielt mit großer Sorgfalt auf das Auge des Thieres. Diese Bogen, nur von Holz gemacht, haben eine solche Elasticität, daß sie den Pfeil durch die Augenhöhle und den dünnen Knochen, welcher hinten diese Höhle schließt, bis in das Gehirn gelangen lassen, da denn der Stier im Augenblicke, wo er getroffen wird, zusammenstürzt. Dieses ist die sicherste Art einen Stier zu fällen, fordert jedoch eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit in Führung des Bogens, darum können nur ganz besonders geübte Schützen den Schuß wagen; das Ziel, das Auge des Stieres, ist zu klein, die Kraft des Bogens aber ist ausreichend, um auch an einer minder gefährlichen Stelle eine tödtliche Wunde beizubringen und darum wird von den Indianern auch noch anders operirt. Nachdem sie Beide die Aufmerksamkeit eines Stieres auf sich gezogen, trennen sie sich, der Eine kriecht auf allen Vieren etwas rechts, der Andere etwas links. Da der Stier nicht Front machen kann gleichzeitig gegen beide Gegner, so geschieht dieses gegen einen, indessen er dem andern

die Seite zukehrt und zwar in einem gespannten Zustande. Er ist stehen geblieben wie er ursprünglich Beiden gegenüberstand, aber er hat nunmehr Hals und Kopf und Vorderkörper einem der Beiden, gleichviel welchem, zugewendet und bietet daher dem andern die eine Seite rund gebogen dar.

Wenn der Schuß auf das Auge dieses nicht trifft, so wird der Stier beinahe gar nicht verwundet, denn rund um das Auge sind die stärksten vorspringenden Knochen der Stirne und der untern Gesichtsknochen gelagert. Wenn aber der Schuß, welcher auf die Seite gerichtet wird, auch nicht so haarscharf die Stelle trifft, worauf gezielt worden ist, so wird der Pfeil doch immer zwischen die beiden Rippen gelangen, wohin der Jäger ihn haben will. Das gespannte Fell giebt der scharfen Schneide des Pfeiles sehr viel leichter nach, als der Kugel. Der Pfeil durchschneidet das Fell und dringt in das Herz, worauf der Jäger gezielt hat, und auch in diesem Falle ist der Tod die augenblickliche Folge der Verwundung.

Das so erlegte Thier ist nun wirklich ein Schatz für die beiden Jäger, welche die ganze Masse des Fleisches nach ihrer Behausung schaffen, wozu dann Frauen und Kinder und die Pferde helfen, auch das Fell wird wohl benutzt, vorausgesetzt, daß es während des Winter-Halbjahres sei, dann ist es nämlich reich behaart. Während des Sommers, mehr oder minder enthaart, legen die Eingeborenen gar keinen Werth darauf.

In ganz ähnlicher Weise, wie in dem Kleide des Wolfes, beschleichen sie auch als Hirsche die Büffelheerden; entweder haben sie den hintern Theil des Hirschfelles über ein sehr leichtes Holzgestell gespannt und der Jäger befindet sich dann in dem Vordertheile, den Beinen, der Brust und dem Halse des Thieres, oder es haben sich zwei Männer in dem nämlichen Thiere vereinigt, da denn der Zweite in den Hinterläufen des Hirsches steckt und mit seinem gebogenen Rücken den Rücken des Hirsches einnimmt, eine allerdings beschwerliche Stellung, um so mehr, als sie vielleicht für einen halbmeilenlangen Marsch eingehalten werden muß. Auch hier sind die Jäger mit ihren gewöhnlichen Waffen versehen, aber es wird leichter dieselben zu gebrauchen, da die Büffel sich um einen oder ein Paar Hirsche gar nicht bekümmern, sondern sie mitten unter sich wandeln lassen. Würden die thörichten Menschen nichts weiter wollen, als auf solche Weise sich mit Nahrung und Kleidung versehen, so würde nichts natürlicher genannt werden können, als dieses, und es würde keine Ausrottung, keine recht eigentlich muthwillige Vertilgung der schönen Thiere stattfinden; in der Weise jedoch, wie bis jetzt verfahren wird, kann etwas Anderes, als eine entsetzliche Vergeudung, eine muthwillige, thörichte Vernichtung des ganzen Geschlechtes nicht erkannt werden, und wie abscheulich die thörichten Ein-

geborenen gegen den größten Schatz ihrer Wüsten wüthen, geht daraus hervor, daß nicht selten, wo eine zahlreiche Büffelheerde in solcher Entfernung von einer Stadt bemerkt wird, daß man etwa noch Fleisch dahin bringen kann, Tausende von diesen großen und mächtigen Thieren an einem Tage getödtet werden, lediglich um ihre Zungen in der Stadt gegen Branntwein zu vertauschen. Mögen meine Leser nicht glauben, daß dieses eine Uebertreibung sei. Catlin erzählt in seinem berühmten Werke: „Die Indianer Nord-Amerika's", daß bei seiner Fahrt den Missouri aufwärts in Fort Pierre wenige Tage vor seiner Ankunft 500 bis 600 Sioux über den Fluß gesetzt und einer großen Büffelheerde nachgefolgt seien, um am Abend desselben Tages mit 1400 frischen Büffelzungen zurückzukehren, welche sie für einige Gallonen Branntwein (à 4 Quart) verkauften, welche sofort ausgetrunken wurden. Wenn ein prächtiger, großer Büffel nichts weiter werth ist, als ein Glas Branntwein, falls er getödtet wird zu einer Zeit, wo sein Fell nichts werth ist und sein Fleisch nicht aufbewahrt werden kann, so ist sehr begreiflich, daß die Zungen bald genug im Preise steigen werden. Die Büffel fallen und mit ihnen das ganze Volk, das bisher ausschließlich von denselben gelebt hat. Die Indianer sind thöricht genug nicht in die Zukunft zu schauen, die Europäer aber, oder vielmehr die in Amerika moralisch gewordenen Auswanderer, sind schändlich, sind abscheulich genug, um die Sorglosigkeit und den Unverstand der Eingeborenen zu benutzen und sie zu den größesten Thorheiten zu reizen. Sie geben ihnen Branntwein und immer wieder Branntwein und verlangen dafür nichts als die Felle von Büffeln, welche ja in genügender Menge vorhanden sind. Sehr gut wissen sie, daß der Büffel das einzige Existenzmittel der nach den Felsengebirgen gedrängten Indianer ist, sehr gut wissen sie, daß mit der Ausrottung dieses Existenzmittels die Existenz der Wilden selbst aufhören müsse, und etwas Besseres wollen sie gar nicht haben. Die Zahl der Rothhäute, welche man zu Catlin's Zeiten, ungefähr vor 20 Jahren, noch auf 300,000 Krieger schätzte, sind gegenwärtig bereits auf weniger als die Hälfte zusammengesunken, der Strich, den sie bewohnen, wird immer schmaler und seitdem Californien durch seine Goldsucher so unglaublich rasch bevölkert worden ist, drängt man sie auch von Westen her ebenso sehr als früher von Osten und nimmt sie zwischen zwei Feuer. Die jüngeren unter meinen Lesern werden es vielleicht noch erleben, daß man so vom letzten Indianer schreibt, wie Cooper vom letzten Mohikan geschrieben hat.

## XXI.

**Weiterreise durch das Land der Shoshoné's. Eine neue Hirschgattung von sehr scheuem Charakter. Eigenthümliche Art, diese Thiere zum Schuß zu bekommen. Das Dickhorn. Was man diesen schönen Thieren nacherzählt. Der Prairiewolf. Wie derselbe den Büffel jagt und auf welche Weise er dessen mächtig wird.**

Die Reisenden, welche genöthigt waren den Schlangen-Fluß dort zu verlassen, wo der Fisch-Fluß in ihm mündet, beim Fort Boisée, und an diesem letztern aufwärts zu gehen, um nicht gar zu weit von ihrem Wege auf San Francisco abzukommen, fanden hier im Lande der Shoshoné's eine reichliche Menge von vortrefflichem Wild, namentlich von Rothwild und von einer Art Gazelle, welche man hier Antilope nennt. Die schönen, schlanken Thiere sind nur um ein Geringes größer, als die Rehe unserer Gegenden, sie unterscheiden sich aber von dem eigentlichen Rothwild überhaupt dadurch, daß sie das Geweih nicht abwerfen, ähnlich wie es bei den Ziegen der Fall ist. Sie haben eine sonderbare Art zu laufen, es sieht mehr aus, als glitten sie auf Schlittschuhen über Ebenen und Hügel hinweg, als daß sie zu traben oder zu galoppiren scheinen, wie die Thiere vom Hirschgeschlecht es sonst zu thun pflegen, sie sind so schnell, daß selbst das bestgeschulte Pferd sie nicht einholt, ja daß es kaum möglich wird selbst ein schwer verwundetes Thier einzuholen. Man schätzt sein Fleisch wenig oder gar nicht, darum wird dem Thiere auch nicht viel nachgestellt, außer um seines zarten, weichen Felles willen, das ebenso als leichtes Pelzwerk, wie von den Haaren befreit als ein schönes weiches Leder benutzt wird. Sonderbar ist die Neugierde dieses Thieres, vermöge deren es immer gelingt, sich seiner zu bemächtigen. Wenn man auf eine Heerde solcher Thiere zuschreitet unter Wind von ihnen, so daß sie nicht die Witterung des Menschen bekommen, so werden sie aufmerksam auf den Reisenden und nähern sich ihm sehr behutsam, aber doch so weit, um in sichere Schußweite zu kommen. Dies geschieht zwar nur zögernd und um es abzuwarten braucht man Zeit, aber es geschieht nichts desto weniger gewiß. Viel leichter kommt man übrigens zum Ziele, wenn man irgend ein farbiges Stück Zeug, ein rothes Taschentuch oder was es sonst sei, über einen Stock hängt, so daß es im Winde flattert.

Die Thiere leben immer in kleinen Heerden beisammen, sobald eines davon das rothe Tuch wahrnimmt, stutzt es, springt darauf zu, kehrt wieder zurück und macht die andern darauf aufmerksam. Nun beobachtet die ganze kleine Heerde den fremden Gegenstand. Der muthigste Bock geht

voran und recognoscirt, alle Andern folgen in einiger Entfernung im Gänsemarsch, immer ein Thier hinter dem andern.

Der Anführer geht nicht geradezu, sondern umschleicht in einer großen, sich immer mehr verengenden Spirallinie den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und alle andern Thiere folgen in gleicher Weise und der Jäger, welcher funfzig Schritte davon lang ausgestreckt im Grase liegt, hat die bequemste Muse, sich das fetteste Thier auszusuchen. Wird es mit einem Pfeile geschossen, so scheucht sein Fall die Heerde gar nicht auf, nur der Knall bringt sie zur Flucht.

In jenen felsigen Gegenden hält sich auch das Dickhorn auf, welches die Trapper als Bergschaf bezeichnen; es hat die größte Neigung sich zwischen Klippen und Felsen umherzutreiben, kommt nur selten in die Ebene hinab und klettert an den furchtbarsten Abstürzen umher, als ob es diese gefährlichen Punkte mit ganz besonderer Vorliebe aufsuchte. Man behauptet, daß es, bedroht, keinen Augenblick Anstand nähme, sich in einen Abgrund von welcher Tiefe es auch sei, zu stürzen; es soll dann Kopf und Hals weit vorstrecken und mit dem Körper in der Höhe bleibend zu fallen suchen. Gelingt ihm dies — so wird erzählt — so fällt es auf die Hörner und diese haben nebst den mächtigen Halsmuskeln eine so unglaubliche Widerstandsfähigkeit, daß sie die ganze Last des Körpers ohne Nachtheil tragen. Das Horn bricht nicht, das Thier stürzt sich nicht das Genick ab, es erhebt sich nach dem Falle und springt munter davon.

Für die Wahrheit dieser Aussage will der Verfasser die Bürgschaft nicht übernehmen, sie klingt ein wenig zu fabelhaft, sie wird jedoch überall wiederholt und wohl auch geglaubt und man führt als Beweis die bekannten Geschichten von dem Steinbock und dem Gemsbock an, welche jedoch keine viel größere Wahrscheinlichkeit haben, als die von dem Bergschaf erzählten. Man glaubt, das Dickhorn sei dasjenige Thier, welches in Buffon's Naturgeschichte unter dem Namen Mufflon vorkommt. Es wird von der Nase bis zur Schwanzwurzel fünf Fuß lang, hat beinahe vier Fuß Höhe und der Umfang seines Leibes beträgt ebenso viel. Die Hörner sind schneckenförmig gewunden, manchmal über drei Fuß lang und haben an der Grundfläche vier bis fünf Zoll Durchmesser, daher der Name Dickhorn. Es hat langes, bräunliches Haar, dunkler als das des Rothwildes; dieses Haares wegen wird das Winterfell sehr geschätzt. Sein Fleisch ist vortrefflich und wird allem andern Wildpret vorgezogen.

Sehr häufig sind in jenen Gegenden auch die Wölfe, welche man jedoch in der Regel nur zu sehen bekommt, wo ihre Hauptnahrung, der Büffel, zu finden ist. Zahllose Schaaren derselben leben ganz allein von

diesen mächtigen Thieren, was nur dadurch faßlich wird, daß viele den Angriff gemeinschaftlich auf einen Büffel machen. Niemals greifen Wölfe eine Heerde an, aber sie schleichen derselben nach und wenn nun ein einzelner Büffel, entweder ermüdet oder verwundet oder seines Alters wegen, außer Stande ist der Heerde zu folgen, so schneiden die Wölfe ihn ab, stellen sich zwischen ihn und die Heerde, welche stets dem Winde entgegenwandert, daher nicht die Witterung der Wölfe bekommt, und dann, wenn die Möglichkeit der Hilfe verschwunden, wenn die Heerde nicht mehr sichtbar ist, dann wird zum Angriff geschritten.

Der Büffel ist muthig und sehr stark, es kostet vielen seiner Gegner das Leben, bevor die andern ihn überwältigen, aber sie überwältigen ihn doch. Während er mit seinen Hörnern einen nach dem andern in die Luft schleudert, hängt einer nach dem andern sich ihm an die Läufe und reißt lange Stücken Fell und Fleisch herunter, hängen andere sich an den Bauch, an die Testikeln und zerreißen dieselben und verursachen ihm die furchtbarsten Schmerzen; noch andere springen ihm an die Nase, und wenn ihm die lechzende Zunge zum Halse hinaushängt, an diese und verursachen so erschöpfende Blutergüsse. Es haben funfzig oder sechszig den Kampf angefangen, die Hälfte wenigstens liegt zerrissen auf der Prairie, aber die andere Hälfte zerreißt den Büffel, von dem sie nunmehr nicht lassen, so lange noch ein Knochen zu benagen ist.

---

## XXII.

**Zauberkreise durch die Beschwörer der Eingeborenen oder durch den Blitz oder durch sonst etwas hervorgebracht. Wahrscheinlich richtige Erklärung ihrer Entstehungsweise. Der große graue Wolf. Warum die Musikanten nicht von den Wölfen belästigt werden. Wie Marshal mit einem solchen Wolf fertig wurde.**

In jenen trockenen Gegenden fielen den Reisenden große kreisrunde Flächen auf, welche schönes, frisches, saftiges Gras trugen. Es waren die sogenannten Zauberkreise, von denen sie schon gehört hatten, auf deren Erscheinung man sie aufmerksam gemacht und welche zu erklären man sich viele, sehr unfruchtbare Mühe gegeben hatte. Diese Kreise sollten dadurch entstehen, daß die Indianer Tänze im Kreise aufführten, allein diese sind nicht dumm genug, so etwas gerade im Schlamm und im Wasser vorzunehmen, im Gegentheil wählen sie sich dazu die trockenen und harten Stellen und zwar in der Nähe ihrer Dörfer, während die wirklichen Kreise sich stets in den Niederungen und fern von allen Ansiedelungen befinden.

Andere haben behauptet, die Kreise wurden durch die eingeborenen Zauberer behufs ihrer Beschwörungen gemacht; noch Andere wollen wissen, daß der Blitz es sei, der die Vertiefungen ausgehöhlt.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man an diese Angaben lieber glaubt, als an die wirklichen einfachen Thatsachen, allein diese letztern sind es doch schließlich, welche durchdringen müssen, wenn man sich nur einigermaßen auf die Beobachtung einläßt.

Die Büffel suchen der Nahrung wegen die niedrigst gelegenen Gegenden auf; an solchen niedrigen Stellen sammelt sich wohl hier und dort Wasser. Das Wenige, was da ist, verliert sich bald in dem weiten Magen einiger Stiere, nun graben sie nach Wasser. Sie wühlen mit den Hörnern an solchen tiefen Stellen die Erde auf und scharren sie mit den Hufen weg. In der Vertiefung sammelt sich zwar nicht klares Wasser, denn das würden sie saufen, wohl aber Wasser mit Erde, d. h. Schlamm. In eine solche Vertiefung kniet nun derjenige, der sie gemacht hat, er steckt den Kopf hinein, er wälzt sich auf dem Rücken, er dreht sich umher, bis er ganz voll Schlamm ist, bis er sich genügend benetzt und abgekühlt hat, dann eilt er davon und macht einem andern Platz, dem ein Dritter, ein Vierter folgt. Alle drehen sich in demselben Tümpel umher, Alle wälzen sich im Kreise herum, stets von Neuem beträchtliche Quantitäten des Schlammes in dem dichten, struppigen Haare davontragend. So wird die Vertiefung durch jeden neuen Besuchenden größer, tiefer, ausgedehnter. Da nun aber jeder Büffel sich recht geflissentlich in die Mitte legt und seine Hörner zum Stützpunkte nehmend, sich darin im Kreise umherwälzt, so werden diese Vertiefungen immer größer und erreichen einen Durchmesser, welcher der doppelten Länge des Thieres entspricht. Gerade dieser Umstand, die immer gleichbleibende Ausdehnung, hat den Erklärern das mehrste Kopfzerbrechen gemacht, sie haben darin den entscheidenden Beweis für eine menschliche Arbeit gefunden, welche nach bestimmten Maßen und zu bestimmten Zwecken ausgeführt worden ist, während in der That sich gar nichts Anderes darin zeigt, als das Maß der Stiere, welche sich darin gewälzt haben.

Wenn die Heerde nun weiter zieht, so bleibt die Vertiefung, so wie sie von den Stieren gemacht worden ist, darin sammelt sich aber Feuchtigkeit und es entsteht nach einigen Jahren eine lebhafte Vegetation, welche ganz genau auf diesen Kreis beschränkt ist, während rund umher die Wüste ihr Recht geltend macht, die Trockenheit allen Pflanzenwuchs unterdrückt.

Es giebt nicht wohl eine natürlichere Erklärung, und wer die Stiere in solchen Vertiefungen sich wälzen gesehen hat, wird keinen Augenblick

zweifeln, daß sie von ihnen herrühren, aber eben weil die Erklärung zu einfach ist, so gefällt sie den Wundersüchtigen nicht und ihnen wollen wir gestatten zu glauben, daß der Blitz dort eingeschlagen sei und diesen Kreis befruchtet habe, oder anzunehmen, daß indianische Zauberer dort thätig gewesen; es kommt durchaus nicht darauf an.

Wenn der Prairiewolf wegen seiner ungeheuren Menge gefährlich wird, so ist der große, graue Wolf gefährlich durch seine Stärke und seinen Muth, der nur vor dem Ungewöhnlichen, keineswegs vor dem Bekannten zurückschreckt. Der Prairiewolf ist kleiner als der unsrige, geht wohl niemals auf den Menschen los, es sei denn, daß er in großer Anzahl und sehr hungrig ist; der graue Wolf dagegen, größer als der europäische, geht, wenn die Noth ihn treibt, ohne sich zu besinnen ganz allein auf den Menschen los, und sein furchtbares Gebiß, sowie seine Größe und Stärke, sind genügende Motive zu dem Wunsch diesem Wolfe nicht zu begegnen; aber es kann wohl sein, daß ein guter Einfall den einzelnen Reisenden rettet. Eine sehr alte Anekdote ist die von dem Spielmann, welcher von Wölfen bedroht wurde, der in seiner Angst die Violine aus ihrem Futteral holte und mörderlich auf den Saiten zu streichen begann. Gehörten die Wölfe nun hinsichtlich ihrer musikalischen Bildung der klassischen Schule an und war die Musik des Bierfiedlers der romantischen Schule angehörig, wir wissen es nicht, aber Thatsache ist es, die Musik war so wenig nach dem Geschmack der Wölfe, daß sie entsetzlich zu heulen begannen und davonliefen. Der amerikanische Witz schmückt diese Erzählung noch dahin aus, daß der eine Wolf mit beiden Vorderpfoten die Ohren sich zugehalten habe und auf den Hinterbeinen davongelaufen sei, ein anderer aber die Hände gefaltet und den Spielmann gebeten habe aufzuhören.

Wiederholt hat das Feuerschlagen, das Herunterfahren mit dem Feuersteine am Stahl den vereinsamten Wanderer gerettet; bei unsern Reisenden that es ein großer, schwarzer Filzhut. Marshal selbst war in den Fall gekommen, zu einer solchen List seine Zuflucht nehmen zu müssen; er hatte auf den Wolf, der ihm ganz vereinsamt wandelnd begegnete, geschossen, er hatte ihn leicht verwundet, da seine Rohre mit Schrot geladen waren, und hatte dadurch die natürliche Wildheit des Wolfs noch mehr gereizt und herausgefordert. Marshal war waffenlos, er konnte wohl allenfalls sein schönes Doppelgewehr als Keule brauchen, dazu war es ihm jedoch zu kostbar und er wollte versuchen sich auf eine andere Weise des Gastes zu entledigen, seinen Gewehrkolben als letztes Mittel im Hintergrunde behaltend. Er nahm also seinen großen schwarzen Filzhut ab, hielt die Krämpe mit den Zähnen und setzte sich plötzlich dem Wolf gegenüber auf alle Viere

nieder, unter gewaltigem Heulen auf ihn losgehend. Dies war dem Wolfe etwas so durchaus Ungewöhnliches, daß er zurückwich, und da Marshal in der gedachten Stellung und immerfort brüllend auf ihn zukroch, kehrte er um, nahm den Schwanz zwischen die Beine, jederzeit ein Zeichen von großer Angst, und gab Fersengeld. Marshal erzählte die Geschichte allerdings unter lebhaftem Lachen, konnte aber nicht läugnen, daß ihm damals, wo sie vorfiel, sehr schlecht zu Muthe gewesen sei.

## XXIII.

**Der schwarze Bär. Der große graue Bär. Körperliche Verhältnisse und ungeheure Kraft dieses Thieres. Gefahr, diesem grimmigen Thiere zu begegnen. Wie die Fallensteller zu zweien den grauen Bären jederzeit besiegen. Aufsuchen des Bären zur Zeit seines Winterschlafes. Kampf mit dem Bären in seiner Höhle.**

In diesen Bergen ist auch der schwarze und der graue Bär heimisch. Der erstere scheint wenig gefährlich, er lebt von den Früchten mancher hier wild wachsender Sträucher und Bäume, namentlich von Pflaumen, welche ganze Wäldchen bilden, in denen die Bäumchen aber solchergestalt zerrissen sind, daß man es eine schreckliche Verwüstung nennen müßte, wenn es von Menschenhand geschehen wäre.

Der graue Bär dagegen ist ein schreckliches Thier, er ist der größeste unter seinen Verwandten, mißt aufgerichtet mehr als sieben Fuß, überragt also den größten Menschen, wenn derselbe neben ihm steht, um eine ganze Kopflänge. Man hat sogar welche gefunden, die neun Fuß lang waren von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel; auf die Hinterfüße gestellt, wenigstens noch einen Fuß mehr. Das Thier entwickelt eine furchtbare Kraft, es greift den schwarzen Büffel ganz allein an und besiegt ihn jederzeit; es soll dieses Ungeheuer sogar Stärke genug haben, um den getödteten Stier fortzuschleppen. Seine Vordertatze hat eine Breite von neun Zoll, die hintere Tatze ist nur sieben Zoll breit, mißt aber einen ganzen Fuß in die Länge und ein Schlag von seiner Vorderhand zerbricht einem Stier das Kreuz. Er ist von furchtbarer Wildheit, greift die Jäger, ohne sich zu besinnen, an, und am gewöhnlichsten geschieht dieses, wenn man ohne an seine Nähe zu denken bei seinem Versteck vorbeigeht. Er liegt nämlich während des Tages im dichtesten Gesträuch verborgen und geht nur Nachts auf Raub aus; er schläft jedoch nicht fest wie alle Raubthiere, das Geräusch, welches der nahende Jäger macht, weckt ihn sofort auf und mit großem Grimm springt er auf denselben zu, man kann daher

nicht genug auf seiner Hut sein. Bei der riesigen Größe des Ungeheuers ist ein Kampf mit ihm jederzeit verderblich, wiewohl man sich erzählt, daß die Trapper zu zweien ihn jederzeit im Handgemenge erlegen; einer von ihnen nämlich hat sich so dick gekleidet, mit so vielfältig übereinander gezogenen Pelzen bedeckt, daß die furchtbare Klaue des Bären nicht durchdringen kann. Er rückt nun dem Bären zu Leibe und sucht nichts weiter als dem Schlage seiner Tatze auszuweichen, er unterläuft ihn dann, steht mit ihm, wie zum Ringkampfe, Brust an Brust und wird in dieser Stellung von dem Bären umarmt. Hierbei darf ihm allerdings der Athem nicht ausgehen, er muß also eine starke Brust, er muß tüchtige, widerstandsfähige Rippen haben. Die Klauen sind nicht scharf genug um die Pelzkleidung zu durchschneiden und mit dem Kopfe kann er dem Jäger nichts anhaben, denn dieser hat sein Gesicht gerade in dessen Hals vergraben und er hält sich nach allen Kräften so fest an den Bären gedrückt, daß derselbe den Kopf nicht weit genug herabbeugen kann, um zu beißen.

Diese Lage, so entsetzlich und verzweifelt sie ist, dauert doch nicht gar zu lange, in vier bis fünf Sekunden ist der zweite Jäger die zwanzig oder dreißig Schritte, um welche er hinter dem Angreifer zurück war, herzugesprungen und mit einem entscheidenden Stoß, der jedoch ganz vollkommen sicher geführt sein muß, durchbohrt er seine rechte Seite und durchsticht Lunge, Leber und Herz. Deshalb muß das Messer auch sehr lang sein, denn es soll so weit reichen, daß es das mehr links gelegene Herz noch erreicht. Den Stoß von der linken Seite her zu führen, geht daher nicht, weil der Jäger mit seinem Messer hinter dem Bären steht, es müßte denn sein, daß die linke Hand des Mannes eben so kräftig und eben so geübt wäre, als seine rechte.

Dieser Moment ist übrigens für den ersten Angreifer der gefährlichste; denn im Augenblicke des tödtlichen Stiches drückt der Bär den umschlossenen Mann krampfhaft an sich und er zerbricht ihm die Rippen, wenn sie nicht stark genug sind, dem Drucke Widerstand zu leisten, so leicht, als wären sie aus Rohr.

Auch in den Pyrenäen sollen die Bauern in ähnlicher Weise mit ihrem, wiewohl etwas kleineren, Bären verfahren. Häufiger kommt es jedoch in Amerika vor, daß man diesen grauen Bären während seines Winterschlafes in der Höhle aufsucht; hier soll der Sieg beinahe immer auf Seiten des Menschen bleiben und zwar des einzelnen, denn zwei können nicht in die Höhle hinein, welche gerade nur geräumig genug ist, um den Bären zusammengerollt aufzunehmen.

Das Unthier gräbt sich dieselbe fast jedesmal neu, daher man sehr

häufig auf solche Höhlen stößt, welche leer sind; im Sommer niemals bewohnt, weil der Bär dann unter Gebüsch im Freien schläft, zeichnen sich die bewohnten für den Kenner doch dadurch aus, daß ihnen die Witterung des Thieres entsteigt. Die hineingehaltene Hand fühlt eine leichte Wärme, die Nase giebt aber am unzweifelhaftesten Kunde von der Anwesenheit des Bären.

Mit einem sehr starken eisenbeschlagenen Speer, dessen Lanzenspitze so stark als zugleich scharf ist, bewaffnet, geht der Jäger in die Höhle hinein. Dieselbe liegt immer an einem Berge und steigt innerhalb desselben aufwärts, so daß der Bär nicht durch eindringenden Regen belästigt werden kann. Der Gang ist 12 bis 20 Fuß lang, dann erweitert er sich zu einem runden Platz, zu einer niedrigen Höhle, in welcher der Bär zusammengerollt liegt, welche aber so niedrig ist, daß er nicht einmal auf allen Vieren, viel weniger aufgerichtet darin gehen könnte.

Hat der Jäger sich so weit hineingemacht, daß er bemerkt, es fange nunmehr die Erweiterung an, oder daß er vielleicht etwas von dem Moos und Gras fühlt, so weiß er, daß der Bär nur noch wenige Fuß von ihm entfernt liegt. Nun rückt er nicht weiter vor, beleuchtet aber plötzlich mit einer kleinen Blendlaterne, welche einen Fuß hinter der Spitze des Speeres auf demselben befestigt ist und ihn selbst ganz im Schatten läßt, die Höhle. Er sieht vor sich den Bär liegen, man möchte fast sagen unangreifbar, denn der Speer könnte nur den Rücken treffen; er macht daher ein Geräusch, er schreit. Der Bär erwacht und richtet den Kopf gegen die Laterne; in diesem Augenblick schiebt der Jäger dieselbe mitsammt dem Speere vor, und begräbt die Spitze desselben in der Brust des Bären, gleich unter dem Halse und zwischen den Vorderläufen, oder in dem Halse selbst über den mächtigen Knochen, welche dort den Brustkasten schließen.

Der Bär nimmt dies natürlich sehr übel und er würde, zum Tode verwundet, unzweifelhaft auch seinen Angreifer noch gefährlich verletzen, aber der Jäger weiß, daß er dem vordringenden Bären nicht Widerstand leisten kann und hat, so wie der Stoß geschehen ist und der Speer tief genug sitzt, das hintere Ende desselben seitwärts oder aufwärts gedrückt und es in die Erdwände des Ganges gegraben, so daß der vorwärts drängende Bär zwar die Verwundung immer schwerer macht, aber den Jäger nicht zurückschieben noch weniger erreichen kann. So verblutet er in wenigen Minuten, wird dann geschlingt und an dem Seil aus der Höhle geschleift. Es ist immer eine tapfere That solch' einen Bären zu tödten und die Jäger schmücken daher mit seinen Klauen ihre Jagdtaschen, sie hängen dieselben auf Schnüre gereiht als Trophäen daran.

---

# XXIV.

**Die Völkerschaften am westlichen Rande der großen Salzwüste. Ihre immerwährenden Kriege untereinander. Vielweiberei bei den Eingeborenen. Unterschiede des Ranges und des Reichthums. Kaufen der Mädchen und Preis derselben. Hauptgrund der Vielweiberei. Beschäftigung der Frauen bei den ansässigen Indianern. Mannigfaltige Arbeiten derselben. Heiligkeit der Ehen. Großes Schicklichkeitsgefühl der Eingeborenen.**

Oestlich von der Sierra Nevada, welche man als die Grenze von Neu-Californien betrachten kann, wohnen viele kleine Völkerschaften, indem sie die Seen benutzen, welche durch die nach Osten herabströmenden Gewässer des Gebirges gebildet werden. Diese kleinen Flüßchen nämlich wenden sich alle gegen das Wüstenbecken und haben also keinen Abfluß, sie bilden dann Wasseransammlungen, so groß, daß die Oberfläche genügend Wasser verdampft, um den von den Gebirgen strömenden Bächen das Gleichgewicht zu halten, es ist ein ähnlicher Fall, wie er mit einigen der Seen im südlichen Rußland vorkommt. Der Ural-See und der Caspi-See gehören hierher, und sind die bedeutendsten; die Zahl solcher Seen läuft doch aber in die Hunderte und ein ganz gleicher Grund ist es, der hier in dem Utah-Territorium nahe an 20 solche, wenn auch sehr viel kleinere Seen entstehen läßt. Begreiflich sind gerade diese von Wasser genährten Flächen das allein fruchtbare Land und wenn sich einmal die Zahl der Mormonen verzehnfacht haben wird, so sieht man unzweifelhaft an allen diesen Seen Städte erblühen, um so gewisser, als von hier aus der Wege nach Californien sehr viele gebahnt werden können. Vorläufig aber ist eben ihrer Fruchtbarkeit wegen diese Gegend von Indianerhorden bewohnt, den einzigen noch ganz wilden und dennoch schon Gartenbau treibenden.

Die Indianerstämme stehen sämmtlich in Fehde untereinander und wie den Franzosen la gloire, so ist auch diesen Indianern der Kriegsruhm die Hauptsache, das Wichtigste, das Wünschenswertheste. Ein Indianer, der 20 Büschel Bärenklauen an seinem Gürtel hängen hat, gilt für einen sehr tapfern Mann, allein der einen Scalp aufzuweisen hat, für einen noch tapfereren, obgleich zur Erlegung von 20 Bären bedeutend mehr Kraft gehört, als zur Erlangung einer Kopfhaut. An diesen Kriegsruhm hängen sich eine große Menge eigenthümlicher Folgen. Der Kampf mit den benachbarten Stämmen hört nie auf, jeder Friedenstraktat schließt die Keime zu einem neuen Kriege ein, die Männer werden getödtet, indessen die Mädchen ungestört leben; dieser Letztern giebt es unter den Indianern daher immer drei bis viermal mehr als der Männer und deshalb findet

die Vielweiberei, welche bei ihnen üblich ist, ihre ganz natürliche Erklärung.

Man sollte nun fast glauben, daß die Mädchen von den Eltern recht gern weggegeben würden, es scheint dies jedoch keineswegs ganz richtig, sie müssen nämlich immer gekauft werden; allerdings ist der Preis für ein Mädchen nicht unmäßig hoch. Zwei junge Büffelkühe wiegen die schönste Dirne auf und für eine einfache Flinte kann man deren zweie haben, aber man darf wieder nicht vergessen, daß eine junge Büffelkuh schwer zu erlangen ist und daß ein Schießgewehr viele Biberhäute fordert. Es kommt daher, daß die Vielweiberei durchaus nicht allgemein ist, sondern daß nur die Häuptlinge, die Medizinmänner und sonst die Wohlhabenden sich solchen Luxus gestatten dürfen und wenn ein armer Indianer mehrere Frauen hat, so sind sie ihm unzweifelhaft bei einem Kriegszuge als Beute zugefallen, denn ein reicher Vater würde unter den Wilden so wenig als bei den Zahmen seine Tochter an einen Armen hergeben. Sonderbar, aber begreiflich ist, daß Tapferkeit immer mit Reichthum verbunden ist; das Ansehen, welches der Reiche genießt, gründet sich daher keineswegs allein auf seinen Besitz, sondern immer auch auf seinen Muth, auf seine Kühnheit und seine List. Diese Eigenschaften nämlich machen ihn zum reichen Manne. Der Listige und Starke erlangt nicht nur Scalpe von seinen Feinden, sondern auch Pelzthiere, Felle von Wölfen, Bären, Büffeln, Bibern, welche in den Forts gegen andere nützliche Dinge, gegen Gewehre und Schießbedarf, gegen wollene Decken, Zaumzeug, Kleidungsstücke u. s. w. eingetauscht werden können. So hängt sein Reichthum von denjenigen Eigenschaften ab, welche den Mann auch bei uns achtungswerth machen würden.

Der reiche Mann aber liebt es, überall seine Genüsse zu vermehren, er liebt Bequemlichkeit, eine schöne, wohlgeschmückte Wohnung, zahlreiche Bedienung, gutes und mannigfaltiges Essen. Dies Alles kann man sich in Europa verschaffen ohne vier bis sechs Frauen zu heirathen. Man schafft sich statt dessen einen Koch oder eine Köchin, man schafft sich Kammerdiener, Reitknecht, Kutscher, Stubenmädchen, Haushälterin an. Man miethet sich diese Leute für ein gewisses Geld und eine gewisse Zeit. Dieses geht bei den Wilden nicht, da giebt es nur ein Mittel Dienstboten zu bekommen, und zwar können es immer nur weibliche Dienstboten sein. Dieses einzige Mittel besteht darin, daß man zum zweiten, zehnten, zwölften Male heirathet. Ein Häuptling, der zugleich reich ist, und ein Medizinmann, der sehr gefürchtet und überdies auch sehr reich ist, da er mit Geschenken überhäuft wird, hat nicht selten ein Dutzend, mitunter auch mehr

Frauen, die alle in einer Hütte und zwar in größter Eintracht unter einander leben. Gezänk zwischen den Weibern eines Mannes kommt nicht vor.

Diese vielen Frauen haben nun ihre reichlichen Geschäfte. Bei den ansässigen, nicht ganz ausschließlich von der Jagd lebenden Indianern findet immer Gartenbau statt; sie ziehen Kürbisse, Mais und Hülsenfrüchte; vom Mais diejenige Sorte, die der Botaniker zera precox nennt, welche nur kleine Aehren und kleine Körner, kaum von der Größe der Erbse, bringt, aber wegen ihres reichen Ertrages und deshalb noch von Wichtigkeit ist, weil die anderen größeren Sorten in dem sehr rauhen Klima der Gebirge nicht früh genug reif werden. Der ganze Gartenbau liegt in den Händen der Frau, kein Mann würde eine Hacke oder ein Grabscheit in die Hand nehmen, er würde für immer entehrt sein, die arme Frau muß dies thun, sie ist ein dem Manne gehörendes Stück, sie ist gekauft und sie macht sich demselben um so werther, je mehr sie zu seinen Genüssen beiträgt.

Des Mannes Reichthum besteht in der großen Zahl der gegerbten Felle, welche er verkaufen kann. Der Mann kann und darf nichts weiter thun, als das erlegte Wild nach Hause schaffen, die Frauen müssen die Felle abziehen und müssen dieselben mit dem Gehirn des Thieres einreiben und gerben. Der Krieger ist genöthigt, offene Tafel zu halten, jeder seiner Standes- und Rangesgenossen fordert eine angemessene Bewirthung, gerade wie er dieselbe auch bietet. Der Aermere aber, der Untergebene, fordert als ein Recht, sich an der Tafel des wohlhabenden Häuptlings satt essen zu dürfen. Dieses Alles macht nothwendig, daß der wohlhabende Mann mehrere Dienerinnen, d. h. Frauen habe, denn sie müssen das Fleisch der erlegten Büffel in lange Streifen zerschneiden und an der Sonne trocknen, sie müssen es auch in den Gruben bewahren, in denen es sich, wohl getrocknet, Monate lang hält. Sie müssen ferner dasselbe für ihren Herrn und dessen Gäste kochen und braten und für die Ehre des Hauses sorgen. Nun aber erweitern sie auch die Hütte, machen sie geräumig, machen sie wohnlich, färben die Felle derselben, bemalen dieselben zierlich, verfertigen allerlei Schmuck, um die Hütten inwendig damit zu behängen, sie flechten aber auch von dem gedrehten Büffelhaar große Decken und Gewänder, sie machen die Kleider, das Zaum- und sonstige Reitzeug, sie putzen und füttern die Pferde, sie schneiden kurz vor der Reise das Gras und trocknen es, um einen reichlichen Wintervorrath zu haben, sie sorgen durch gutes Futter besonders auch für ihre Milchkühe, sie bereiten Pemikan in großer Menge, d. h. zerriebenes Rindfleisch und Fett, welches in die Blasen und Blinddärme der Thiere gefüllt und dann geräuchert wird, kurz, sie machen Gothaer oder Braunschweiger Wurst, welche sich von der besten der Art

nur durch den Mangel an Salz unterscheidet, denn der noch nicht civilisirte Indianer verschmäht dieses Gewürz als widerlich und er bedient sich dessen nicht, selbst da wo es krystallisirt, den Boden der Steppen bedeckt als ob es frisch gefallener Schnee wäre. Und so führt der Häuptling in seinen Verhältnissen ein wahres Fürstenleben, er ist von den Seinigen hoch geehrt, er hat vortrefflich zu essen, hat viele Bedienung und kann alle seine sinnlichen Bedürfnisse nach Wunsch befriedigen, und wenn am Schluß des Jahres die Boten der Pelzkompagnie kommen, so hat er die mehrsten Felle zu verkaufen und kann, wenn es wünschenswerth, gleich einen neuen Dienstboten zu seiner Frau oder eine neue Frau zu seinem Dienstboten machen.

Man muß nun ja nicht glauben, daß diese so leicht geschlossenen Ehen etwa nicht rechtlich anerkannt oder etwa unkeusch wären, man muß nicht glauben, daß eine indianische Frau leichtsinnig sei, daß man ein indianisches Mädchen für seine Wünsche gewinnen könne, im Gegentheil ist Untreue etwas durchaus nie vorkommendes. Die jungen Frauen sind von einer Demuth und Hingebung, die wahrhaft bewundernswerth ist, aber selbst die härteste, grausamste Behandlung von Seiten des Mannes würde die Frau nicht bewegen, sich von ihm zu trennen, was um so wunderbarer ist, als dem Manne das Recht zusteht, die ihm mißfällige Frau den Eltern ohne Weiteres zurückzuschicken. Es ist unter diesen Leuten ein solches Sittlichkeits- und Schicklichkeitsgefühl, daß sie nicht nur niemals Anlaß zu einer Verletzung desselben geben, sondern daß auch die verehelichten Personen ihre gegenseitige Neigung immer in den Schleier der Nacht hüllen.

---

## XXV.

**Verhältniß der Gatten zu einander. Frühe Reife der Mädchen. Schwere Arbeiten, welche ihnen obliegen. Zärtlichkeit der Kinder gegen ihre Eltern. Indianische Stiefmütter. Demuth der Frauen. Wohlgezogenheit der Kinder, lediglich durch das Beispiel der Eltern. Geschicklichkeit in Führung der Waffen. Die Fallensteller und ihre Niederlassung unter den Eingeborenen. Verheirathung. Handelsverhältnisse.**

Man würde dem Indianercharakter auf die unbilligste Weise zu nahe treten, wenn man glauben, behaupten wollte, daß die Ehebande locker wären in dem Sinne, welchen wir in civilisirten Ländern mit diesem Ausdruck verbinden. Das Weib hängt mit einer unbesiegbaren Liebe an dem Gatten und der Gatte weiß sowohl seine Frau zu schätzen, als ihre Treue zu belohnen, nur allerdings sind die Begriffe, welche die Leute darüber

haben, etwas von den unsrigen abweichend, und es gilt z. B. durchaus nicht für eine Beleidigung, wenn der Mann die Frau schlägt, man hält dies nicht allein in dem kindlichen Verhältniß der Frau zum Manne für vollkommen gerechtfertigt, man achtet seine Strafgewalt gewissermaßen für die elterliche, da der Mann, abgesehen von allen andern Rechten, in der That zugleich in die Stelle des Vaters und in alle väterlichen Rechte getreten ist; aber diese eigenen und mit unseren Begriffen von ehelicher Zärtlichkeit durchaus nicht zusammenstimmenden Ansichten haben noch einen andern Grund: die Heirathen werden nämlich von Seiten der Mädchen so außerordentlich früh geschlossen, daß dieselben in der Regel das zwölfte Jahr noch nicht erreicht haben, wenn sie Mutter werden. Es treten die Catamenien bei ihnen schon im zehnten Jahr ein und sie sind mithin von dieser Zeit an empfängnißfähig; nun sind Mädchen von zehn bis eilf Jahren doch in der Regel dem äußern Ansehen nach noch wahre Kinder, und daß der Vater und Gatte sein Kind schlägt, fällt wohl Niemandem auf, besonders, wenn es in einer Weise geschieht, die keineswegs so grausam ist, als man in der Regel sich selbst weiß zu machen pflegt; viel übler als die etwa erhaltenen Schläge ist der Umstand, daß die Männer sich so vollkommen von ihrer Erhabenheit überzeugt halten, daß der Gedanke, sie dürften möglicherweise doch wohl auch etwas beitragen zu häuslichen Arbeiten, ihnen gar nicht, ihnen niemals in den Sinn kommt, daher denn natürlich bei solchen Ansichten die ganze Last aller Arbeiten, so schwer sie auch sein mögen, auf das arme Weib fällt.

Die Kinder lieben ihre Eltern mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit. Sonderbar dabei muß dem Europäer erscheinen, daß Knaben wie Mädchen alle drei oder alle zwölf Frauen oder Mütter mit gleicher Zärtlichkeit lieben und keinen Unterschied machen zwischen der rechten und der Stiefmutter, ein Begriff, der allerdings dort gar nicht existirt. In ähnlicher Weise zeigt sich die Zärtlichkeit der Frauen gegen die verschiedenen Kinder; will das eine Kind Nahrung, indessen die rechte Mutter nicht gegenwärtig, so giebt eine andere Mutter, die im Stande ist dieser Pflicht nachzukommen, diesem Kinde die Brust und pflegt und liebkost es als wie das ihrige, und sie erhält in vorkommendem Falle von ihrer Mitgattin denselben Dienst geleistet, ohne daß etwa ein Aufhebens davon gemacht würde, ohne daß es eine der andern erzählt, ohne daß sie mit ihrer Wohlthat prahlt, im Gegentheil würde sie wahrscheinlich denken der Wohlthat allen Werth zu nehmen, wenn sie sich damit rühmen, wenn sie dieselbe der Freundin in Anrechnung bringen wollte. Verstößt der Mann seine Gattin, schickt er sie zu den Eltern zurück, so geht sie in schweigendem Gehorsam aus der

bisher bewohnten Hütte, aber in der Regel nur, um in den Tod zu gehen. Sie setzt sich in einen Winkel der elterlichen Hütte schweigsam nieder, nimmt weder Speise noch Trank zu sich und ist nach wenigen Tagen, lange bevor der Hunger sie würde tödten können, eine Leiche, der Gram hat sie getödtet.

Bewundernswürdig ist die Artigkeit der Kinder. Man hört und sieht dieselben in munteren Spielen, sie sind durchaus keine Duckmäuser, aber sie lärmen nicht, sie schreien nicht; wenn ihnen eine Bitte abgeschlagen wird, so wiederholen sie dieselbe nicht, sondern gehen schweigend davon. Es ist in der Regel etwas Seltenes, die Kinder bestraft, die Kinder geschlagen zu sehen, es ist dieses das Loos vorzugsweise der erwachsenen Mädchen, wenn sie aus der elterlichen Gewalt in die eheherrliche übergehen. Furcht regiert demnach die Herzen der Kinder nicht, so muß es denn wohl die angeborene Gesittung sein, welche so wohlthätig wirkt; es ist das Beispiel. Wenn Kinder ihre eigenen Eltern in einem steten Zank und Hader sehen, so hadern sie unter einander. In vornehmen Häusern des civilisirten Europa, wo sich die Uneinigkeit der Eltern, die gegenseitige Abneigung derselben verbirgt, verhüllt, wo die Kinder wenigstens nichts davon zu sehen bekommen, findet man noch sehr lebhafte geschwisterliche Liebe und Anhänglichkeit. Bei den Leuten niederen Standes, wo Mann und Frau einander gegenseitig täglich zu hundert Malen schimpfen und schlagen, ist davon gar keine Rede; die Geschwister lieben sich nicht, sie hassen sich vielmehr, sie suchen ihre Spielgefährten immer außerhalb des Kreises ihrer Häuslichkeit und sie lärmen und schreien auf den Straßen gerade so wie ihre Eltern es im Raume ihrer vier Pfähle machen.

Vor den Eltern ist eine liebevolle Achtung vorhanden, ein Kopfschütteln, ein Winken mit den Augen beendet das munterste Spiel, die lebhafteste Unterhaltung. Die Mädchen sind gewöhnlich ernst und schon sehr früh helfen sie der Mutter oder den Müttern in allen Wirthschaftsangelegenheiten, die Knaben sehen den Spielen der Väter zu und ahmen dieselben nach; sie üben sich in der Führung ihrer Waffen, in der Verfertigung von Bogen und Pfeil, Lanze und Tomahawk, sie üben sich im Werfen des Lasso und wissen, kaum acht- oder neunjährig, mittelst desselben nicht blos ein Pferd, sie wissen den Kopf des Huhnes zu treffen und zu schlingen, natürlich, um denselben gleich wieder loszulassen, doch wohl auch um das nämliche Experiment sehr vielfach zu wiederholen, weshalb denn Hühner und Hähne eine große Abneigung gegen die jungen Helden zeigen und sich so weit von ihnen entfernt halten wie nur irgend möglich.

Die Trapper, die Fallensteller, welche die Gebirgsgegenden besuchen, theils um selbst, wilde Thiere ihres schönen Pelzes wegen zu fangen,

theils um mit den Eingeborenen Handelsverbindungen anzuknüpfen, die von ihnen gesammelten Felle aufzukaufen, finden sich sehr häufig veranlaßt, längere Zeit in einer Niederlassung zu verweilen, dann pflegen sie sich mit der Schönsten des Dorfes ehelich zu verbinden, vorausgesetzt, daß dieselbe zugleich die Tochter des einflußreichsten Mannes sei. Von dem Augenblick ihrer Ankunft suchen sie die Verhältnisse zu erkundigen, und wenn sie glauben unterrichtet zu sein, treten sie mit dem Vater in Verhandlung. Dieses wird sehr gerne gesehen; nicht nur ist es eine Ehre, sich mit einem Weißen zu verschwägern, es ist auch ein Vortheil. Der Kaufpreis, der für ein Mädchen gezahlt wird, ist bei Weitem besser als derjenige, den selbst der reichste Eingeborene zu zahlen vermag; nicht selten bekommt der Vater für seine schönste Tochter eine Kugelbüchse nebst Pulver und Blei für ein ganzes Jahr; das ist ein Preis von großer Bedeutung, denn der Vater müßte dafür den ganzen Vorrath seiner Jagd, müßte seine ganze Jahresrente daran setzen; man rechnet ihm in den Städten der Union die europäischen Waffen nicht billig an. Der Trapper allerdings, welcher nicht mit Fellen, sondern mit Dollar's zahlt, hat eine andere Ansicht von der Sache, ihn kann der Kaufmann nicht hintergehen, er kennt die Preise, auch liegt noch etwas darin, daß der Trapper seine Einkäufe in den Hauptstädten macht, indessen der Bewohner der Felsengebirge wartet, bis der Händler, der Aufkäufer den Weg von 300 bis 400 Meilen gemacht hat, um bis zu ihm zu kommen, seine Waaren zu bringen, seine Felle zu holen. Diesen Weg läßt sich der Händler, wie billig, bezahlen; was aber bei dem Preise seiner Waaren unbillig genannt werden muß, das motivirt er nicht mit der Mühe, sondern mit der Gefahr seiner Reise, mit der Möglichkeit beraubt, um die sämmtlichen Früchte seiner Arbeit gebracht zu werden, ja wohl gar das Leben dabei zu lassen. Würde der Shushuni seine Felle bis nach Saint Louis bringen, so würde er sie auch besser bezahlt bekommen und man würde ihm Pulver und Blei weniger hoch anrechnen.

## XXVI.

**Ueber Herzerweichung und Magenerweichung, zwei sonst sehr gefährliche Krankheiten, welche hier immer sehr milde verlaufen. Die neue Wirthschaft des Trappers. Anstand und Sitte desselben. Hat nie zwei Frauen an einem Ort. Glückliche Verhältnisse und reich begabte Nachkommenschaft dieser Verbindungen. Junge Wittwen. Eigenthümliche Art der Halbblutindianer, sich Frauen zu verschaffen. Zufriedenes Leben und glückliches Dasein derselben.**

Hat der Vater in dieser Hinsicht etwa bereits Erfahrungen gemacht, weiß er, daß der Trapper wohl geneigt ist, etwas über den gebotenen

Preis hinaus zu gehen, versteht der alte Herr sein Geschäft, so wendet sich der Trapper an die wirkliche Mutter der schönen Dame, er bietet ihr sechs, ja zwölf Nähnadeln von solcher Stärke, daß sie Rehhäute und Ochsenfelle damit aneinander nähen kann. Sollte sie diesen widerstehen, so greift er zu seinem letzten Mittel, er zeigt ein Beutelchen von einem Pfund Glasperlen von verschiedenen Farben und das Herz, welches hiedurch nicht gerührt würde, müßte wirklich von Stein sein. Sie schmeichelt dem Vater, sie bereitet ihm ein paar Tage lang so vortreffliche Gerichte, daß, wenn auch nicht sein Herz, so doch sein Magen Ja sagt; jedenfalls ist Herzerweichung und Magenerweichung ohne gefährliche Folgen für das Elternpaar. Die junge Braut wird mit einigen rothen und gelben Tüchern, mit ein paar Ellen bunten Kattuns zum Kleide beschenkt, eilends läuft sie in den Wald, um Stangen zu der Hütte zu suchen, die Mutter giebt aus dem Vorrath des Hauses die nöthigen Felle zur Bekleidung des Zeltes her — zwei zusammengenähte, mit Büffelhaar ausgestopfte Stierhäute bilden das breite Ehebett, welches statt des Lakens durch ein Paar weichgegerbte Hirschhäute bedeckt ist und somit ist die Wirthschaft eingerichtet. Sollte es Winter sein, so legt man sich nicht auf den gewaltigen Sack, sondern man arbeitet sich mit den Füßen voran hinein; allerdings ein Lager, welches nicht ganz nach unserm Geschmack sein würde, was jedoch in der That sehr warm und wohlthuend ist, vorausgesetzt, daß man drei Viertel der zur Polsterung hineingestopften Haare entfernt und nicht ganz unbekleidet in dieses Bett geht.

Die Trapper heirathen immer nur eine Frau, wohlverstanden in jeder Niederlassung, denn sie sind oft zahlreicher beweibt, als der reichste Häuptling oder Medizinmann; aber sie halten auf äußern Anstand, sie haben christliche Gesinnungen, sie wissen, daß es dem Bekenner unserer Religion nicht gestattet ist mehr als eine Frau zu haben und sie würden um keinen Preis bei den Snake-Indianern eine zweite Frau nehmen, dagegen bei den Punashly nehmen sie wieder eine Frau, bei den Krähen-Indianern desgleichen, bei den Schwarzfuß-Indianern ebenso, bei den Flachkopf-Indianern ebenso und wenn sie nun bei fünfzehn verschiedenen Stämmen fünfzehn verschiedene Frauen haben, und von Ort zu Ort wandernd bei jedem Volke drei bis vier Wochen leben, bis ihre Handelsbeziehungen, bis ihre Geschäfte beendigt sind, so haben sie immer nur eine Frau und ihr Gewissen fühlt sich, wie begreiflich, auf das Vollständigste beruhigt.

Die junge Frau des Trappers ist ein Gegenstand des stillen Neides aller andern, denn sie trägt Kattunkleider, sie hat bunte Tücher, sie trägt

wohl gar — o, die überaus Glückliche! — sie trägt wohl gar einen Strohhut, und jede junge Schöne gleichen Alters bedauert herzlich, daß dem Trapper seine Religion verbietet, mehr als eine Frau zu nehmen, diese eine Frau aber ist darüber sehr froh, denn die Einzige zu sein ist trotz aller Demuth der Indianerfrauen doch immerdar ihr stiller Wunsch, darum pflegt sie ihren Herrn während der kurzen Zeit seiner Anwesenheit auch ganz besonders und darum kommt er nie, ohne ihr die schönsten Geschenke mitzubringen. Silberne Tressen, Rechenpfennige, welche sie zu Schmuck aneinanderhängt, messingene Ketten und was der überaus reizenden, wunderbaren Dinge mehr sind, welche die Blaßgesichter so geschickt zu machen wissen. Ihre Hütte zählt mit jedem Jahre einen Bewohner mehr und dies ist der Ursprung der vielen Halbblut-Indianer, welche, wenn sie dem männlichen Geschlechte angehören, ihres Muthes und ihrer List, ihrer Behendigkeit und ihrer sonstigen körperlichen Vorzüge wegen selbst von den vornehmsten und berühmtesten Häuptlingen geachtet werden, und wenn es Mädchen sind, so haben sie neben der hellern Farbe des Vaters und der außerordentlichen Liebenswürdigkeit der Mutter gewöhnlich einen so hohen Grad von Schönheit, daß sie die Zierde eines jeden europäischen Salons sein würden, und es wäre höchlichst zu verwundern, daß die Amerikaner nicht ihre Race verbessern, indem sie solche Halbblut-Indianer heirathen, wenn man nicht wüßte, in welchem unerhörten und völlig unmotivirten Grade diese auf ihre erhabene Abkunft hochmüthig sind; wenn man nicht wüßte, daß sie jede andere Race als halb thierisch und als weit unter sich selbst stehend ansehen.

Wenn die Familie sich im Laufe von vier bis fünf Jahren um so viele Kinder als Jahre vermehrt hat, pflegt der Trapper die Gegend nicht mehr zu besuchen; ist er ein Jahr ausgeblieben, so betrauert die junge Frau ihn als einen Gestorbenen, sie gilt nun für eine Wittwe und hat als solche schreckliche Anfechtungen, ein Jeder will die junge, reiche Frau heirathen, sie ist eine treffliche Parthie, besonders die jungen Herren von Habenichts sind hinter ihr her, diejenigen jungen Krieger, welche von armen Eltern stammend, keine reichen Brautgeschenke bieten können, ja nicht einmal eine Hütte haben. Finden sie Gnade vor den Augen der Wittwe, so fällt das Kaufgeld weg und das Haus und die eingerichtete Wirthschaft ist auch vorhanden und kommt nicht wenig in Betracht. In solchem Falle hat die junge Frau völlig freie Wahl, sie kann ganz ihrem Herzen folgen, kaum leiten die Eltern durch einen freundlichen Wink die Angelegenheit. In solchem Casus wird auch wohl die Frau mit etwas mehr Achtung behandelt, als sonst unter den Wilden üblich.

Höchst merkwürdig ist, daß die Abkömmlinge der Weißen und Eingeborenen, daß die Mischlinge sich für etwas viel Besseres halten als die Stammeltern mütterlicherseits und auch von diesen dafür gehalten werden. Sie unterscheiden sich von denselben nicht allein durch ihre Farbe und manche gute Eigenschaft, sondern auch durch die sehr schlechte Eigenschaft des übertriebenen Hochmuths, vermöge dessen sie es verschmähen, sich mit den Eingeborenen ihres Stammes zu verbinden. Sie verheirathen sich gewöhnlich untereinander (d. h. nicht gerade Bruder mit Schwester, wohl aber immer Halbblut mit Halbblut) oder wenn es möglich ist, noch lieber mit Weißen, deshalb von ihnen sehr häufig Raubzüge nach dem Unterlande gemacht werden, um sich von dort mit schönen Frauen zu rekrutiren. Sie pflegen dann nichts weiter zu thun, als eine europäische Ansiedlung, eine Farm, ein einzelnes Dorf zu überfallen und die Mädchen zu entführen. Wehren sich dabei die Männer, so giebt es allerdings blutige Köpfe, doch wird dabei keiner skalpirt, keiner getödtet. Wehren sie sich nicht, so läuft Alles friedlich ab, denn sie rauben nicht einmal eine wollene Decke oder ein Pferd für die mitgeführte Schöne, ja sie nehmen dieselbe sogar in der Regel unbekleidet, sie nehmen dieselbe aus dem Bette mit sich, die jungen Räuber setzen die jungen Mädchen vor sich auf ihre Pferde, hüllen sie in ihre Decken und Bekleidungsstücke sorgsam ein, behandeln sie mit großer Achtung, verletzen ihre Ehre, ihr Schamgefühl nicht im Entferntesten, bringen sie unberührt in die Heimath und hier erst, nachdem gewisse Ceremonien von den Eltern oder Großeltern des jungen Halbblut-Indianers vollzogen worden, werden sie die Frauen ihrer Entführer.

Solche Verbindungen pflegen stets sehr glücklich zu sein, denn obwohl der Indianer das Weib als sehr niedrig, als sehr weit unter ihm stehend betrachtet, so ist doch wieder die weiße Race ihm etwas so Erhabenes und Achtenswerthes, daß er stets mit Ehrerbietung zu seiner jungen Frau emporsieht und das gefällt derselben, weil sie, vielleicht eines deutschen oder irischen Tagelöhners Kind, eine solche Behandlung gar nicht gewöhnt ist.

Die Fälle sind durchaus nicht selten und hier im Lande hört man eine große Menge wahrhaft romantischer Sagen, nie aber hört man, daß die weiße Frau eines Halb- oder Ganzindianers freiwillig zu den Ihrigen zurückgekehrt wäre, im Gegentheil, wenn die Eltern ihre Freunde aufgeboten und nach mehreren Jahren vergeblichen Suchens die geraubte Tochter nun endlich gefunden hatten und sie so mit Gewalt zurücknahmen, wie sie ihnen mit Gewalt geraubt worden war, so war unbesiegbare Schwermuth und der baldige Tod wegen ungestillter Sehnsucht das Loos der Un-

glücklichen — glücklich durch ihre Entführung, unglücklich durch ihre Heimkehr.

## XXVII.

**Sonstige Existenz der Frauen unter den Eingeborenen. Verleumdungen, welche man gegen die Rothhäute vorgebracht. Grenzindianer. Unterschied zwischen diesen und den im Innern des Landes angesessenen. Verbreitung ihrer Traditionen.**

Man darf allerdings von diesen guten Leuten nicht erwarten, daß sie so ehrenhaft und so schonend verfahren, wenn sie gewöhnliche Raubzüge machen, in diesem Falle werden die entsetzlichsten Greuel verübt; sie theilen zwar nicht jene viehischen Rohheiten der Soldaten der civilisirter Nationen, welche, wenn sie eine Festung mit Sturm nehmen, gleich losgelassenen wilden Thieren auf ihre Beute stürzen, Schändung, Verstümmelung und jede mögliche Bestialität verüben und alles Schrecken und alles Entsetzen, welches der Krieg nur mit sich führt, um sich her verbreiten, aber sie morden, was Widerstand leistet und sie gehen nicht eben zärtlich mit den Frauen und Mädchen um, welche sie als Beute mit sich führen, eine solche Schonung findet nur statt, wenn sie mit ihrem Raubzuge keine weitere Absicht verbinden als die einer einfachen oder mehrfachen Entführung.

Mit dieser Achtung vor den weißen Frauen und Mädchen, vereinigt sich nur schwer das Verbot, mit dem Manne an demselben Mahle Theil zu nehmen. Bestimmte Mahlzeiten sind nicht gebräuchlich, der Kessel mit dem Tag für Tag sich wiederholendem Gerichte, mit dem Büffelfleisch und dem Mais oder sonst einer gemüseartigen Zuthat hängt immer über dem Feuer, die Frau ist besorgt, eine genügende Menge der Speise stets vorräthig zu haben. Jedes Mitglied der Familie speist nun zu der Zeit, die ihm gerade gefällt und so ist es natürlich auch mit den Frauen, aber niemals wird eine Frau sich einfallen lassen dürfen, sich mit ihrem Gatten gleichzeitig zum Mahle zu setzen. Er nimmt aus dem Kessel, was ihm gefällt, sie erwartet seine Befehle, ist sie sehr geliebt, sehr bevorzugt, so darf sie wagen, ihm ein besseres Stück vorzulegen als er sich selbst genommen haben würde, aber mit ihm zu essen, darf sie nicht wagen, es würde sofort durch eine Verwundung bestraft werden. Der Mann, der Vater, der Gast sitzen mit gekreuzten Knöcheln, die Füße dicht an den Leib gezogen, an dem Feuer und bedienen sich des Besten und Schmackhaftesten; sind sie fertig, so erheben sie sich und gestatten dann vielleicht auch den Frauen näher zu treten, gewöhnlich aber geschieht dieses erst, wenn die Männer sich ganz aus der Hütte entfernt, oder doch so weit zurückgezogen haben,

daß sie auf keine Weise durch die Annäherung der Frauen in ihrer Unterhaltung gestört werden.

Sonderbar ist, daß die Frauen der einheimischen Race bedeutend mehr essen als die Männer. Daß diese Letztern ungeheure Fresser, daß sie Trinker wären, ja mehr als das, Säufer der schlimmsten Art, ist falsch, ist eine grobe Verleumdung. Dergleichen Leute sieht man nur in der Nähe der Grenzfestungen, wo sie von den Europäern zum Trunke verleitet, auf das Entsetzlichste herabgewürdigt werden; dort macht man diese Leute recht geflissentlich und wiederholt betrunken, man will nichts Besseres, als daß sie ihren Verstand verlieren, als daß sie sich bis-zum Wahnsinn berauschen, dann ist gut mit ihnen verkehren; zwar sind sie jetzt nicht mehr Menschen sondern Bestien, und die geringste Veranlassung reizt sie zum Morde, aber das ist nach der hohen Moralität der Amerikaner gar nichts schlimmes, denn in diesem Falle ist man ja berechtigt, die Indianer sämmtlich niederzuschießen; die Absicht indessen, dergleichen herbeizuführen, liegt nicht immer vor, man macht die Indianer nur betrunken, um sich leichter, um sich besser in den Besitz ihrer Waaren zu setzen. Sind sie einmal halb betrunken, so genügt ein Glas Branntwein als Preis für 20 Biberfelle. Man sieht wohl ein, welch' ein schöner Gewinn dabei zu machen ist, wie reichlich lohnend der Handel mit solchen Leuten in solchem Zustande sei und wer mag es den moralischen Amerikanern verdenken, daß sie von der Immoralität ihrer Feinde Nutzen ziehen!

Im Innern, dort wo die Indianer sich noch frei von der Berührung mit den Europäern erhalten haben, oder wo dieselben wenigstens nicht in stetem Verkehr mit ihnen sind, finden alle die gedachten Uebelstände nicht statt. Die Eingeborenen halten sehr auf Ehre, die Völlerei wird in die Begriffe der schändlichen Handlungen gezogen, der Indianer ist immer mäßig, sowohl im Essen als wie im Trinken, ja er zeigt sich absichtlich enthaltsam, legt sich Entbehrungen auf, die er nicht nöthig hätte, hungernd und durstend von der Jagd kommend, fällt er doch keineswegs gierig über die Vorräthe her, sondern zeigt sich so ruhig und so gleichmüthig, als hätte er vor einer Stunde die reichlichste Mahlzeit genossen, bis er sich selbst genug gethan hat.

Die Nachrichten, welche wir nicht von Amerikanern, sondern von Deutschen über die Eingeborenen erhalten, müssen jederzeit mit größester Vorsicht aufgenommen werden, man muß immer fragen, wo ist der Schreiber gewesen; war er, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, nicht weiter gekommen, als bis zu den Grenzindianern, so hat er nur mit dem Auswurf, so hat er nicht mit einer Nation, sondern mit dem Auswurf aller

Nationen zu thun gehabt und er kann mithin kein Bild von dem Leben der Eingeborenen, von dem Charakter derselben u. s. w., sondern nur einen Ueberblick über die Laster von ein Paar Hundert Einzelnen geben.

Unsere Reisenden machten die Erfahrung, welche hier mitgetheilt worden, gleichfalls. Es waren dieses nicht die Indianer, welche sie an den Grenzen des Mississippi und Missouri-Staates gesehen, es waren ehrbare anständige Leute, denen namentlich die Völlerei, welche man an Jenen sieht, ganz fremd war. Die Reisenden hatten lange genug mit ihnen zu thun, um wahrzunehmen, daß sie den Trunk sowie den Trunkenen verabscheuten, daß sie ehrenhaftes Handeln nicht für dumm, sondern für ehrenhaft hielten und daß sie viele der Tugenden besaßen, welche man in civilisirten Ländern für die edelsten und erhabensten halten würde.

Bei Allen, durch deren Gebiete die Reisenden kamen, zeigte sich Tapferkeit, stoischer Gleichmuth gegen Schmerzen, Gewandtheit, Schnelligkeit als das anerkannt Wichtigste geschätzt und es zeigte sich, daß dieselben auch ihre Jugend keineswegs aufwachsen ließen wie das liebe Vieh, was so die gewöhnliche Ansicht über diesen Gegenstand zu sein pflegt, sondern daß von den Eltern ein förmliches Erziehungssystem ausgebildet und verfolgt wird, wonach die jungen Leute für ihren künftigen Beruf vorbereitet werden. Nicht nur hören die Knaben schon sehr früh die Erzählungen, welche zuerst die Mutter von den Thaten des Vaters giebt, nicht nur hören sie später außerhalb der Hütte, in welcher die Rathsversammlungen gehalten werden, auch die Väter von ihren sowohl als von den Thaten Anderer sprechen, hören die Traditionen über die Thaten des ganzen Stammes, über Kriegserlebnisse — sondern sie werden auch in ihrer Art Krieg zu führen schon von ihrem siebenten oder achten Jahre an geübt, sie machen Manöver, sie liefern Scheingefechte und werden dazu von den erfahrensten Kriegern geleitet.

## XXVIII.

**Kriegsspiel der Knaben unter Anführung alter Krieger. Geschicklichkeit im Gebrauch des Bogens. Skalpiren des Feindes. Siegesjubel und Trauergesänge bei der Rückkehr. Der Skalp-Tanz. Die Gegend des Pyramidsee's.**

Die Reisenden hatten Gelegenheit einer solchen Uebung beizuwohnen. Die ganze junge Bevölkerung des Stammes der Tlamath, etwa 600 an der Zahl und vom siebenten bis zum vierzehnten Jahre, wurde eines schönen Morgens hinausgeführt in die Ebene und daselbst im Kriege geübt. Die Knaben hatten keine Kleidung an, waren mit Bogen und Pfeil be-

wehrt, hatten in einem ledernen Gürtel ein hölzernes Messer stecken, auf dem Kopfe einen tüchtigen Büschel Prairiegras in die Haare gebunden, welcher die Skalplocke vorstellte und waren auf diese Weise zum Kampfe vorbereitet.

Die beiden Anführer gingen ein Jeder mit seiner Schaar auf die Fläche hinaus in solchen Richtungen, daß sie einander bald aus den Augen verloren, dann wurde gegen einander Front gemacht und mit einer großen Umsicht vorgerückt, als ob es sich wirklich um gegenseitige Ueberraschung, um die Erkundung der gegenseitigen Stellung und um alles das handelte, was im wirklichen Kriege von Wichtigkeit ist. Endlich war es dahin gekommen, daß die Vorhut der beiden kleinen Heere einander zu Gesicht bekamen. Nun wurde von jeder Seite das Erforderliche gethan, um sich selbst dem Gegner zu entziehen, ihn dagegen herauszulocken, sich bloßzustellen. Hier trat nun der Unterricht der würdigen Veteranen ein und wenn Nichts mehr zu ändern oder zu bessern war, so begann der wirkliche Kampf. Die beiden Heere rückten einander in ungeheuer weit ausgedehnter Linie entgegen, ungefähr in der Art, wie europäische Truppen es beim Tirailliren machen, nur unterstützten nicht immer zwei einander, nur gingen sie nicht paarweise, sondern sie gingen sämmtlich vereinzelt in langer Linie auf die Feinde los.

Jetzt wurden die Bogen gebraucht; zum Bewundern geschickt, wußten die Knaben damit umzugehen. Die Pfeile waren von Rohr, von starken Grashalmen ohne Knoten und hatten statt der eisernen Spitze einen kleinen runden Bachkiesel, welcher zwar beim richtigen Treffen einen Eindruck und einigen Schmerz, doch niemals eine Verwundung verursachen konnte. Jeder wählte sich einen Gegner, mit dem er allein kämpfte, den er durch seine Pfeile zu treffen suchte, dessen Pfeilen er so viel als möglich auswich, bis schließlich Einer oder der Andere an der Stelle getroffen war, welche ihn unfähig gemacht haben würde, ferner die Waffen zu führen. Dann fiel der so Getroffene wie todt zu Boden und der glückliche Schütze sprang aus seinen Reihen hinüber in die des Feindes, zog sein hölzernes Messer aus dem Gürtel, machte einen wahrscheinlich recht fühlbaren Schnitt um das Haupt seines Feindes, setzte seinen Fuß auf den Nacken seines Körpers und nahm mit einem Ruck von dem Grasbüschel Besitz, welcher den Skalp vorstellte.

Soweit die That sichtbar war, erscholl in den Reihen der Freunde ein gewaltiges Jubelgeschrei und der kleine Sieger kehrte hochgeehrt zu den Seinen zurück.

Kam es nun vor, daß ein solcher kleiner Held selbst von dem tödtlichen Pfeile getroffen wurde, und kam dann der Sieger über ihn, um ihn

zu skalpiren, so brachte derselbe auch immer den vorher eroberten Skalp mit nach Hause und sein Ruhm war um so größer, er hatte nicht allein einen Krieger, er hatte schon einen bewährten, mit dem Siegeszeichen geschmückten erlegt.

Die Knaben waren mit Feuer, mit unglaublicher Lust und Liebe bei diesem wilden Kriegsspiel und sie wurden von den beiden Anführern belobt, ermuntert, zur Tapferkeit angespornt, bis man glaubte, es sei der Arbeit wie des Spieles genug, und in der That, wenn man bedenkt, daß die ganze kriegerische Operation vor dem ersten Frühstück gemacht und mehrere Stunden hindurch ausgedehnt wurde, so darf man gestehen, die Knaben thaten das Ihrige und konnten der Ruhe bedürftig sein.

Nunmehr wurde der Heimweg angetreten, beide Theile beklagten in Trauergesängen ihre Verluste, als sie sich jedoch der Niederlassung näherten, wurden diese in Triumphgesänge umgestimmt. In wilde Jubelliedern, zwar keineswegs melodisch, doch sehr kräftig und kühn, sehr ausdrucksvoll gehalten, besangen sie ihre Thaten und die Skalpe, die Grasbüschel trugen sie im Triumph auf die Enden ihrer Bogen gesteckt, zur Schau, dann versammelte sich die ganze kleine Horde vor der Berathungshütte. Es wurde jetzt nicht etwa geschmaust, sondern es wurden erst die Kriegsthaten erzählt, die ein Jeder für sich, die das ganze kleine Heer verübt hatte. Man zeigt sich die Trophäen vor, man rühmt die List, mit der dieses vollbracht, mit welcher jenes vermieden worden war, und die Knaben, welche nicht den Kriegszug mitgemacht hatten, und die jungen Mädchen und die Mütter hören mit Entzücken was Alles geschehen ist, wie tapfer die jungen Leute gewesen seien, wie brav sie sich gehalten haben.

Nun folgt der Skalptanz; in einem großen Kreise setzen sich die jugendlichen Helden nieder, hinter ihnen sitzt die Schaar der Väter und männlichen Krieger und hinter diesen erst stehen die Frauen des ganzen Stammes; innerhalb des Kreises aber sieht man diejenigen, welche Skalpe erobert haben, mit ihren Bogen, mit ihren Messern, und in der linken Hand die geschwungenen Skalpe, einen Tanz beginnen, alle die Thaten aufzählen, die sie gethan, die Tapferkeit des Gegners zwar rühmen, die eigene Tapferkeit aber immer voranstellen und zum Beweise davon die Skalpe zeigen, welche sie mit Jubel in den Händen schwingen.

Erst wenn dieser Tanz vorüber ist und Alles auseinander geht, eine jede Familie die Ihrigen mit sich in die heimische Hütte nimmt, erst dann wird an die Stillung des vielleicht lange schon sehr fühlbaren Hungers gedacht, aber auch hier sieht man die Knaben keineswegs mit Gier über die Speisen herfallen, sie sind vorläufig noch die Affen der Alten, aber sie

ahmen deren Stoicismus bereits mit so vielem Glücke nach, daß man sich zugestehen muß, es wird eine Zeit kommen, in welcher sie Alles das sehr ernsthaft nehmen werden, was sie jetzt den Ihrigen nachahmen, lediglich, weil es ihnen so vorgemacht wird.

Nachdem die Gesellschaft sich in dem Lande dieser noch sehr wenig bekannten Stämme mehrere Wochen lang bewegt hatte, gelangte man wieder zu neuen Völkerstämmen, zu Eingeborenen des östlichen, Californien gegen die Wüste hin begrenzenden Gebirges. Man war in der Gegend des Pyramid-See's, auf der Ostseite der Sierra Nevada, in einem jener wenigen überaus glücklich gelegenen Thäler, welche dieses Gebirge zieren; der Thäler sind zwar genug, aber so glückliche, wie die den Humboldt-See begrenzenden, selten, denn es vereinigt sich nicht immer guter Boden und gemäßigtes Klima mit genügender Bewässerung; hier, wo dieses der Fall war, vereinigten sich die die aus solcher Beschaffenheit hervorgehenden Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten. Der fruchtbare Boden wurde durch die genügende Bewässerung auch ein tragbarer Boden und das Land war so vollkommen ein gesegnetes zu nennen, daß die Reisenden nicht wenig erstaunt waren, eine so große Schönheit, üppige Fruchtbarkeit in dem fernen Westen zu finden, welchen man gewohnt war sich als durchaus dürre und dem Anbau aller Kulturpflanzen ungünstig vorzustellen, denn selbst das, was man im Lande der Mormonen gesehen hatte, schien doch nur ein dürftiger Anfang zu sein im Vergleich mit dem, was der östliche Abhang der Schneegebirge zeigte. Die Lage, gerade der von Neapel gleich, würde an sich noch nicht berechtigt haben, ein so überaus angenehm abgeglichenes Klima zu erwarten, die Breitengrade haben in Europa eine ganz andere Bedeutung, als in Amerika oder Asien. Während in Neapel niemals Schnee fällt, die Wintertemperatur selten so niedrig wird, daß man nicht mehr als 6 Grade über Null zählte, bringt der Winter in Astrachan Monate lang eine Kälte von 20 Graden und in New-York wenigstens immer lange anhaltenden Schnee, eben so lange dauernde Temperaturen unter Null und gar nicht selten über 17 Grade zeigendes Frostwetter.

# XXIX.

**Ein glückliches Völkchen an den Ufern eines Wüstenflusses. Gewöhnliche Art, die Flüsse zu überschreiten. Das Büffelboot als Uebergangsmittel. Eine Squaw zieht dasselbe schwimmend hinüber. Indianische Najaden. Ein glücklicher Einfall des Führers der Expedition. Eins der anmuthigsten Abenteuer.**

Die Wüsten in der Mitte des großen nordamerikanischen Kontinents sind schon besser bedacht, aber noch mehr ausgeglichen ist die Sommer- und Wintertemperatur in den geschützten Thälern, welche hoch genug liegen, um nicht gar zu sehr von der Gluth der Sommersonne zu leiden und doch wieder von so viel höheren Gebirgszügen überragt sind, um nicht von eisigen Nordwinden getroffen zu werden.

Hier in diesem schönen Lande hatte sich ein glückliches Völkchen niedergelassen. Kriegerisch allerdings gleich allen ihren Stammesverwandten, doch zu gleicher Zeit in den Sitten so weit gemildert, als gewöhnlich die Beschäftigung mit dem Ackerbau dieses mit sich zu bringen pflegte. Sobald nicht mehr davon die Rede ist, daß Alles, auch das geringste Bedürfniß erbeutet werden müsse, mildern sich die Sitten, man ist ja nicht mehr ganz ausschließlich auf Raub, auf Jagd und Blutvergießen angewiesen. Die Erde hat bereits ihren milden Schooß geöffnet und den Menschen mit wichtigeren Nahrungsmitteln beschenkt, als er sie sich sonst zu erringen angewiesen war.

Hier geschah es, daß einer der Theilnehmer an der Expedition zurückbleiben wollte, er hatte ein so überaus großes Wohlgefallen an dem heitern, glücklichen Leben der Menschen gefunden, daß er dasselbe mit ihnen zu theilen beschloß. Der Schlüssel aber zu dieser wunderbaren Neigung lag weniger in der romantischen Stimmung, als vielmehr in der zärtlichen Stimmung, welche sein Herz durch ein kleines Abenteuer erhalten hatte.

Die Gesellschaft fand sich veranlaßt einen Fluß zu überschreiten, welcher eine beträchtliche Breite und Tiefe hatte; in der Regel ist dieses nur mit geringen Schwierigkeiten verbunden, man setzt sich zu Pferd, reitet in den Strom hinein so weit als die Füße der Pferde den Boden noch erreichen können, dann überläßt man sich dem Schwimmen, hat allerdings die Unbequemlichkeit bis zur Mitte des Leibes naß zu werden, allein bei einer gewissen Jugend und der herrlichen Wirkung der warmen Sonne hat solche kleine Unbequemlichkeit nicht viel auf sich. Anders stellt sich die Sache, wenn herbstliche Stürme schon zu wehen beginnen, oder wenn auch nur die Sonne nicht mehr so kräftig wirkt, um schnell genug mit dem in die Kleider gezogenen Wasser fertig zu werden.

Dies war nun hier der Fall; die Morgen und die Abende wurden bedenklich kalt und wenn auch um die Mittagszeit man sehr gerne noch ein erfrischendes Bad nahm, so war doch das stundenlange Reiten mit ganz wasserdurchzogenen Kleidern keine geringe Unbequemlichkeit, viel weniger ein Vergnügen, wie es wohl im Sommer sein mochte.

Die Wagen waren den Strom einige Meilen weit aufwärts gesendet, um bis zu einer Fuhrt zu gelangen, wo der Uebergang derselben ohne Beschwerde bewerkstelligt werden konnte, die Reiter wollten sich dem beschwerlichen Marsche nicht gerne unterziehen, das Völkchen welches zu beiden Seiten des Flusses wohnte, besaß auch Mittel, ohne hindurch zu reiten oder zu schwimmen hinüber zu kommen und man beschloß, sich dieser zu bedienen.

Das Mittel war das sogenannte Büffelboot. Man bindet so viel starke Weiden oder Haselzweige an einander, als erforderlich sind, um den Umriß, den Längen- und Querdurchschnitt des Bootes zu bilden, hieran bindet man nun wieder andere Zweige, welche von Seite zu Seite gehend, einen großen Bogen bilden. Würde man das erste als Bord des Schiffes zu betrachten haben, so würde das Andere mit den Rippen desselben verglichen werden können. Man erhält auf solche Weise ein grobes, weitmaschiges Flechtwerk, über welches nunmehr eine nasse Büffelhaut gespannt wird, welche man um den obern Rand schlingt und mit Riemen daran festnäht.

Solch' ein Boot kann bequem die Last von acht bis zehn Männern tragen, nur ist es schwer zu rudern, da es nur äußerst geringe Steifheit hat. Es wird in der Regel mit der ihr zugedachten Last gefüllt und dann von einer Frau schwimmend über den Fluß gezogen.

Die Männer bedienen sich eines solchen Uebergangsmittels nicht, sie halten es für eine Schande und sie schwimmen entweder oder lassen sich von ihren Pferden hinübertragen; die Kleider, welche sie dabei anhaben, werden nur schwach, nur oberflächlich benetzt. Die derbe, ihnen von der Natur gegebene Haut trocknet sehr schnell; bei unseren Reisenden war dieses wenigstens in etwas anders und sie bedienten sich gerne eines solchen Bootes, obschon sie dadurch bei ihren Gastfreunden entschieden in Mißkredit kamen.

Die Wasserfahrt wurde nun so bewerkstelligt, wie eben beschrieben. Eine Squaw, mit einem Seil aus gedrehten Birkenstauden versehen, ging, nachdem das Boot beladen war, mit etwas aufgeschürztem Gewande in den Fluß und wie das Wasser tiefer und immer tiefer wurde, so hob sie sich das leichte Röcklein aus einem Rehfell höher auf, als aber nun die

Wellen ihre Hüften umspielten, warf sie dasselbe über den Kopf in das Boot hinein, noch wenige Schritte weiter und sie verlor den Grund unter ihren Füßen, schwamm halb stromaufwärts, um sich von der schräge auf ihren Körper wirkenden Strömung hinübertreiben zu lassen und so das Büffelboot mit sich zu ziehen.

Als so die Gefährten mitten im Strome angelangt waren, tauchte plötzlich eine Wassernixe aus demselben auf und reichte lachend eine Hand voll Seerosen in das Boot hinein. Gleich darauf kam noch eine Wassernixe zum Vorschein, und bald eine dritte, eine zehnte, eine zwölfte, man war in eine Schaar badender Mädchen von dem Dorfe jenseits des Flusses gerathen, lauter bildschöne, junge Geschöpfe mit den Formen einer Hebe, jung, blühend, kräftig, gewandt, so daß man bei diesem höchst anmuthigen Anblick gerne die etwas dunklere Färbung der Haut und die nach unsern Begriffen wenigstens nicht classischen Formen der Gesichtsbildung übersah.

Als Willis das reizende Bild so betrachtete, kam ihm der sehr vernünftige Gedanke, diese anmuthigen Kinder der Natur sich zu Freunden zu machen. Er öffnete seine Jagdtasche, in welcher er immer allerlei Kostbarkeiten vorräthig hatte, und so wie eines der Mädchen nahe genug an dem Schiffe auftauchte, warf er demselben eine Schnur rother Glasperlen um den Hals. Das war etwas Staunens- und Dankenswerthes und die fröhlichen Kinder vereinigten sich, um das Boot mit größerer Schnelligkeit über den Strom zu schaffen, die ganze kleine Schaar schwamm im Kreise um dasselbe her, zog oder schob das Boot vorwärts, selbst auf den Wellen sich schaukelnd und die über alle Maßen zierlichen Formen den begehrlichen Blicken der Männer darbietend und entziehend, wie das Heben und Sinken der Wellen es mit sich brachte, doch so völlig ohne eine Spur von Koketterie und so ganz in der reizendsten, unbewußten Schuldlosigkeit, daß dem Beschauer wohl kaum ein unreiner Gedanke kommen konnte.

Als man sich dem Ufer näherte, schoben die lieblichen Mädchen das Boot mit geringer Anstrengung immer näher dem Lande zu, wie aber das Wasser seichter wurde, trennte sich eine nach der andern von dem Schifflein und als die beiden letzten nur noch bis an den Hüften im Wasser standen, gaben sie dem Boote einen raschen Schub, der es dem Lande ziemlich nahe brachte, eine davon senkte sich noch auf die Kniee, um das Boot weiter zu geleiten, dann aber, als selbst in dieser Stellung das Wasser ihr zu seicht wurde, kehrte sie sich um und schwamm in den Strom hinein.

---

# XXX.

**Was der Uebergang über den Fluß bewerkstelligt. Man muß auf die Ankunft des Wagenzuges warten. Ein Paar Worte über Gastfreiheit. Abstammung des kleinen Völkchens. Mannigfaltigkeit der Haut- und Haarfarbe. Sagen der Indianer über diesen befremdenden Umstand**

Diese Scene war es gewesen, welche das Schicksal von Master Flint entschied. Flint hieß eigentlich Feuerstein, war ein Deutscher, hatte seinen Namen Feuerstein in Fyrestone verwandeln müssen und daraus war eine Uebersetzung in die Landessprache erfolgt, Feuerstein heißt im Englischen Flint. Der wackere junge Mann hatte, wie der Ritter in dem bekannten Märchen vom Tulpenbaum, des süßen Anblicks nicht ohne Folgen sich erfreut. Er war verliebt bis über die Ohren und wußte nicht, in welche von den Grazien. Das war nun das Allerbedenklichste, denn er konnte unmöglich Alle heirathen, selbst wenn er sich ganz den Sitten der Indianer hätte hingeben wollen. Dies aber stand bei ihm fest, daß er nicht fortgehen könne aus dem Dorfe, in welchem so viele schöne Mädchen wohnten und er erklärte Marshal die Absicht seine Gesellschaft zu verlassen und hier in dem Dorfe zu bleiben.

Die Reisegesellschaft mußte mehrere Stunden verweilen, um die Ankunft der eigentlichen Karawane, der Wagen und der beladenen Maulthiere, zu erwarten, so blieb denn Zeit, um über den unerwarteten Entschluß zu sprechen, ihn zu prüfen, zu sehen ob er nicht zu erschüttern sei und endlich zu thun, was nicht gelassen werden konnte, da keiner von der Gesellschaft in dem Verhältniß eines Dieners zu dem Führer der Expedition stand.

Die Reisenden suchten Aufnahme im Dorfe und diese wurde mit der größten Zuvorkommenheit gewährt. Die beiden kleinen Stämme, rechts und links von den Ufern des Flusses, waren nahe mit einander verwandt, sie konnten beinahe als eine große Familie betrachtet werden, welches schon daraus hervorgehen mußte, daß sie so nahe bei einander wohnten; sobald die Stämme feindlich sind, wird dieses zur Unmöglichkeit, sie würden sich unaufhörlich bekriegen und würden einander gegenseitig ausrotten. Diese Leute aber wohnten schon lange da und hatten sich immer untereinander verbunden, verheirathet, sie waren daher nicht nur im Allgemeinen als eines Stammes Kinder zu betrachten, sondern sie waren wirklich untereinander verschwägert; es waren auch bei dem kurzen Aufenthalt der Reisegesellschaft an den Ufern des Flusses verschiedene Besucher herübergekommen, man war einander mithin keineswegs ganz unbekannt. So wurde

es denn ziemlich leicht, hier die gewünschte Aufnahme zu erhalten, überdies zeigen die sämmtlichen wilden Völkerschaften, so lange sie noch nicht in einem gar zu genauen Verkehr mit den Europäern gestanden haben, eine Neigung zur Gastfreundschaft, welche sowohl ihrem Charakter selbst Ehre macht, als er auch gleichzeitig in den natürlichen Verhältnissen, in der Lage der Völker seine einfache Erklärung findet. Ueberall in einem Lande, wo es keine oder wenig Wirthshäuser giebt, ist man gastfrei, darum in Rußland mehr wie in Polen, in Polen bei Weitem mehr wie in Deutschland, und es möchte sein, daß sich der Begriff Gastfreundschaft in der belle France ganz und gar verliert, weil daselbst nicht die geringste Veranlassung mehr dazu vorhanden ist; denn obschon unsere Touristen die französischen Wirthshäuser nicht rühmen zu können behaupten, so sind sie doch da und können von jedem Reisenden benutzt werden, es ist mithin unnöthig irgend Jemandes Gastlichkeit in Anspruch zu nehmen.

Die Reisenden kehrten in dem Dörflein ein und fanden sich höchlichst überrascht durch die ganz außerordentliche Mannigfaltigkeit der Gesichtszüge, der Haarfärbung, der Augen u. s. w. Ueberrascht darum, weil eine solche Erscheinung unter den Indianern dergestalt fremd ist, daß man sie kaum für möglich hält. Die Indianer sind Alle wie in eine Form gegossen, sie haben mächtige, gebogene Nasen, eine weit zurücktretende Stirn, glänzende, feurige Augen, langes, schwarzes Haar, welches ohne eine Spur zur Neigung von Wellenlinien beinahe ganz gerade, man könnte sagen straff herabhängt. Die größte Zierde des weiblichen Geschlechts, das schöne Haar, ist darum auch weniger schön, als man bei der Länge und dem glänzenden Schwarz meinen sollte, die Haare sind nicht fein und nicht weich.

Sehr eigenthümlich mußte es daher den Reisenden vorkommen, hier Leute zu finden, deren Haar bis zum Bewunderungswürdigen fein und mannigfaltig gefärbt war. Schon in dem Dorfe auf der andern Seite des Flusses hatte man wahrgenommen, daß die Frauen nicht alle ganz schwarzes Haar hatten. Hier fiel es aber so sehr auf, daß auch der ungeschickteste Beobachter es hätte finden müssen; es gab manche unter den Frauen und Mädchen, es gab mehrere unter den Männern, deren Haar beinahe blond, wenigstens so hellbraun zu nennen war, daß sich daraus mit größter Sicherheit bestimmen ließ, die vorhandene Race sei durchaus nicht rein, es sei hier ein Mischlingsvolk. Nun war aber diese verschiedene Färbung sowohl der Haare als der Haut durchaus nicht vereinzelt, sondern sie war so allgemein, daß sich daraus wiederum schließen ließ, eine solche Vermischung von europäischem und indianischem Blut sei keineswegs neu, es waren Männer von sechszig und mehr Jahren, deren Hautfarbe

durchaus nicht dunkler war, als die eines deutschen Bauern, vorausgesetzt, daß derselbe nicht etwa ein Stubenhocker, ein Schulmeister, sondern wirklich ein Ackersmann gewesen.

Willis und Marshal, welche auf solche Eigenthümlichkeiten gerne ihr Augenmerk richteten, ließen durch Bill Spaniard den Häuptling fragen, ob er den Grund von dieser abweichenden Farbe der Haare, der Augen, der Haut zu kennen glaube, und siehe, der Mann kannte sie. Er erzählte, der große Geist, welcher alles Land den Rothhäuten gegeben hat, sah, daß dieselben fortwährend untereinander im Kriege waren und daß sie sich mithin nacheinander aufreiben mußten; da sprach er zu den Blaßgesichtern: „Macht große Canoe's, richtet Bäume darin auf, hängt lange, weiße Tücher daran, setzt Euch in die Canoe's und laßt Euch vom Winde treiben. Dort, wo der Wind Euch an das Land führen wird, da steigt aus, verbindet Euch mit den Herren des Bodens, bittet sie um freundliche Aufnahme und lebet unter ihnen bis ich andere Boten schicken werde, welche Euch wieder zurückholen."

Die Blaßgesichter thaten, was der große Geist ihnen befahl und die Diener seiner Macht führten sie über das große Wasser, führten sie bei vielen Inseln vorbei, nirgends aber konnten sie landen. Der große Geist hatte ihnen eine andere Stelle angewiesen. Endlich kamen sie in eine Abtheilung des gewaltigen Meeres, in welchem die Wasser sehr warm und sehr seicht wurden, sie hielten sich nun so nahe wie möglich an einem Ufer, denn ein gewaltiger Strom wälzte sich ihnen entgegen und sie wollten demselben ausweichen. Mehrere Tage und Nächte ging dieser Strom an ihnen vorüber, da bemerkten sie auf einmal, daß sie eingeschlossen waren. Sie hatten Land zu ihrer rechten Seite gehabt, jetzt sahen sie es in der Ferne auch auf der Linken und glaubten nunmehr sich in einer Bai zu befinden, aber es war dem nicht so. Der Vater der Gewässer (Missisippi) hatte sie in seinen Schooß aufgenommen und wie weit sie auch fuhren, sie erreichten das Ende der vermeintlichen Bai nicht.

Jetzt hätten sie überall an das Land steigen können, aber sie sahen nur ungeheure gepanzerte Thiere mit einem breiten Rachen und furchtbaren Zähnen in dem Sumpfe lauern und sie schifften auf dem großen gelben Strome weiter, immer weiter, und hofften endlich Land zu finden, trocken genug, um den Fuß darauf zu setzen.

Nunmehr kamen sie an eine Stelle des Stromes, wo das gelbe Wasser plötzlich ganz klar wurde. Da sagte einer der Führer, hier wollen wir bleiben, hier wird das Land trocken, hier sehen wir auch Bäume und so können wir Hütten bauen. Ein Anderer aber sagte darauf, wer weiß, was

das für ein Gewässer ist, und wer weiß, wohin es uns führt; dasselbe auf dem wir bis jetzt gefahren sind, ist es nun einmal nicht, denn dieses ist gelb, der neue Strom aber ist krystallhell. Wir wollen wieder so weiter in den gelben Strom hinein, bis wir mitten in seinen Gewässern sind und wir wollen sehen, ob er uns nicht zu führen vermag.

Es geschah, wie der Führer gesagt, aber dadurch wurde ihr Weg ein ganz anderer. Bisher waren sie so gereist, daß sie den Aufgang der Sonne zur Rechten und den Untergang derselben zur Linken hatten, nunmehr setzten sie ihren Weg fort, daß sie den Aufgang der Sonne hinter sich und den Untergang derselben gerade vor sich hatten. (Der Missouri, von Westen nach Osten strömend, macht da, wo der Mississippi, von Norden nach Süden kommend, sich in ihn ergießt, einen rechten Winkel. Sonderbarerweise verliert hier der so mächtige Strom seinen Namen an den viel kleineren Mississippi, obwohl er ganz den eigenen Charakter beibehält, indem die geringe Quantität Wasser, welche der Mississippi ihm bei St. Louis zugeführt, fast gar keinen Einfluß auf ihn hat. Diese Umbiegung in einem rechten Winkel meint der Häuptling bei seiner Erzählung über den veränderten Stand der Sonne, während der Reise dieser Einwanderer.)

Jetzt hatten sie immer auf beiden Seiten Land, allein es war ihnen nicht anmuthig genug und sie reisten immer weiter, reisten an Stellen vorbei, wo Rothhäute sich gelagert hatten, wurden von ihnen mit Entsetzen bemerkt, aber bemerkten auch selbst wieder die rothen Männer nicht mit solchem Vertrauen, um sich ihnen zu nähern, und so ging dann die Reise immer weiter, immer gegen den Untergang der Sonne, bis sie an die mächtigen Berge kamen, von denen der Vater der Gewässer entspringt.

Hier konnten sie nicht weiter, hier mußten sie bleiben, hierher hatte der große Geist sie geschickt und hier fanden sie sich zusammen mit den Urvätern der Rothhäute. Reichliches Wild, zuckerreiche Früchte, mehltragende Gräser, Wurzeln von lieblichem Geschmack wuchsen hier in Menge und den Ankömmlingen fehlte Nichts und freundlich wurden sie aufgenommen von denjenigen, in deren Land sie gekommen waren. Sie brachten Werkzeuge mit, um Häuser aus Holz zu bauen, sie brachten andere mit, um die Erde zu verwunden und Samen hineinzulegen, damit derselbe sich vermehre, sie hatten auch vortreffliche eiserne Hüte und Schilde, sie hatten lange Speere mit Spitzen von demselben Metall, sie hatten lange und kurze Messer, sie theilten alles das mit ihren Gastfreunden, sie heiratheten deren Töchter und bildeten damit ein großmächtiges Volk, welches der Schrecken wurde aller andern und lange blieben sie die Angesehensten im Rath und im Kriege. Das Volk vermehrte sich, dehnte sich aus, nahm immer größere

Weideplätze für sich in Anspruch und würde noch dort wohnen, wenn der große Geist es so gewollt hätte, aber es mochte wohl sein, daß sie seinen Zorn erregt hatten, denn er schickte Leute dahin, welche den Donner in der Hand trugen, und diese waren dem Volke so schrecklich, daß es sich zurückzog und die Berge zwischen sich und die fremden Männer setzte.

Sie lebten nun wieder lange Zeit in Frieden bis wiederum Männer mit dem Donner in den Händen über die Berge schritten und sie zu vertreiben suchten.

Was zuerst nicht zu bewältigenden Schrecken verbreitete, das war jetzt wohl auch noch furchtbar genug, aber unsere Väter flohen nicht, sondern sie kämpften; indessen vergeblich war ihr Kämpfen, nicht erfolgreich ihre Mühe, ihre Aufopferung, sie wurden zurückgedrängt, nachdem die Hälfte ihrer Krieger erschlagen war und so ist es geblieben bis jetzt. In jedem neuen Kampfe wurden abermals Männer vertilgt und wurde der Ueberrest des Volkes zurückgeschoben weiter gegen den Untergang der Sonne.

Hier nun sitzen wir, der Ueberrest jenes Volkes, welches entstanden ist aus der Verbindung der Blaßgesichter mit den Urvätern der Rothhäute und daher kommt es, daß Du so verschiedene Farben unter uns siehst. Allerdings waltet die Farbe der Rothhäute vor, denn mit der Zeit sind die Blaßgesichter ausgestorben; von andern Stämmen aber gesellten sich Verwandte zu uns, welche das Blut der Rothhäute wieder mehr und mehr seiner Reinheit zuführten. Vertilgt soll es aber nicht werden, denn die Blaßgesichter kommen zu uns und heirathen unsere Frauen und unsere Jünglinge lieben die Töchter der Blaßgesichter mehr als die Töchter der Rothhäute.

---

## XXXI.

**Verhandlungen wegen Niederlassung eines Mitgliedes der Gesellschaft. Ein Feuerstein, der nicht nur Funken giebt, sondern selbst Feuer fängt. Hih-lah-dih, die reine Quelle. Lah-hah-mih, die weiße Blume. Pschan-schah, das wohlriechende Gras. Einige Confusion. Was eine gute Partie ist.**

Nach dieser Erzählung äußerte Willis, daß es wohl möglich sei, es würde sich noch ein Blaßgesicht zu ihnen gesellen und er erzählte, daß Flint, von dem Anblick der badenden Mädchen berauscht, sein Herz nicht mehr in seiner Gewalt habe und die Reisenden verlassen wollte, um hier zu bleiben und sich zu vermählen.

Der Häuptling sprach: „Unserer Mädchen sind viele, viel mehr als

der Männer, es ist daher wohlgethan, wenn derselbe Einige nehmen und einen Wigwam bei uns bauen will."

„Nicht doch," sagte Marshal mit Schrecken, „nicht Mehrere, nur Eine."

„Nun, wie es Dir gefällt," erwiederte der Häupiling, „Mehrere oder Eine, es kommt nur darauf an, wie viel er kaufen und ernähren kann."

Während dieser Unterhandlungen hatte sich Flint im Dorfe nach derjenigen umgesehen, welche sein Herz in so gewaltige Bewegung gesetzt hatte. Die Mädchen waren alle aus dem Bade zurückgekehrt, denn sie waren begierig die liebenswürdigen Fremdlinge, von denen sie so schön beschenkt worden waren, zu sehen, und so war es für Flint ganz leicht, die jungen Mädchen abermals die Musterung passiren zu lassen. Bald hatte er auch in Hih-lah-dih (die reine Quelle) diejenige gefunden, von der er so bezaubert worden war, ein schönes Mädchen mit hellbraunen Haaren und eben so hellbraunen Augen, welche zu dem ziemlich hellen Teint sehr wohl standen. Er sprach mit dem Vater über seinen Wunsch, er fand das Mädchen geneigt, seiner Liebe entgegenzukommen, der Kaufpreis von einigen wollenen Decken und einem Pfund Schießpulver wurde verabredet und Flint ging ganz glücklich zurück durch das Dorf, um daselbst, in der Nähe des Häuptlings den Führer der Reisegesellschaft vermuthend, mit diesem seine Trennung von der Karawane zu besprechen. Wer aber malt sein Erstaunen als er fünf oder sechs Zelte von dem so eben verlassenen ein wunderschönes Mädchen sitzen sah, welches er jetzt als diejenige erkannte, die er eigentlich so schön gefunden und welche er in Hih-lah-dih zu erkennen geglaubt hatte. Voll Freude ging er auf das reizende Wesen zu, ergriff ihre Hand und machte ihr die feurigsten Liebeserklärungen. Sonderbar, sie verstand kein Wort von dem, was er sagte, aber sie verstand ihn vollkommen; es muß doch etwas ganz eigenes in der Sprache der Liebe sein, wo man auch hinkommt, welche Sprache man auch spricht, handelt es sich um Liebe und Zärtlichkeit, so wird man verstanden, eine einzige unbedeutende Kleinigkeit selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Mann dem Mädchen so gut gefalle, wie das Mädchen dem Manne.

Flint wurde von der lieblichen Lah-hah-mih (die weiße Blume) vollkommen verstanden. Sie ließ ihm die Hand, welche er ergriffen hatte, sie weigerte sich nicht, als er sie an sich zog und als er sofort mit ihrem Vater sprach und ihm gleichfalls zwei wollene Decken und ein Pfund Pulver versprach, wenn er ihm die Tochter zur Frau geben wolle, so war die Sache unmittelbar und ohne die geringsten Schwierigkeiten in's Reine gebracht.

Ueberglücklich, seinen Mißgriff noch zur rechten Zeit wahrgenommen zu haben, eilte Flint weiter — nein, nicht so, nicht weiter, sondern zurück; in seinem Liebestaumel hatte er vergessen, welchen Weg er einschlagen mußte, um zu Marshal zu gelangen. Er kam bei dem Zelte der erst Angeworbenen vorbei, sah sie vor demselben stehen, faßte die Hand, welche sie ihm freundlich und herzlich bot, und erklärte ihr mit den rührendsten Ausdrücken und mit einer Stimme, so weich wie die eines weinenden Mädchens, daß er sich geirrt habe und daß er nicht sie, sondern eine Andere liebe.

Die „reine Quelle“, das liebliche freundliche Wesen, war bezaubert von seiner Liebenswürdigkeit, neigte sich an seine Brust und als er sie umfaßte, gerührt über ihre Milde und Freundlichkeit, die kein hartes Wort fand, um ihn wegen seiner Treulosigkeit zu strafen, da drückte er sie mit beiden Armen an sich und hätte er noch einen dritten Arm gehabt, so würde er diesen ohne Zweifel zum Himmel erhoben und geschworen haben, so viel Edelmuth nie zu vergessen.

Es mag doch mit der Sprache der Liebe und mit dem Verständniß derselben seine eigene Bewandtniß haben, denn der Abschied, den er von dem schönen Mädchen nahm, wurde weniger so, als vielmehr als eine erneuerte Liebesversicherung aufgenommen und Flint hatte nicht sowohl das Mädchen um Entschuldigung gebeten, als vielmehr demselben die heißesten Versicherungen seiner Zuneigung gegeben; so wenigstens hatte die „reine Quelle“ das Ganze aufgenommen.

Flint eilte fort, aber wie er auch immer eilte, seinem Geschick konnte er nicht entgehen und dieses führte ihn vor die Hütte von Pschan-schah (das wohlriechende Gras), welche eben ihr langes, dunkellockiges Haar mit den Fingern durchfuhr, um es aufzulockern und durch die Sonne trocknen zu lassen. Es war zu stark und schwer, es war zu reich, um in weniger als einer Stunde das aufgesogene Wasser zu verlieren, selbst wenn Pschan-schah es einem Mantel gleich rings um ihren schönen Körper ausbreitete, es blieb wie das „wohlriechende Gras“, dessen Namen das Mädchen führte, noch lange vom Thau benetzt, wenn schon die Sonne es hell beschien, es blieb feucht, wie oft sie sich kehrte und wendete und der Sonne immer neue Flächen der üppigen Locken darbot, es blieb feucht, wie oft sie auch mit den zierlichen Fingern durch die reiche Fülle desselben strich, um es zu theilen und zu lüften. Flint stand wie angewurzelt, das war sie ja, sie und keine andere, das war das holde Wesen mit den rothen Wangen und den schwarzen Augen, mit den schwarzen Haaren, welche ihren ganzen Körper bedeckten und sich doch in so natürlichen Locken aufringelten, daß

sie emporsprangen wie zierliche Sprungfedern, daß sie sich emporhoben, sowie das glättende Wasser abgelaufen war.

Was war das? wie hatten seine Sinne ihn so betrügen können, daß er in den beiden anderen Mädchen die wirklich Geliebte gesehen, während diese, die nicht gesehene, es doch wirklich war.

Sein volles Herz riß ihn hin, er konnte nicht widerstehen, es lag zu viel Reiz, zu viel Anmuth in dem lieblichen Wesen, als daß er hätte zögern, daß er hätte zweifelhaft sein können über das, was hier zu thun. Sie mußte sein werden, sie und keine Andere, und sofort erklärte er ihr unter den heftigsten Betheuerungen, daß er sie anbete, daß er sie heirathen wolle und daß die ganze Geschichte mit den beiden Andern nur Spaß gewesen.

Den größten Theil von diesen Deklamationen verstand nun wieder Pschan-schah, und auf das Andere von dem Spaß mit ihren beiden Vorgängerinnen legte sie wenig oder gar keinen Werth, vielleicht blos deshalb, weil sie es nicht verstand, da es nicht die Sprache der Liebe war.

Flint wurde bald mit ihr einig über die gegenseitigen Gefühle, und mit Vater und Mutter gleichfalls über den Preis; so kam Flint hochklopfenden Herzens nunmehr wirklich zurück zu dem Anführer der Reisegesellschaft, trug ihm seine Verbindung mit Pschan-schah vor und mit As-ko-lah, dem Bärenherzen, ihrem Vater.

„Ihr seid im Irrthum, Flint, hinsichtlich des Mannes," sprach Marshal, „es ist To-kei-ih (der gehörnte Stein), dessen Tochter Ihr haben wollt, und der hier steht, um sich bei mir zu erkundigen, ob Ihr auch wohl im Stande seid, die beiden Decken und das Pfund Pulver für seine Tochter, die reine Quelle, zu zahlen. Ich habe ihn darüber bereits beruhigt, ich habe ihm gesagt, daß Ihr sehr reich seid, daß Ihr mehr als zwanzig wollene Decken besitzt, viel Schießpulver und andere nützliche Dinge, und daß er Euch unbedenklich seine Tochter geben könne, indem Ihr überdies ein guter Schütze seid und schon für das nöthige Wild sorgen werdet."

## XXXII.

**Irrthum in allen Ecken. Drei Bräute für einen Bräutigam. Verlegenheit der Führer dieser Expedition. Bill Spaniard hält es für zu bedenklich Erklärungen zu machen. Persönliche Ansichten des Halbindianers über die Verhältnisse von Mann und Weib unter den Blaßgesichtern und den Rothhäuten. Die mehrfachen Ehen und die Scheidungen bei Weißen und Eingeborenen.**

„Dies ist ein Irrthum," sprach Flint, „ich habe geglaubt, das Mädchen zu lieben, und hätte ich die Andere nicht gesehen, so würde ich

es noch glauben, aber ich habe auch gleich die reine Quelle unterrichtet, daß ich mich geirrt habe, sie ist mir um den Hals gefallen und hat in unsere Trennung gewilligt."

„Aber wie kommt es denn, daß der Vater hierher zu mir kommt, um über Euch und Eure Zahlungsfähigkeit zu sprechen?"

Flint wußte dieses nicht zu erklären; die Angelegenheit wurde jedoch verwickelter als nun auch Tschu=ga=chat (der dunkele Rauch), der Vater der weißen Blume, in der nämlichen Absicht und nach ihm auch As=ko=lah, der Vater des wohlriechenden Grases, sich einstellte.

Bill Spaniard brachte Licht in diese dunkele Sache; die guten Leute alle hatten einander nicht verstanden, klar war nur geworden, daß der junge Fremdling Gefallen gefunden habe an den schönen Töchtern des Landes und daß jetzt alle drei Väter, viel zu sehr zufrieden mit dem Handel, als daß sie hätten geneigt sein können, ihn aufzugeben, auf Exekution drangen und die Erfüllung des Versprechens verlangten.

Wo es die Sitte so mit sich bringt, mag es möglicherweise nicht allzu schrecklich sein, mehrere Frauen zu nehmen, wo aber das Gegentheil stattfindet, wo man nur eine Frau sein zu nennen gewohnt ist, mag es doch einige Bedenken erregen, sich nun plötzlich als Bräutigam von dreien Mädchen betrachten zu müssen, welche noch überdies alle drei, wie verschieden auch immer, doch gleich schön, liebenswürdig und begehrenswerth sind, und alle drei gleich geneigt, den Wünschen eines jungen Mannes Gehör zu geben.

Marshal und Willis erklärten dem Uebersetzer, dem Halbindianer, daß es nun einmal unmöglich sei, alle drei Mädchen zu heirathen, aber abgesehen davon, daß dem Halbindianer die Unmöglichkeit gar nicht einleuchtete und er seine Gefährten auch darauf aufmerksam machen konnte, daß eine jede Hütte dieser glücklichen Indianer mehrere, wenigstens zwei, in vielen Fällen aber auch sechs bis acht Frauen berge, setzte er auch den Reisenden auseinander, daß nach einem förmlich gemachten und von der andern Seite angenommenen Antrage auf Verheirathung mit einer Tochter des Zeltes, ein Rücktritt gar nicht mehr möglich sei, daß vielmehr ein dahin zielender Ausdruck oder Wunsch die entsetzlichste Beleidigung, daß er eine nie zu sühnende Verhöhnung einschließen würde, indem, so wohlfeil die Mädchen auch verkauft würden, um Frauen zu werden, so schwer doch eine Beleidigung ihrer Ehre bestraft werden müßte. Wollte er sagen, was Willis ihm auftrage, so würde er ohne Zweifel zuerst von dem Pfeile des Vaters durchbohrt, oder von seinem Tomahawk niedergehauen werden, es möge daher, wenn es nicht anders sein solle, wenn kein besserer Ent=

schluß in ihm erwachte, Marshal oder Willis selbst den Antrag stellen, er für sein Theil müsse sich der Einmischung als für ihn zu gefährlich enthalten, er wolle viel lieber mit einem verwundeten Büffel kämpfen, als mit einem in seiner Ehre gekränkten Indianer zu thun haben. Im Uebrigen, wenn er seine persönliche Ansicht sagen solle, so vermöge er gar nicht zu begreifen, wie man hier so viele Bedenken habe. Die Mädchen alle seien sehr schön, mehrere Frauen zu nehmen sei Sitte unter diesen Leuten; das Bedenken, welches aus religiösen Ansichten, welches aus den christlichen Satzungen hervorgehe, könne hier gar nicht in Betracht gezogen werden, indem ja keine christliche Trauung, sondern nur eine nach Indianerart geschlossene Verbindung im Werke sei, welche nichts mit den christlichen Gebräuchen gemein, welche nichts Heiliges habe, eine Verbindung, welche so leicht getrennt werden könne, wie sie geschlossen worden sei, welche rückgängig zu machen, aber aus den angeführten Gründen unmöglich wäre.

Auf das verwunderte Fragen und Kopfschütteln Beider gerade über diesen Punkt, sagte der Halbindianer: „Ihr Blaßgesichter habt andere Begriffe von Ehre als die Rothhäute. Wenn Ihr Blaßgesichter einem Mädchen die Ehe versprecht, dasselbe verführt und nachher gewissenlos sitzen läßt, so scheint darin nichts Unehrenhaftes zu liegen, denn derselbe Mann, der so gehandelt, wird an dem Tage, an dem die unglückliche Verführte sich das Leben genommen, eine andere Braut bekommen; er wird sich bewerben dürfen, um welches Mädchen er wolle und dasselbe wird ihm unbedenklich die Hand geben. Das geht unter den Indianern nicht. Erstens wird er kein Mädchen verführen, das ist ganz unmöglich, jeder Antrag, den er machen wollte, würde von dem Mädchen als ein Heirathsantrag angesehen werden, ihr würde zustehen, denselben anzunehmen oder abzulehnen, aber auf die Annahme würde sofort die Berathung mit Vater und Mutter folgen, die Ehe würde geschlossen und von Verführung keine Rede sein können. Das sind indianische Ansichten. Die anderen Ansichten sind die der Engländer, die der civilisirten Welt. Schämt Euch über Eure Civilisation.

„Nun wollen wir die Kehrseite betrachten. Ihr könnt mit der Frau, welche Ihr genommen habt, nicht fertig werden oder sie nicht mit Euch, Ihr möchtet gern los von ihr oder sie von Euch. Hier bei den Indianern sagt man zu dem Vater, hier hast Du Deine Tochter zurück, ich verlange den Kaufpreis **nicht** wieder, doch will ich nicht, daß sie länger meinen Wigwam theile. Niemand fragt weiter nach der Ursache. Wenn die beiden Gatten einander liebten, so würden sie sich nicht trennen, da sie sich aber trennen wollen, so ist es gut, diesem Wunsche Nichts in den Weg zu

stellen. Die Ehe wird geschlossen zwischen den beiden Leuten, um sich gegenseitig glücklich zu machen; wenn sie fühlen, daß dies nicht mehr möglich ist, nun so trennen sie sich, was ist weiter dabei?

„Bei Euch ist die Sache anders, ich bin zu viel und zu lange in Euren Städten gewesen, habe zu viel von Eurem Leben gesehen, um nicht gut zu wissen, wie Ihr es treibt. Ihr wollt Euch trennen, dies geht nicht, sagt der Geistliche, dies Band ist vom großen Geiste geknüpft und geheiligt, es kann nicht nach Belieben aufgehoben werden. — Nach Belieben, nein, aber wenn man sehr reich ist, ja; Eure Scheidung ist nicht unmöglich, sie kostet blos sehr viel Geld. Wer das nicht hat, der ist freilich schlimm d'ran — — Nicht doch! eigentlich ist er nicht schlimm daran, er schlingt seiner Frau einen Strick um den Hals, führt sie öffentlich auf den Markt und verkauft sie dort für einen halben oder einen ganzen Dollar, giebt dem Käufer den Strick in die Hand, nimmt das Geld vor Zeugen und nun ist er geschieden."

„Freund Bill," sagte Marshal, „Du sprichst von England, nicht von den Vereinigten Staaten, hier verkauft man seine Frauen nicht!"

„Ganz recht," erwiederte der Halbindianer, „hier macht man es allerdings nicht so, hier verreist man mit seiner Frau und nach einem Monat oder einem Vierteljahr kehrt man ohne dieselbe zurück, aber mit einem Todtenschein, sie ist da oder dort auf der Reise gestorben; der arme Mann, wie grämt er sich! nun, er wird wohl bei Gelegenheit eine andere Frau nehmen."

## XXXIII.

**Trennungen bei der moralischesten Nation der Erde. Guter Rath fängt an theuer zu werden. Ein paar kleine Lügen. Bill Spaniard geräth in ganz unziemlichen Grimm und verläßt die Gesellschaft. Flint oder Feuerstein hält seine Versprechungen trotz der moralischen Vorlesung des edlen Willis. Bill Spaniard vereinigt sich mit Feuerstein. Die drei künftigen Schwiegerväter zufriedengestellt. Man baut eine neue Hütte.**

„Bill, Bill! Ihr seid ein böser Kunde, wie könnt Ihr solche Schändlichkeiten über unsere erhabene, wahrhaft moralische Nation sagen; wo habt Ihr alle diese Lästerungen her?" sagte Willis.

„Freund, ich habe sie mit meinen Augen gesehen und ich glaube nicht, daß Ihr die Absicht habt zu läugnen, daß es so sei. Nun sagt mir was moralischer sei, eine Trennung durch Rückgabe der Frau an Vater und Mutter oder eine Trennung durch vergifteten Kaffee in irgend welchem Wirthshause?"

„Ich will mit Euch über dergleichen nicht rechten, unsere Ansichten laufen zu weit auseinander; ich finde Alles, was Ihr mir hier sagt, so durchaus abscheulich, daß ich erstens nicht sagen kann, welches besser sei, zweitens auch bestreiten muß, daß es bei einer so überaus moralischen Nation, wie die unsere, überhaupt vorkomme. Um Alles dieses aber handelt es sich jetzt nicht, sondern lediglich darum, wie wir das lösen, was uns Flint zu rathen aufgegeben hat."

„Nun eben dadurch," sprach Bill Spaniard, „daß er alle drei Mädchen heirathet; da Ihr diese natürliche Lösung nicht eingehen wollt, so seht zu, wie Ihr fertig werdet. Ihr mit Eurer Moralität habt Euch die Suppe eingerührt, nun eßt sie auch aus."

„Ich denke," sagte Willis, „wir beschwichtigen die Leute einfach auf diese Weise, daß wir allen Dreien erklären, Flint sei in diesem Augenblicke nicht im Besitz der Decken und des Pulvers, er müsse mit uns über die Berge ziehen um sein Besitzthum zu holen und er werde zu der Reise vier Tage und zur Rückkehr auch vier Tage brauchen, also am neunten Tage zurück sein, um seine drei schönen Frauen in seinen Wigwam zu führen."

Der Halbindianer stieß voll Grimm seinen Gewehrkolben auf den Boden und kehrte dem Sprecher verächtlich den Rücken. Nachdem er aber etwa hundert Schritte gemacht, kam er wieder zurück und sagte: „Ich habe Euch nicht mehr eines Wortes würdigen wollen, denn Ihr seid mir zu verächtlich, um mit Euch zu sprechen, allein ich weiß auch zugleich, daß Ihr eine so dicke Haut habt, daß fünf Büffelhäute noch wie Handschuhleder dagegen sind, und so will ich Euch denn sagen, was ich von Euch meine. Vernünftige Männer überlegen erst, ehe sie versprechen, brave Männer halten, was sie versprochen haben, Schurken gehen ihren Versprechungen aus dem Wege auf die Weise, wie Ihr es thun wollt, und mit Schurken verkehre ich nicht. O, was sind die Rothhäute für edle, vortreffliche Menschen gegenüber diesen höchst moralischen Amerikanern; verflucht sei der Schuß, den ich für Euch thue, verflucht auch das Wort, das ich für Euch spreche. Ich bleibe so lange hier, bis die Wagen ankommen und dann sage ich Euch für immer Lebewohl — nein, auch das nicht! Lebet wohl, kann ich Euch nicht sagen, lebet so schlecht, wie Ihr es verdient!"

Die beiden Männer riefen dem Davoneilenden nach, baten ihn zu bleiben, baten ihn zurückzukehren, doch vergebens, er hörte nicht.

Flint war durch diese eindringliche Rede des Halbindianers sehr nachdenklich geworden und nach einigem Stillschweigen erklärte er Willis, er

werde hier bleiben, selbst ein Indianer werden, sich ihren Sitten und Gebräuchen fügen und den drei Mädchen sein Versprechen halten.

„Gut," meinte Willis, „wenn Ihr es für moralischer haltet drei Frauen zu nehmen, als vernünftig Eure Thorheit zu bekennen und mit uns weiter fortzuwandern, so kann ich nichts dazu sagen; denn ich habe Euch nichts zu befehlen, sondern nur zu warnen und zu rathen, doch wenn Ihr ausführt, was Ihr im Sinne habt, so kommt nur ja nicht zurück in eine der Hauptstädte der Vereinigten Staaten, denn unsere höchst moralische Nation würde es höchst wahrscheinlich sehr übel vermerken, wenn sich mitten unter einer christlichen Gemeinde ein Beispiel von Bigamie oder gar von Polygamie vorfände und ich würde der erste sein, der als Zeuge aufträte und ich hätte nicht Lust mit Euch zu theilen, was Eurer wartet. Denn Ihr wißt, Religion und Moral betreffend, sind unsere Gesetze sehr streng, und ein häufener Strick um den Hals gelegt, soll eine sehr kitzliche Sache sein."

Flint schwieg auf diese höchst moralische Rede ganz still, war aber, da in seiner Brust ein deutsches Herz schlug, sehr geneigt zu einigen Zweifeln über die Gründlichkeit der moralischen Ansichten des Führers der Expedition und eilte nunmehr Bill Spaniard nach, welcher den Wagen entgegen gegangen war. Er hatte alle mögliche Mühe, den hartnäckigen Halbindianer zur Umkehr zu bewegen. Als er ihm jedoch erklärte, daß er sich überzeugt habe, des Halbblut Ansichten seien die richtigen und er wolle ihnen folgen, brauche aber Bill um sich verständlich zu machen, da fand er sich bereit den Vermittler abzugeben, konnte aber nicht umhin zu sagen, er begreife gar nicht, wie es so viele Ueberwindung kosten könne das Rechte zu thun, ordentlich und wie ein anständiger Mann zu handeln. Was ihm sein Gefühl sage, das thue er und das sei das Rechte. Flint erwiederte zwar, die Gefühle in verschiedenen Menschen seien verschieden und ihm komme die Verheirathung mit mehreren Frauen nicht als etwas moralisch Gutes vor, aber allerdings wußte er nichts zu erwiedern, als der Halbindianer frug, ob denn die Bewerbung um drei verschiedene Mädchen ihm moralischer vorkomme, da schon nach des Deutschen Ansichten durch die Bewerbung bei der zweiten ein Wortbruch an der ersten verübt werde.

Willis hatte sich von dem Schauplatz zurückgezogen, die drei Indianer waren ruhig auf ihren Plätzen, wie sie dieselben bei ihrer Ankunft eingenommen, sitzen geblieben, sie hatten nicht die geringste Ungeduld geäußert und auch nicht die geringste Besorgniß, denn sie waren gewohnt, sich zum Nachdenken und zum Fassen ihrer Entschlüsse die erforderliche

Zeit zu lassen, als aber der Halbindianer ihnen sagte, der Fremdling sei bereit sein Wort zu halten, da entstand in allen Dreien eine sichtliche Verwunderung, sie konnten offenbar nicht begreifen, weshalb man ihnen eine solche Versicherung gebe. Die guten Leute, sie mußten noch nicht viel mit Blaßgesichtern in Verbindung gewesen sein und wenn sie wirklich von solchen abstammten, den größten Theil der Gesittung derselben aufgegeben haben. Unter Spaniern und Italienern ist es gebräuchlich, einen Schwur darauf zu leisten, daß man das gegebene Versprechen halten wolle, und die Entschuldigung beim etwaigen Nichthalten eines Versprechens, man habe geschworen das Versprechen nicht zu halten, ist eine vollkommen giltige Ausrede.

Die drei Väter wurden dahin bedeutet, daß in diesem Augenblick der verabredete Preis nicht bezahlt werden könne, indem die Wagen mit dem Eigenthum der Gesellschaft noch nicht angelangt seien, eine Entschuldigung, welche jene als ganz unverfänglich gelten ließen und sich dann in ihre Wigwams zurückbegaben, um die Auslieferung der Töchter vorzubereiten. Bill ging mit seinem neugewonnenen Freunde umher, um nach einer passenden Stelle für den neuen Wigwam zu suchen. As-ko-lah, der Vater des wohlriechenden Grases, welcher von ihnen deshalb zu Rathe gezogen wurde, war alsbald bereit nicht allein zu rathen, sondern auch zu helfen. „Ich sehe," sagte er, „mein junger Freund muß sich zuvörderst eine bleibende Stätte bauen, er hat noch kein Haus; wohlan, hier sind Felle von Stieren, er nehme davon so viel er braucht und lasse mir zurück was er nicht gebraucht; der Büffel sind viele auf den Wiesen und der Stangen noch mehr in den Wäldern, wir werden daran keinen Mangel haben." Die sehr vernünftige Rede wurde sofort in's Werk gesetzt, die Töchter des würdigen Mannes holten die Häute hervor, breiteten sie in der Sonne aus, zeichneten mit einem Stück Kohle die Form auf, welche nöthig war zur Bekleidung einer Hütte, schnitten diese Form aus und nähten darauf die Felle zusammen mit vielen feinen Riemen, die man kreuzweis durch die aneinander liegenden Stücke zog. Dann wurden auch die Stangen herbeigeholt und nun der Platz ausgewählt für die neue Hütte.

# XXXIV.

**Eilige Arbeit an dem neuen Wigwam, dessen ungewöhnlich große Verhältnisse. Die Art der Erbauung sowie die Einrichtung der Abtheilungen. Versuch, Bill Spaniard zur Fortsetzung der Reise zu bewegen. Er nimmt Abschied von den Reisenden. Man sondert das Privateigenthum und überliefert es den Zurückbleibenden. Feuerstein trennt sich von der Gesellschaft. Die Zwecke der verschiedenen Abtheilungen, welche man der neuen Hütte gegeben.**

Mit wunderbarer Schnelligkeit gingen die Mädchen an's Werk; es war aber kaum in den nächsten Hütten bekannt geworden, was bei dem Vater von Pschan=schah vorgehe, als auch schon To=kei=ih, der gehörnte Stein, der Vater der reinen Quelle, diese mit ihren Schwestern abschickte, um an dem Bau zu helfen, und wenige Minuten darauf kam auch aus Tschu=ga=chat's Hütte Lah=hah=mih, die weiße Blume, mit ihrer Mutter und ihren erwachsenen Schwestern in derselben Absicht.

Flint wollte die zarten Hände seiner künftigen Frauen geschont wissen und selbst Hand anlegen, die verwunderten Blicke des anwesenden Vaters verriethen ihm indessen, daß er hiermit einen Mißgriff begehen würde und Bill rief ihm eilends zu, um's Himmels Willen dergleichen nicht zu thun, wenn er nicht der Achtung der neuen Genossen für immer verlustig sein wolle.

Es wurde indessen ein großer Kreis ausgeworfen, zwei Fuß tief, innerhalb welchem ungefähr dreißig Pfähle, Zeltstangen, aufgestellt wurden, welche zum Mindesten eine Länge hatten wie der Durchmesser der ausgehöhlten Grube, nämlich auch dreißig Fuß. Die Hütte wurde deshalb so groß angelegt, weil sie von Hause aus drei Familien beherbergen sollte. Die Stangen wurden oben zusammengeneigt und mit jungen Weiden und Haseln verbunden, eine Arbeit, welche durchaus nicht leicht war, da die Entfernung von dem Boden funfzehn bis sechszehn Fuß betrug; die Mädchen hatten aber eine solche Geschicklichkeit im Emporklettern auf Stangen, ähnlich wie die zu den Zelten bestimmten, sie waren so sehr geübt sich mit den Füßen festzuhalten, während sie beide Hände frei brauchten, daß in bewundernswürdig kurzer Zeit das Gerüst für die sehr große Hütte fertig war. Nun galt es noch eine schwere Arbeit, es mußten die Stierhäute auf den Stangen kunstgerecht befestigt werden, dazu waren die vereinigten Kräfte aller Mädchen unerläßlich. Die Zeltstangen waren in der Mitte ihrer Ausdehnung alle durch gerade Stangen, welche oben eine Gabel hatten, gestützt, sie waren durch Riemen fest mit den schräge liegenden Stangen verbunden, es entstand auf diese Weise ein zweiter Kreis inner=

halb des ersten, welcher den ganzen großen Raum in zwei Abtheilungen trennte. Die innere war ein Kreis von achtzehn Fuß Durchmesser, die äußere war ein Ring von dreißig Fuß Durchmesser, aber nur von sechs Fuß Breite. Die innere Abtheilung hatte rundum gerade Wände, die äußere einerseits gerade, andererseits an der äußersten Umgrenzung schräge Wände, nämlich die Zeltwände.

An den aufrecht stehenden Pfählen kletterten die armen Kinder empor, zwei und zwei halfen einander die schweren Büffelhäute hinaufziehen und befestigen, dann wurden sie von Stange zu Stange gebreitet und auch an den neuen Stützen durch Riemen befestigt, so ging es rund um das Zelt fort, bis die erste neun Fuß hinauf reichende Umhüllung vollendet war, dann begann eine zweite Bedeckung durch ähnliche Häute, welche wieder beinahe um die Länge einer Stierhaut an den Zeltstangen aufwärts reichten. Diese zweite Reihe von Häuten griff über die erste und deckte sie ungefähr um eine Elle weit abwärts. Eine dritte noch weiter aufwärts angebrachte und eine vierte Reihe vollendeten das Zelt, so daß ganz oben etwa nur ein Raum von einer Elle Durchmesser übrig blieb, bestimmt, um den Rauch des in der Mitte brennenden Feuers zu entlassen.

Nachdem dieses Alles so weit fertig war, langten dann auch die Wagen der Gesellschaft an und Bill Spaniard sowohl als Feuerstein trennten ihre, ihnen besonders gehörigen Vorräthe von denen der Gesellschaft.

Willis gab sich einige Mühe, den Halbindianer zur Zurücknahme seines unbilligen Entschlusses zu bewegen, Bill aber ließ sich durchaus auf keine Erörterungen ein, stillschweigend packte er seine Sachen ab, würdigte Marshal keines Blickes und keines Wortes und sprach auch mit den Uebrigen von der Gesellschaft nicht, außer mit den beiden Halbindianern, denen er laut, und mit der Absicht von den Andern gehört zu werden, erklärte, weshalb er die Gesellschaft verlasse und weshalb er Keinem von ihnen Allen, seine beiden Brüder ausgenommen, ein Wort des Abschieds sagen, ja Keinem einmal die Hand reichen wolle. Feuerstein machte ihn darauf aufmerksam, daß mit solchen Reden er sich Alle zu Todfeinden mache und Gefahr laufe mit ihnen einen Strauß zu bestehen.

Das Nasenrümpfen und das Zucken der Oberlippe des Halbindianers war so bodenlos verächtlich, daß der Deutsche, sich selbst gekränkt fühlend, seine ganze Fassung zusammennehmen mußte, um nicht seinerseits zu erklären, daß er mit all' den Uebrigen schwer beleidigt sei durch solch' ein Benehmen, allein er kannte freilich des Halbindianers gezogenes Gewehr als so unfehlbar, daß es jedenfalls zu den kühnsten Unternehmungen ge-

hörte, sich mit ihm auf einen Kampf einzulassen, und so bekämpfte er denn lieber sich selbst. Auch hoffte er, mit dem Manne gut fertig zu werden, der halb Spanier, halb Wilder, sowohl alle Begriffe von Ehre als von Kühnheit und Tapferkeit mit ihm theilte.

Die Trennung des Halbblut war nun eine ausgemachte Sache, es wurde nicht weiter davon gesprochen, die Sache war und blieb unabänderlich; man trennte gewissenhaft das Privateigenthum von dem, was Allen gemeinschaftlich gehörte und Willis weigerte sich nicht, von diesem letztern sowohl an Bill als an Flint dasjenige auszuliefern, was sie rechtmäßig zu beanspruchen hatten. Nun entfernten sich die Beiden von dem Häuflein, der eine herzlich von Allen Abschied nehmend, der andere stolz Allen den Rücken kehrend und die Gesellschaft war auf diese Weise von den beiden Rückbleibenden geschieden. Bill ging mit seinem bei ihm wieder zu Ehren gekommenen Freunde nach der neu zu errichtenden Hütte. Es war bereits Alles geschehen, was erforderlich, um das Haus wohnlich zu machen. Die Mütter hatten in ihrer Zärtlichkeit und die Väter in ihrem Stolze gethan, was sie konnten. Der große Kreis, welcher das innere Gemach umschloß, war von diesem innern durch Vorhänge aus gegerbten Hirschhäuten oder durch Flechtwerk von Rohr getrennt, dann war derselbe auch noch vielfältig abgetheilt worden. Unmittelbar neben der Hauptthüre, neben derjenigen Stelle, wo auseinandergeschlagene Stierhäute den Eingang gestatteten, waren Abtheilungen von etwa zwanzig Fuß Entfernung gemacht, welche bestimmt waren, die Pferde, die Milch gebenden Kühe, die Ziegen und Schafe und das sehr mannigfaltige Geflügel aufzunehmen.

Wenn auf diese Weise ungefähr die Hälfte des Kreises in Anspruch genommen war, so sah man in der andern Hälfte statt zweier Abtheilungen fünfe, drei kleinere und zwei größere; die kleineren hatten gerade genügende Räumlichkeit zu einem recht bequemen und breiten Lager, zu einem schönen Ehebett, die größeren waren gewissermaßen Speisekammern, Vorrathskammern, sie lagen so, daß sie immer eine Schlafstätte von der andern trennten. Die Einrichtung war gemacht worden, ohne daß Feuerstein eine Ahnung davon hatte, sie war also gänzlich aus der Gesittung der sogenannten Wilden hervorgegangen. Hatte einer drei Frauen, so waren ihre Wohnungen so gelegen, daß, obschon von einem Dache überschattet, keine der darin sich Befindenden mit der andern in eine störende Berührung kam und auch in der einen Wohnung nicht gehört werden konnte was in der andern vorging. Es möchte fraglich sein, ob bei einem andern sich vielleicht für civilisirt haltenden Volke unter gleichen Umständen gleiches Gefühl für Schicklichkeit entwickelt worden wäre. Wir wollen

nicht von dem Gebrauch der süddeutschen Bauern sprechen, bei denen es eine, Niemandem auffallende Sitte ist, daß die ganze Familie in einem Bette schläft, Vater, Mutter, Söhne und Töchter (daher denn auch eine sehr frühe Bekanntschaft mit den Geheimnissen der paphischen Göttin, die aber freilich hier nicht als Göttin, sondern als Venus cloacina auftritt), sondern von den Orientalen, bei denen, wenn sie nicht zu den besonders reichen gehören, das eheliche Gemach das allen Frauen gemeinsame ist.

---

## XXXV.

**Feuerstein liefert den Kaufpreis für die drei Frauen aus und stellt nicht nur die Väter, sondern auch die Mütter zufrieden. Ein dreifaches Hochzeitsmahl, wobei Feuerstein für dreie essen soll. Das Mahl der Frauen und Mädchen. Rathsversammlung. Feuerstein erhält einen Namen. Gute Lehren welche man ihm ertheilt. Die Vermählung wird vollzogen. Bewunderungswürdiges Schicklichkeitsgefühl der indianischen Frauen.**

Der Deutsche hatte die Genugthuung, seinen neuen Verwandten zeigen zu können, daß es ihm nicht an den erforderlichen wollenen Decken und auch nicht an Schießbedarf fehle, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Er gab nicht nur das Verlangte an die Herren des Hauses, sondern er beschenkte auch die verschiedenen Mütter mit den allerschönsten carmoisin-, orange- oder ziegelrothen Tüchern und die Schwestern seiner künftigen Frauen mit Glaskorallen und, o, welches Entzücken! mit messingenen Ohrringen, an denen große messingene Glocken hingen, nicht gerade so wie man sie den Schweizerkühen umhängt, doch immer groß genug, um die Bewunderung aller Frauen und Mädchen auf sich zu ziehen.

In dem elterlichen Hause einer jeden seiner Zukünftigen waren indessen Anstalten zu einem Hochzeitsschmause gemacht, man hatte überall die nächsten Verwandten dazu eingeladen und so kam es, daß in den drei verschiedenen Zelten die sämmtlichen Männer des Dorfes versammelt waren. Als die Schatten des Abends sich herniedersenkten, entstand eine gewaltige Schmauserei; Feuerstein mußte an Allem Theil nehmen und es wäre eine Beleidigung gewesen, wenn er es nicht gethan hätte. Es ist nun zwar ein Irrthum, wenn man behauptet, die Eingeborenen seien gefräßig, sie äßen so lange, bis sie außer Stande wären noch etwas zu sich zu nehmen, allein sie sehen darauf, daß der Gast es sich schmecken lasse und halten das Nichtessen für einen Beweis, daß man seinen Wünschen nicht nachgekommen sei und das ist ihnen unangenehm, indem es sie recht eigentlich kränkt, denn sie haben eine Freude daran gastfrei zu sein, sie geben gerne

und immer das Beste worüber sie verfügen können, sie geben Alles fort, sollte es auch mit dem Bewußtsein geschehen, für den nächsten Tag nichts mehr zu haben.

Feuerstein, dem hier von seinem Freunde, dem Halbindianer, der nöthige Unterricht ertheilt worden war, that einerseits im wirklichen Essen was er konnte, andererseits aber that er so, als ob er entsetzlich viel äße, ohne doch gerade seinen Magen mehr als zur Gebühr zu belästigen.

Nachdem die Männer reichlich das Ihrige gethan, begaben sie sich in die Mitte des Dorfes zur Rathsversammlung und während dessen nahmen nun auch die Mädchen und Frauen die Reste des Mahles zu sich. Diese waren nun allerdings in sehr reichlichem Maße vorhanden und es hatten die einzelnen Frauen sowohl als auch die Gäste unter ihnen dafür gesorgt, daß es nicht an Stoff fehlte, doch waren es immer nur die Ueberreste und es wollte dem ehrlichen Deutschen, welcher gewohnt ist die Frauen zu ehren und ihnen überall den Vorrang zu lassen, gar nicht einleuchten, daß hier rechtlich und anständig verfahren sei, der Halbindianer aber belehrte ihn wenigstens so weit, daß er seiner Meinung nicht Worte gab, sondern die Frauen thun ließ was sie wollten und sich, ohne jene zu beachten, den Männern anschloß.

Vor dem Berathungshause fand sich die ganze männliche Bevölkerung ein, die jüngere führte mannigfaltige Spiele auf, welche zum Theil die wunderbarste Geschicklichkeit in Anspruch nahmen, die ältern Männer aber, während sie anscheinend theilnahmlos dasaßen, beurtheilten doch mit großem Scharfsinn die Leistungen ihrer Söhne bei diesen Spielen und beriethen außerdem mit vielem Ernst den Namen, welchen Feuerstein in Zukunft zu tragen habe. Ueber diesen Gegenstand waren die Meinungen getheilt, man wollte ihn den Freund der Männer, man wollte ihn das Goldhaar, man wollte ihn den Dreigetheilten nennen (das letztere wahrscheinlich, weil er auf einmal sich mit drei schönen Mädchen verbunden hatte, also sein Herz unter diese getheilt hatte), zuletzt aber behielt eine Meinung die Oberhand, nach welcher sein Name so gewählt, daß das Ereigniß seiner Ankunft damit angedeutet wurde. Man nannte ihn Ta-kon-to-mi, den aus der Wolke Gekommenen, und dieser Name wurde ihm recht eigentlich, feierlich beigelegt; es wurde ihm erklärt, daß er von dreien Vätern, die man zu den berühmtesten sowohl im Kampfe als auf der Jagd, als in der Berathung zu zählen pflegte, zum Sohne angenommen, daß er adoptirt worden sei; er habe das seltene Glück drei Väter zu haben, er möge sich nun auch als ihrer Aller werth zeigen, er möge in sich die Tapferkeit As-ko-lah's, des Bärenherzigen, die Flüchtigkeit Tschu-gah-chat's, des dunklen

Rauches, und die Festigkeit und Mannhaftigkeit von To-kei-ih, des gehörnten Steines, vereinigen, damit seine Väter und das Volk seiner Väter an ihm Freude hätten; man sagte ihm, daß seine Väter sämmtlich viele Frauen hätten und daß sie dieselben stets reichlich mit Wildpret versorgt, daß sie dieselben niemals hätten Noth leiden lassen; man sagte ihm, daß man ein Gleiches von ihm erwarte und daß man hoffe, er werde dem Stamme viele tapfere Krieger erzeugen und viele schöne Mädchen zur Freude der Tapferen. Man sagte ihm, daß es seine Pflicht sei, den Söhnen gute Lehren zu geben und sie zu tüchtigen Männern zu machen, indeß die Mädchen an Gehorsam gegen ihre künftigen Herren gewöhnt werden müßten, welche Lehren sie von den Müttern zu empfangen hätten. Nachdem dies Alles ihm genügend auseinandergesetzt und er so in seine neuen Pflichten eingeweiht worden war, gaben ihm die Männer den Handschlag und er war aufgenommen in die Zahl derjenigen, welche dem großen Stamm der in die Sierra Newada Geflüchteten angehörte. Nach dem erhaltenen Handschlage kehrte er zurück in seine Hütte und fand daselbst Hih-lah-dih, die reine Quelle, mit ihrer Mutter, welche ihm dieselbe übergab und unter einer herzlichen Umarmung von ihr schied.

Auch hier zeigte sich ein bewundernswürdiger Zug von dem Schicklichkeitsgefühl der Eingeborenen. Es wurden ihm nicht alle drei Mädchen auf einmal als Frauen übergeben, sondern nur diejenige eine, um welche er sich zuerst beworben hatte, und diese, bescheiden und liebenswürdig, wie die Mädchen der Wilden alle sind, schien weiter nichts zu thun zu haben, als für ihren Herrn und Gebieter das Abendmahl zu bereiten; dazu war Alles angeordnet, das Feuer brannte in der Heerdvertiefung, ein kupferner Kessel hing darüber (die Mutter mochte sich ihres besten Wirthschaftsstückes entäußert haben) und darin kochte ein Huhn in unreifen Maiskörnern.

Der junge Mann hatte des Speisens so genug gethan, daß er bat, ihn damit zu verschonen, daß er, nicht verstanden, die erforderlichen ablehnenden Zeichen machte, wobei ihm jedoch endlich einfiel, daß sein schönes Kind keineswegs so übersättigt sein dürfte, wie er, der für Dreie hatte essen müssen.

# XXXVI.

**Wie die Vermählungen aufeinander folgten. Guter Rath der Schwiegermütter. Glückliche Flitterwochen. Es werden reichlich Vorräthe gesammelt für den Winter. Besitzergreifung eines Obstwaldes. Anlage von Vorrathskammern. Salz wird eingebracht. Ermahnungen vor der Rathsversammlung wegen seines weibischen Thuns. Feuerstein vertheidigt sich hiergegen mit Gründen der Religion und der Vernunft.**

Als am nächsten Morgen das muntere Locken des Prairiehuhnes ihn weckte, erhob er sich schnell von seinem Lager; am Heerde sah er neben Hih-lah-dih auch die freundliche Pschan-schah, das duftende Gras, Beide waren beschäftigt, das Frühmahl zu bereiten, Beiden gab die Mutter der letzteren die sehr vernünftige Anleitung, sie schien ihnen sagen zu wollen, daß die weißen Männer anders bereitete Speisen liebten als die Eingeborenen und sie gab Beiden sehr schöne Regeln, wie man gegen die Männer verfahren müsse, nicht gerade in der Art wie Tantchen Haberecht, wohl aber wie eine recht zärtlich liebende Mutter, welche für das Glück ihrer Kinder besorgt ist, es thun würde. Wären die Männer der Eingeborenen nicht so überaus stolz, würden sie das Weib nicht für ein untergeordnetes Wesen, für ein bloßes Ding ansehen, sondern als Ihresgleichen behandeln, so dürfte es wohl nirgends auf Erden glücklichere eheliche Verbindungen geben, als unter diesen Leuten.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich für Feuerstein oder Flint am nächsten Morgen; seine dritte Braut Lah-hah-mih, die weiße Blume, saß, als er erwachte, mit den beiden Andern und ihrer Mutter an seinem Heerde, und es schien beinahe, als könne er sich ganz gut in das Unglück, drei Frauen zu haben, wovon eine immer schöner als die andere, es schien, als könne er sich ganz gut darin finden.

Der Häuptling des Dörfchens ließ ihm beinahe vierzehn Tage sich seines Glückes zu erfreuen, dann machte er ihm bemerklich, daß es wohl nöthig sein möge zu zeigen, daß er ein Mann sei, daß er mit ihnen auf die Jagd gehen, daß er einen Stier tödten und einen Wolf erlegen könne, daß es Zeit sei, für die Wintervorräthe zu sorgen, wozu seine Frauen auch schon den Anfang gemacht hatten. Es giebt nämlich in diesen Bergen eine unglaubliche Menge wilder Pflaumenbäumchen, welche so eng geschlossen sind, daß sie dem Wanderer das Eindringen vollkommen verwehren; dieselben sind dabei so vollständig mit Früchten bedeckt, daß man die Blätter beinahe gar nicht sieht und diese Früchte schmecken sehr lieblich. Um ihnen die Größe und Saftfülle unserer zu geben, wäre weiter nichts erforderlich, als sie zu beschneiden. Auch Stachelbeeren und andere

fruchttragende Sträucher gab es in großer Anzahl, nicht weniger jene wohlschmeckenden stacheligen Früchte, welche von den Cacteen herrühren, die man Opuntien nennt.

Seine Frauen sammelten hiervon reichliche Vorräthe, hingen sie an Schnüren auf und trockneten sie an der Luft.

Feuerstein sah die Nothwendigkeit ein, diese Bäume einigermaßen zu ordnen und er begab sich mit einem Beil an ein solches Wäldchen, das er nach Art der Eingeborenen dadurch zu dem seinen machte, daß er eine Stange mit einem Büschel Maisstroh daran aufrichtete. Eine solche Besitznahme wird von jedem Andern respectirt, wiewohl es eigentlich nicht gebräuchlich ist, einen Theil des Gemeingutes für sich besonders in Anspruch zu nehmen.

Feuerstein eröffnete sich zuerst einen Weg nach dem Innern des Wäldchens, dann hieb er links und rechts kleine Stege aus, wodurch es möglich wurde, nach und nach zu allen Bäumen zu gelangen, zugleich ging die Ernte auf diese Weise ungleich schneller von Statten, denn die von ihm aus dem Gebüsch herausgeholten Zweige und mit Früchten beladenen Aeste konnten nun sehr leicht abgebeert werden. Er verhinderte dies, indem er rieth, die ganzen Zweige mit den Früchten aufzuhängen. In den entflohenen paar Wochen hatte er zwar noch nicht gelernt, lange Reden in der Sprache der Eingeborenen zu halten, doch hatte sein junges und frisches Gedächtniß sich bald die Namen aller ihn umgebenden Gegenstände geläufig gemacht und auch die wichtigsten Zeitwörter waren ihm nicht entgangen und so konnte er sich denn dahin verständlich machen, daß er nicht alle Jahre so verschwenderisch mit den fruchttragenden Bäumchen umzugehen gedenke, daß aber sein jetziges Verfahren den Zweck habe, größere Früchte zu erzielen und den Zutritt zu denselben zu erleichtern.

Er schwang nun fleißig die Axt und das Beil, um Holz für den Winter zu beschaffen, er legte Gruben an, um Fleisch und sonstige Vorräthe darin zu bergen, er ging in die Prairie hinaus, um Salzflecke aufzusuchen und davon Vorräthe nach Hause zu bringen (die Eingeborenen bedienen sich des Salzes zu keiner Speise, auch nicht zu dem fettesten Fleische, ebensowenig räuchern sie dasselbe und das Einpökeln desselben ist ihnen natürlich noch fernstehender als das Räuchern, weil sie den Gebrauch des Salzes gar nicht kennen), wodurch er, mit der Sitte der Wilden wohlbekannt, seine Speisen zu verbessern und mannigfaltigen Nutzen zu ziehen hoffte; aber wie ward ihm, als er nach etwa einem Monat vor die Rathsversammlung beschieden wurde und hier die allereindringlichsten Vorstellungen über sein unmännliches Benehmen hören mußte, denn man sagte

ihm ganz einfach, er sei kein Mann, er sei eine Squaw, ein verkleidetes Weib. Was er thue, seien nicht die Thaten eines Mannes, sondern die eines Weibes; die Squaw sei dazu vorhanden, um zu graben, Holz zu hauen, Lasten zu tragen, Vorräthe zusammen zu bringen, der Mann aber dürfe nichts weiter thun, als für die Instandhaltung seiner Waffen, für die Erlegung der erforderlichen Anzahl von Büffeln und für Bekämpfung der Feinde zu sorgen; alles Uebrige müsse von dem Weibe gethan werden und es sei höchst unehrenhaft für einen Mann, sich mit dergleichen Arbeiten zu beschäftigen, welche allein für die Hände der Frauen seien. Wenn er in dieser Weise fortfahre, so werde er den geringen Ueberrest von Achtung, welche noch vorhanden sei, gänzlich verlieren, er möge sich daher in Zeiten vorsehen, seine groben Fehler wieder gut machen, oder gewärtig sein, daß kein Mann mehr mit ihm spreche.

Feuerstein war zwar ein junger, verliebter Thor, aber es fehlte ihm keineswegs an Kenntniß der Sitten dieser seiner jetzigen Mitbrüder, keineswegs an Kenntniß der hohen Achtung, welche sie gegen religiöse Ansichten Anderer hegen, und darum suchte er ihnen begreiflich zu machen (und wo er dies nicht konnte, nahm er die Hilfe Bill Spaniard's, des Halbindianers, in Anspruch), daß seine Väter ihm und allen ihren Söhnen gesagt hätten: die Frauen seien keine Lastthiere, sie seien sehr viel schwächer als die Männer. Diesen Letztern läge zwar ob, das Wild zu erlegen und die Feinde zu bekämpfen, aber es liege ihnen auch ob, alle schweren Arbeiten im Hause zu übernehmen und den Frauen nur die leichteren zu überlassen. Er fragte sie, ob ihre Frauen sich wohl mit ihnen, den Männern, an Kräften vergleichen könnten, er fragte sie, ob das Fällen eines Baumes von ihnen nicht in wenigen Augenblicken bewerkstelligt werden könne, indessen die Frauen Tage lang dazu brauchten, er fragte, ob sie, die Männer, nicht im Stande wären, den vierten Theil eines Büffels von der Prairie nach Hause zu tragen, indessen zu derselben Arbeit fünf Frauen nöthig wären, welche überdies noch doppelt so viel Zeit dazu gebrauchen würden.

## XXXVII.

**Lange Unterredung des neuen Ortsbürgers mit den berathenden Männern. Gründe für und wider. Die Ansichten stehen zu wenig im Einklang. Feuerstein wählt glückliche Beispiele. Die Häuptlinge sind zufriedengestellt und erneuern ihr Freundschaftsbündniß. Bill Spaniard giebt seine Zustimmung zu erkennen.**

Nach Brauch der Eingeborenen wurde hierauf nicht hastig geantwortet, sondern erst, nachdem der Häuptling acht bis zehn Züge aus seiner Pfeife

gemacht, erwiederte er fragend: „So ist es denn bei Euch Sitte, daß die Frauen Speer und Lanze führen, daß die Frauen bei Euch auf die Jagd reiten, daß die Männer lange Röcke tragen und am Heerde stehen und im Kessel rühren?"

„O nein!" erwiederte Feuerstein: „es ist bei uns nicht Sitte! Wir Männer gehen auf die Jagd und in den Krieg, aber unser großer Geist, als er uns schuf, hat gesagt: ich gebe Euch Männern die Frau zur Gefährtin, nicht zur Sclavin; lasset sie nicht arbeiten, sondern arbeitet selbst; Ihr Männer seid stark genug um auf die Jagd zu gehen, Holz zu hauen und den Acker zu bebauen, bedenket, wenn Ihr die Hände, die Euch liebkosen sollen, durch harte Arbeit so hart machet wie es die Eurigen sind, durch Werfen des Speeres und Schwingen des Schlachtbeiles, bedenket, daß Ihr dann von der Liebe Eurer Frauen wenig Freude haben werdet. Der große Geist sagt: ich habe die Menschen geschaffen, damit sie einander gegenseitig glücklich machen sollen, nicht, damit der Eine alle Dienste thue und der Andere bedient werde, sondern damit sie einander gegenseitig das leisten sollen, was in ihren Kräften steht; darum natürlich der Mann sehr viel mehr als das Weib, indessen das Weib das Leichtere in der Haushaltung beschafft, welches wieder für die schwere Hand des Mannes nicht geeignet wäre."

„Solche Worte hat der große Geist zu unsern Vätern nicht gesprochen," erwiederte der Häuptling.

Flint aber sagte: „Worte hat der große Geist überhaupt nicht gesprochen; was er befiehlt, befiehlt er dadurch, daß er in des Menschen Herzen eine Stimme erweckt, welche ihm sagt, was recht ist. Sehr häufig thut der Mensch nicht, was diese Stimme von ihm verlangt, dann thut er unrecht; meine Brüder hier haben wohl sehr häufig die Stimme in ihrer Brust gehört, welche sagt, laß Deine arme Squaw nicht so schwer arbeiten, sie erlahmt unter dieser Last, alle meine Brüder haben diese Stimme gehört, ich weiß es gewiß, sie haben sie gehört, so lange sie jung waren und damals haben sie auch nicht zu viel von ihren Frauen verlangt, dann aber sind sie immer härter und grausamer geworden und haben dadurch ihre Squaws häßlich, alt und böse gemacht. Seht, meine Brüder, Eure jungen Frauen an, wie sind sie so freundlich, so herzlich, so unterwürfig, wie thun sie Alles, was der Mann verlangt, von selbst, noch ehe er es ausgesprochen hat. Seht dagegen die alten Squaws an, wie sind sie zornig, zänkisch, widerwillig und nur durch Schläge zu regieren! Waren diese alten Squaws nicht auch einmal jung, freundlich, liebenswürdig, thaten sie nicht auch, was Ihr verlangtet, ohne

Schläge? — Nun seht, Ihr Männer habt diese jungen Squaws durch Eure Härte und Grausamkeit so böse gemacht. Der große Geist der Blaßgesichter, welcher mit gleicher Liebe auf alle seine Kinder sieht, sie mögen Männer oder Frauen sein, hat zu den Weißen gesprochen: handelt nicht so wie meine Söhne, die Rothhäute, und Ihr werdet viel glücklicher sein als diese! Eure Frauen werden wollene Decken machen, um Euch zu wärmen und Ihr werdet Häuser bauen, um darin zu wohnen, Eure Frauen werden Speisen kochen und Ihr werdet den Acker bauen und das Wild jagen, um den Kessel immer genügend gefüllt zu halten; so wird die Hand, welche Euch schmeicheln soll, immer zart und weich bleiben und Euer Arm und Euer Bein werden kräftig genug sein, um den Baum zu fällen, den Büffel zu verfolgen und um den Feind abzuwehren."

Der Häuptling erwiederte nach einigem Besinnen: „Unser neuer Bruder spricht gut, er weiß die Worte schön zu setzen, allein eine schlechte Sache wird nicht gut durch schöne Worte, und wessen Herz voll Liebe ist zum Weibe, dessen Herz kann nicht voll Grimm sein gegen seinen Feind."

Feuerstein kannte die Kraft schlagender Beispiele und versuchte sie auch hierbei. „Seht," sagte er, „ob es wahr ist, was mein edler Häuptling spricht. Habt Ihr jemals gesehen, daß ein Hund eine Hündin gebissen habe? Und geht dieser Hund nicht voll Muth auf den Wolf zu? Habt Ihr jemals wahrgenommen, daß ein Stier die Kuh gestoßen, aufgeschlitzt, in die Luft geworfen habe? Wohl aber beschützt der Stier die Kühe und ihre Jungen und er ist voll Muth, denn er kämpft nicht nur mit fünfzig Wölfen in der Prairie, sondern er kämpft sogar mit Euch, Häuptling, und mit Euren tapferen Angehörigen. Seht den Hahn dort vor der Berathungshütte, er kratzt Körner aus dem Boden, er gräbt, er arbeitet, er ruft seine Weiber herbei und giebt ihnen zu essen, was er gefunden hat, er ißt nicht selbst, bevor sie gesättigt sind. Sagt mir, wird dieser schöne Vogel deshalb minder tapfer sein, wenn sich ein anderer Hahn ihm nähert, wird er nicht mit ihm kämpfen, bis er und sein Gegner aus vielen Wunden bluten?"

Diese Rede hatte einen größeren Eindruck gemacht als Alles, was Flint vorher gesagt.

„Unser Bruder hat wahr gesprochen," erwiederte der Häuptling nach längerem Bedenken, „wir Männer thun Unrecht, daß wir unsere Frauen so hart behandeln und so böse machen; unser neuer Bruder hat weise gesprochen, möge er mit seinen Squaws verfahren wie er wolle, und möge er ihnen so viel von der Last ihrer Arbeit abnehmen, als sein Herz ihm gebietet; wir sehen, man kann freundlich sein gegen die Frau und tapfer

gegen den Feind, wir wollen hoffen, unser neuer Bruder werde sein wie der Hund, der sein Weib nicht beißt und doch den Wolf bekämpft, er werde sein wie der Hahn, der seiner Squaw Futter sucht und den feindlichen Hahn mit Grimm verfolgt, er werde sein wie der Stier, welcher die Kuh nicht stößt, wohl aber sie gegen den Wolf beschützt. Wir wollen ihm unsere wankend gewordene Achtung wieder schenken, es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, durch welche er uns wird beweisen können, daß er diese Achtung verdient."

Bill Spaniard geleitete den jungen Mann nach seinem Wigwam zurück, als die Rathsversammlung beendet und Feuerstein unter dem unverhohlenen Zeichen erneuerter freundlicher Gesinnung entlassen worden war und sagte: „Ihr habt Euch gut aus der Sache gezogen, ich habe große Sorge um Euertwillen gehabt, ich weiß wohl, wie die Blaßgesichter mit ihren Frauen umgehen, und wenn auch nicht Alles wahr ist, was Ihr gesagt habt, wenn es auch viele böse Weiber giebt, um so schlimmer, je besser sie behandelt werden, und wenn es auch viele brutale Männer giebt, welche sich aus der wirklichen Liebe der Frau wenig oder gar nichts machen und sie auf eine wahrlich entsetzliche Weise mißhandeln, so ist doch dieses gewiß richtig, daß im Allgemeinen die Behandlung der Squaws bei den Blaßgesichtern eine bei weitem bessere ist, als bei den Rothhäuten, und daß wohl gerade von dieser bessern Behandlung das Wohlbefinden der ganzen menschlichen Gesellschaft abhängt."

## XXXVIII.

**Die Reisenden gelangen nach San Francisco. Verlassene und abgetakelte Schiffe. Alle möglichen und unmöglichen Nationen scheinen dort vertreten. Unglaubliche Geschäftigkeit der Bewohner. Gold! Gold! ist das Ziel Aller. Die Chinesen. Ihr großer Fleiß und ihre Geschicklichkeit. Unverschämtheit der Amerikaner.**

Wir wollen hier Flint und den Halbindianer, welcher sich gleichfalls in dem Dorfe verheirathete, obschon nicht auf einmal mit drei Frauen, verlassen und Willis und den Seinigen nachgehen, welche den Weg nach dem Sacramento fortsetzten. Die Sierra Newada wurde in der Breite des Pyramid-See's glücklich durchschnitten und man gelangte durch einen der vielen Zuflüsse des Sacramento, durch den Plune-Fluß, nach dem Hauptstrom und nach der so berühmt gewordenen Bai von San Francisco.

Dieselbe wurde auf dem linken Ufer des Sacramento erreicht, es wurde der Rio San Joaquin überschritten und auf seiner erträglichen Straße

San José, Santa Clara und hierauf San Franzisko erreicht. Für einzelne Reisende wäre es leicht gewesen, diesen Weg bedeutend abzukürzen, indem man die Bai von San Francisco mittelst eines Bootes durchschnitten hätte, allein für die vielen Wagen, Stiere und Maulthiere war ein solches Unternehmen natürlich unmöglich und man mußte den langen und etwas beschwerlicheren Weg zu Lande machen, wobei die Reisenden Gelegenheit hatten, den ganzen großen und prächtigen Hafen von allen Richtungen her zu überschauen.

Derselbe ist vielleicht der schönste und sicherste der Erde und hat zugleich eine Ausdehnung, welche gestatten würde, alle Flotten der Erde darin zu versammeln. Einen traurigen Beweis von der Macht des Goldes, von der ungeheuren Anziehungskraft desselben gaben die Rumpfe vieler abgetakelter Schiffe, welche gleich nach ihrer Ankunft von allen ihren Matrosen und Gehilfen verlassen wurden und so lediglich vom Capitain und ein Paar Offizieren bewohnt, zuletzt auch von diesen gemieden und ihrem Schicksal, d. h. einer frühzeitigen Verwesung übergeben werden mußten. Wie colossale Leichen vorweltlicher Ungeheuer liegen diese Rumpfe, von ihrer Takelage entkleidet, meistens sogar ohne Maste, in den verschiedenen Winkeln vor Anker. Sie sind eine Allen zugängliche Fundgrube von Brettern, Nägeln und Balken, und werden so nach und nach vernutzt, bis sich irgendwo ein Leck zeigt, an dessen allmählicher Erweiterung sie untergehen, ein Schicksal, das die Schiffe beinahe aller derer betroffen hat, welche zuerst nach dem Bekanntwerden der Goldminen hier anlegten.

Die Karawane betrat die Stadt San Francisco von der Südseite her, sie liegt auf der äußersten Spitze einer Landzunge und hat also das große Weltmeer im Westen, die herrliche Bai im Osten und nordwärts den Eingang zu dieser Bai.

Auf allen Seiten sah man das tollste geschäftigste Treiben, ein unbeschreiblich wirres Durcheinanderlaufen der buntesten Bevölkerung, die man sich nur vorstellen kann — doch nein, man kann sich das hauptsächlich darum nicht vorstellen, weil hier Nationalitäten zusammentreffen, die sonst auf keinem Punkte der Erde gleichzeitig gefunden werden. Zu den Europäern aller Nationalitäten gesellen sich die halbcivilisirten Rothhäute, welche ihr Wild zu den Märkten bringen und hier vielleicht zum ersten Male einen Preis dafür erhalten, der nicht geradezu ein betrüglicher genannt zu werden verdient. Hier sieht man die halbwilden Mexicaner in ihrer höchst malerischen, farbenreichen und mit Flitterstaat, mit Tressen und Stickereien überladenen Tracht, das braune Gesicht und die funkelnden schwarzen Augen, von dem großen Sombrero überschattet. Hier sieht man die Kuli's oder

indianischen Arbeiter in ihren weißen Baumwollenkleidern und großen unkleidsamen Strohhüten, hier sieht man endlich die Chinesen, welche vielleicht die auffallendste Race des menschlichen Geschlechts genannt werden dürfen, indem dieselben sammt und sonders über einen Kamm geschoren, über einen Leisten geschlagen zu sein scheinen. Bei Allen ist die Nase kurz und gestülpt, bei Allen ragt der Unterkiefer über den Oberkiefer hervor, Alle haben die häßlich aufgeworfenen Lippen, die eckig vorstehenden Backenknochen, die schräge geschlitzten Augen, die nämliche Gesichtsfarbe, ohne alle Schattirung bräunlich grün, ohne eine Spur von dunklerer Färbung der Wangen, hellerer Färbung der Stirn; überall sieht man in den häßlichen, nichtssagenden Zügen den Ausdruck, den man mit leer bezeichnen möchte, wenn nicht aus den zugeblinzten Augen List hervorschiene, welche sie reichlich charakterisirt.

Aber allerdings ist auch hier der Unterschied genug zu finden, wenn man erst mit dem großen Ganzen vertraut geworden ist, wie es bei den Negerphysiognomien uns gleichfalls vorkommt, als ob sie sämmtlich dieselben, als ob zwischen ihnen kein Unterschied wäre. Ja, man kann beinahe noch weiter gehen. Kommt zum Beispiel ein Stadtbewohner für kurze Zeit auf ein fern gelegenes Dorf, woselbst die Race sich noch ziemlich unvermischt erhalten hat, so wird er fast immer glauben, die sämmtlichen Bauern hätten dieselbe Physiognomie, eine Annahme, welche hier eben so irrthümlich wäre als die Behauptung, alle Chinesen hätten dasselbe Gesicht, ein Irrthum, wiewohl es doch immer so den Anschein hat.

Fabelhaft ist die Geschäftigkeit, nicht blos dieser Chinesen, sondern aller Bewohner der Stadt überhaupt und ein Beweis, wie ein gleiches Streben Aller, trotz aller Verwirrung, eine gewisse Ordnung hervorbringen könne, liegt darin, daß, trotz des unerhörten wirren Durcheinandersprudelns, doch nirgends eine Stockung entsteht.

Die Leute haben Alle nur einen Zweck, sie wollen Geld verdienen und zwar möglichst schnell. Sie Alle wissen, Zeit ist Geld, sie Alle wissen, wer den Andern aufhält, der hält sich selbst auf. Aufgehalten aber will Niemand sein, darum geht in der regellosesten Verwirrung doch alles ohne Stockung ab. Jeder bemüht sich, dem Andern aus dem Wege zu gehen, um selbst freie Bahn zu haben.

Weil wir einmal bei den Chinesen sind, so wollen wir doch gleich mit ihnen fertig zu werden suchen. Diese kleinen, runden, wohlgenährten, trotz dessen äußerst beweglichen Gestalten haben eine seltene Fertigkeit in allen erdenklichen Arbeiten, bei denen Geduld und Geschicklichket der Hände gefordert wird. Sie schnitzen in Elfenbein oder Holz, sie drechseln in Metall,

sie sticken auf Tuch, Leder, Seiden- oder Leinenzeug, sie stricken und weben, sie tragen prächtige Farben auf (was man gewöhnlich malen nennt), sie klöppeln und flechten die scheinbar unschmiegsamsten Dinge zusammen, bringen wahrhaft bewundernswürdige Arbeiten hervor und sind deshalb von allen Curiositätenkrämern sehr gesucht. Dazu kommt, daß sie bescheiden und mit dem kleinsten Profit zufrieden sind. Sie fordern zwar unverschämt, aber man weiß, daß sie sich handeln lassen. Man bietet ihnen ein Drittel oder ein Viertel des geforderten Preises, ohne daß sie sich dadurch beleidigt zeigen, sie lassen ab von ihrer Forderung, während der Bietende zulegt zu seinem Gebot, bis ein Preis herauskommt, welcher mitunter dem Verkäufer nur einen sehr mäßigen Profit abwirft, mitunter auch ihn genügend für seine Mühe entschädigt, immer aber den Käufer zufriedenstellt.

Mit den übrigen Bewohnern von Francisco ist ein solches Abkommen niemals zu treffen, denn sie fordern einen bestimmten, gewöhnlich ganz unverschämten Preis. Findet der Fragende denselben seinen Vermögensverhältnissen nicht angemessen, so geht er, ohne zu bieten, seines Weges weiter, denn er weiß, seine Bemühung würde zu Nichts führen; dem Verkäufer ist dies auch gleichgiltig, denn er weiß, daß sich schon ein Narr finden wird, der den geforderten Preis zahlt und insofern sind beide gleich wohl daran, indem sie kein Geld verlieren, d. h. keine Zeit, denn Zeit und Geld sind dort gleichbedeutend.

Die Chinesen sind auch die einzigen Arbeiter, welche man noch haben kann. Alle Bewohner von San Francisco und vorzugsweise die größten Schurken halten sich für etwas unendlich Besseres als die Chinesen, dieselben werden daher mit einer unbeschreiblichen Verachtung behandelt; es sind Farbige, und diese Farbigen — eigentlich gar keine Menschen, gerade so wenig wie die Neger es sind, in Folge dieser Ansicht also rechtlose, elende Geschöpfe. Sie sind dorthin gekommen um Gold zu graben, was man jedem mexicanischen Räuber und Raubmörder gestattet, was man aber den Chinesen, den Farbigen nicht gestattet, daher sie nur solche Gruben bearbeiten dürfen, welche von anderen, vor ihnen Dagewesenen, als unbrauchbar aufgegeben worden sind. Ihre Geduld und ihre Genügsamkeit macht auch dieses Geschäft noch einigermaßen einträglich, da jedoch die Arbeit in einem Lande, wo es an Arbeitern fehlt, immer sehr theuer bezahlt werden muß, so ist sie von den Chinesen, als die einträglichere Art Geld zu erlangen, aufgenommen worden und es giebt in San Francisco fast gar keinen Arbeiter, als einen chinesischen. Der Tagelohn, den man ihnen zahlt, ist zwar geringer als derjenige, den man einem Weißen würde zahlen

müssen, allein er ist doch wohl immer noch zehnmal so hoch, als er in ihrem Vaterlande sein würde, und da ihre Ausgaben nicht im Verhältniß zu ihrem Lohne stehen, weil sie über alle Begriffe genügsam sind und sparsam leben, so kommen sie sehr gut weg; die sämmtlichen kleinen Handwerke sind in ihren Händen und die Wäsche sowohl, als die Bedienung des Hauses und der Küche in denen ihrer Frauen, welche diese Arbeiten zur größesten Zufriedenheit der Arbeitsgeber besorgen.

---

## XXXIX.

**San Francisco. Die Stadt. Bauart. Straßen und Plätze ungepflastert. Wie dort zu gehen oder überhaupt fortzukommen ist. Bedienung in den Häusern ist auf Null herabgesunken. Straßenindustrie. Die Märkte und wer sie besucht. Die Herrschaft, welche keine Dienerschaft mehr hat, muß sich selbst bedienen. Außerordentliche Frömmigkeit und Kirchlichkeit der Rancheros (spanische Landbewohner).**

Unsere Reisenden hatten zum großen Theile die beiden geräuschvollsten Städte der Union, New-York und New-Orleans besucht, aber ein solcher Wirbel wie der, dessen sie hier ansichtig wurden, war ihnen doch noch nicht vorgekommen und es wurde ihnen bange vor sich selbst. Neben den Chinesen mit dem langen Zopf huschten die Goldsucher vorbei mit gebräunter Haut und ungekämmtem Haar, unter deren langem Barte Alles verschwunden war, was man gewöhnlich mit dem Ausdruck Physiognomie zu bezeichnen pflegt. Die Mexicaner, von oben bis unten mit blanken Knöpfen und Tressen bedeckt, stolzirten gravitätisch durch die Straßen und schauten mit tiefer Verachtung hernieder auf die deutschen Bauern, welche sich durch ihre Tuchkleider als nordische und ihre Leinwandkittel als südlich wohnende unterschieden. Es fehlt auch der Tyroler nicht, die beiden Daumen unter den Achseln in den Tragebändern haltend, noch der polnische Bauer in seinem Schafspelz, oder der ungarische in seiner Kleidung aus in Talg gesottener und geräucherter Sackleinwand, neben dem sich ein eleganter, junger Herr, ein Vagabond, der sich für einen Magnaten ausgiebt, drollig genug ausnimmt. Nur der Neger, das verabscheute Thier, ist beinahe gar nicht zu sehen. Den Mongolen aus der Mitte von Rußland, den Perser aus Kleinasien oder Indien, den Malayen von Java oder einer andern der Sunda-Inseln sieht man hier so häufig vertreten, wie alle andern Racen.

Ist denn San Francisco eine Stadt oder ist es ein allgemeiner Name

für die Repräsentanten aller Völker der Erde? Eine Stadt pflegt Straßen und von beiden Seiten derselben Häuser zu haben. Man möchte beinahe glauben, so hätten es die Bewohner von San Francisco nicht aufgefaßt; der Raum, auf welchem die Stadt liegt, ist ungefähr zwanzig Mal zu groß für die Zahl der Häuser, aber er scheint beinahe zwanzig Mal zu klein für die Zahl der sich dort tummelnden Menschen. Das, was man Straßen nennt, ist besetzt mit überaus prächtigen, großen und doch höchst geschmacklosen Gebäuden, das sind die Hôtels, die Gastwirthschaften; mit ausgedehnten, nur einstöckigen Häusern aus Ziegelstein, aus Lehmwänden, aus Holz, und endlich mit noch viel mehr Zelten, welche wie zum Hohn, zur Verspottung ihrer großen Nachbaren zwischen diesen riesigen und bescheidenen Bauten stehen.

Die Straßen und Plätze sind alle ungeflastert, daher zur trockenen Jahreszeit voll des entsetzlichsten Staubes und während der nassen Jahreszeit voll des entsetzlichsten Kothes oder Schlammes, oder wie man das nennen will. Aller Unflath und Unrath wird auf die Straße geworfen, das Wasser zieht in den Boden oder es verdunstet, oder es wird in der nassen Jahreszeit durch Ströme von Regen nach der Bai und dem Stillen Meere geführt. Die festen Substanzen bleiben auf der Straße liegen und würden zum Theil den Boden erhöhen, wenn sie nicht von Raben, Geiern, Hunden und Schweinen fortgeschafft würden.

Aber quer über solche Straßen, quer über solchen Platz zu gehen, ist ein kühnes Unternehmen, es schlängeln sich zwar durch und um den Unrath schmale Wege, sogenannte Fußsteige, aber sie sind ausgetreten und bieten meistentheils dem ausgegossenen Schmutzwasser oder dem aus den Wolken kommenden Regen ihr Bette zum Sammelplatze an. Die unzähligen Pferde und Maulthiere, auf denen man sowohl durch die Stadt reitet, als man alle Waaren auf dem Rücken dieser Thiere hereinbringt, vermehren Staub und Schmutz auf die schrecklichste Weise.

Aber die Industrie hat auch hier geholfen, nicht daß sie die Wege verbesserte, das wäre theils zu einfach, theils würde es vielen Leuten ihr Verdienst rauben, sondern sie hat ein Gewerbe geschaffen, das im höchsten Flor steht, das der Schuh- und Stiefelputzer.

Die Bedienung in den Häusern steht so entsetzlich tief, daß wir in Europa keinen Begriff davon haben; der reiche Mann und die reiche Frau, Beide müssen, wenn sie nicht bald arm werden wollen, die nöthigen Arbeiten selbst verrichten, denn wollten sie Dienstboten halten, so würden diese ihre Einkünfte verzehren und ihnen Nichts übrig lassen, daher bürstet

sich der Herr die Stiefel und Kleider selbst, oder vielmehr er thut es nicht, sie bleiben ungebürstet bis er über die Straße geht.

Innerhalb jedes Fußsteges und an jeder einzelnen Ecke sieht man Stiefelputzer neben einem eleganten Schaukelstuhl stehen, davor ein Tischchen, auf dem die erforderlichen Bürsten, Wichse u. s. w. liegen. Der Vorübergehende setzt sich auf den Stuhl, streckt, ohne ein Wort zu sagen, seinen Fuß auf den Tisch und nun beginnt der Stiefelputzer stillschweigend seine Arbeit. „Fertig Sir", ruft er aus; der Geschmückte langt einen Viertel-Dollar (etwa einen Drittel Thaler), die niedrigste coursirende Münze aus der Tasche und kaum hat er seinen Platz verlassen, so ist schon ein Anderer da, dessen Stiefel gleichfalls sehr lange keine Wichse gesehen haben. Er giebt aber einen halben Dollar; warum denn? Er hat eine von den neuesten Zeitungen, welche auf der Stuhllehne liegen, gelesen und dieses kostet auch einen Viertel-Dollar. Man sieht, solch' ein Geschäft ist einträglich, wenigstens 400 Menschen leben in San Francisco ausschließlich hiervon und 12 bis 15 Dollars ist das Geringste, was Einer im Laufe des Tages verdient.

Einen interessanten Anblick bieten die Märkte, nicht allein wegen dessen, was sie an verkäuflicher Waare enthalten, sondern auch wegen der Käufer und Käuferinnen. So wenig man nämlich Dienstboten hat zum Stiefelputzen, so wenig hat man deren, um sie auf den Markt zu schicken, und wollte man es versuchen, so würde man es sofort bereuen, denn verstehen schon unsere Köchinnen und Köche von der Gelegenheit zu profitiren (was man gewöhnlich kurzweg betrügen nennt), so verstehen die Dienstboten in ganz Nord-Amerika und vorzugsweise in Californien dies Geschäft in ausgezeichneter Art und man hat Beispiele, daß ein durch Dienstboten gekaufter Gegenstand dreimal so viel gekostet hat, als ein von der Herrschaft entnommener.

Auf diesen Märkten nun sieht man die blasse, schmächtige Amerikanerin und die stolze, schwarzäugige Spanierin, man sieht dort die blonde Deutsche und die Französin mit den eleganten Formen, man sieht auch in Frack und Glaceehandschuhen den reichen Banquier einen Schinken und einen Korb mit Gemüse nach Hause tragen, oder den Ranchero sein Netz voll Fische über die Schulter schwingen, um damit den Fasttag zu begehen. Den Fasttag, denn obwohl er nicht ansteht, an jedem Tage Menschenblut zu vergießen, an jedem Tage zu rauben oder zu morden, so steht er doch sehr an, Fleisch zu essen, wenn die Kirche einen Fasttag hat, es sei nun der Freitag und Sonnabend jeder Woche oder es sei einer der vielen Fasttage vor Ostern, er ist ein Christ und möchte sich kein Vergehen gegen

die Kirche zu Schulden kommen lassen; er ist auch stets so gewissenhaft, den begangenen Raub oder Mord zu beichten und der Kirche seinen schönen Antheil zu geben. Ja, sein Opfer wird nicht ohne Gebet sterben, falls nicht zufälligerweise die Kugel dasselbe tödtlich getroffen, oder der Lasso es erwürgt haben sollte. Dann freilich ist Nichts zu machen, auch kann er ja nicht dafür, daß es so gekommen ist. War der Geschlingte oder Geschossene aber nicht sofort todt, so geht der Räuber gewiß zu ihm, knieet neben ihm nieder, betet mit ihm ein Ave Maria und sticht ihm erst dann das lange Messer vom Rücken her durch das Herz. O, er ist ein braver Mann, dieser Ranchero, ein guter Christ, das geht sogar aus der Art hervor, wie er den letzten Todesstoß führt. Vom Rücken her, damit der arme dem Tode Geweihete nicht das Nahen des Mordstahls sähe, sich nicht vor dem Tod fürchte, da es doch nun einmal nicht zu ändern ist.

## XL.

**Glückliche Lage für einen Naturaliensammler. Alles, was das Meer, die Bai und die Flüsse hergeben, Alles, was Feld und Wald bietet. Ein reichhaltiges Naturaliencabinet, offen für Jedermann. Schneller Wachsthum der Stadt. Leidenschaft des Glücksspieles. Chinesisches Hazardspiel.**

Aber außer den Menschen, was sieht man hier an Verkaufsgegenständen. Der Naturaliensammler würde sich für den glücklichsten Menschen, für den beneidenswerthesten erklären, denn er findet zu jeder Tagesstunde an Vögeln, Fischen, Säugethieren und Amphibien hunderte von verschiedenen Species, welche er noch nicht gekannt, noch nie gesehen.

Was der Ocean, was die Bai und was die Flüsse Californiens an Bewohnern haben, neue Arten und neue Formen aus dem Reiche der Fische fesseln zuerst die Aufmerksamkeit. Die Thiere sind so riesig, so wunderbar gestaltet, daß man stundenlang davor stehen bleiben könnte und daß derjenige, der nicht Naturforscher ist, dies recht eigentlich bedauert, denn es ist zu schön und zu wunderbar, was er sieht, als daß er nicht wünschen sollte, Vieles oder das Meiste davon seinen Kenntnissen, wenigstens seinem Gedächtniß einzuverleiben. Die Bevölkerung ist hier noch zu neu, um schon dergestalt unter den Bewohnern der Gewässer gewüthet zu haben, daß die Größe derselben abnehmen könnte, daß man ihnen nicht mehr Zeit ließe, auszuwachsen, darum sieht man auch hier nicht Hummern von 1 Fuß Länge, sondern Hummern mit Scheeren von 1 Fuß Länge, darum sieht man auch hier nicht Riesenschildkröten, welche 10 Zoll messen, sondern

solche, welche anderthalb Elle im Querschnitt haben; davon kann man Turtlesuppen machen, und braucht nicht in seiner Dummheit zu schreiben, Mokturtlesuppe (was gemachte, nachgemachte Schildkrötensuppe heißt), sondern kann solche Stücke des Thieres dazu liefern, wie man an andern Orten Stücke des besten Rindfleisches dazu verwendet.

Von den Landbewohnern könnte man allein ein ganzes zoologisches Museum errichten, so vollzählig ist vertreten, was es an Vierfüßlern in den Ebenen und Wäldern giebt. Das Elenn mit seinem riesenhaften Geweih, der große Hirsch, der kleine Hirsch, die Gabelantilope, unzählige kleinere Thiere mit und ohne Fell hängen dort an den Haken der Laden oder Zelte, je nachdem der Verkäuser ein Händler oder ein nur für kurze Zeit zur Stadt gekommener Jäger ist, fünf bis sechs verschiedene Bärenspecies hängen an allen Ecken herum, denn sie gelten für ein ganz besonders schmackhaftes Wild. Ein Fleischer hat einen gewaltigen Gebirgsbären so aufgehängt, daß der Haken durch die obere Kinnlade gedrungen ist und er nun aufgerichtet steht mit furchtbar geöffnetem Rachen, als wolle er eben an einem Pfosten emporklimmen und eine Beute zu erhaschen suchen; nur sein glanzloses Auge zeigt, daß er nicht mehr zu fürchten ist. Der kleine braune, der kleine schwarze Bär und der drollige Waschbär, der noch getödtet Possen zu machen scheint, wie er es in seinem Leben gewohnt war, Männerchen zu machen gleich den Hasen, fehlen natürlich nicht. Daneben sind auch alle eßbaren Thiere der Prairie vertreten; um so weniger aber sieht man das Fleisch zahmer Thiere, denn mit Viehzucht sich abzugeben, hat Niemand Zeit.

Das Vogelwild liegt in zwanzig Reihen übereinander auf den Tischen, welche man durch aufgestapelte Bretter in kunstlose Terrassen verwandelt hat, wodurch man auf gleicher Fläche bei weitem mehr aufzustellen vermag, und die Menge und die Verschiedenheit des Gethieres setzt nun vollends in Erstaunen, denn die Arten sind viel zahlreicher als die der Vierfüßler, und es wird zu Spottpreisen verkauft, denn nur den Fleischwerth bezahlt man; die Seltenheit des Vogels, die Schönheit seines Kleides kommt dabei gar nicht in Betracht, wie natürlich, indem der Jäger die größere und geringere Seltenheit des Vogels und den Werth für den Naturforscher gar nicht zu beurtheilen vermag.

Das Aussehen von San Francisco hat sich seit einigen Jahren bedeutend verändert. Was früher ein bloßes Dorf war, ist jetzt allerdings eine Stadt geworden, hat allerdings ungeheure Ausdehnung gewonnen, hat aber auch bereits alle Laster, alle Abscheulichkeiten, alle Verbrechen einer großen Stadt aufzuweisen. Eine so bunt zusammengewürfelte Bevölkerung

aus allen Welttheilen und von allen Völkerstämmen, beinahe durchgängig unverheirathet, hat wie begreiflich eine Menge liederlicher Frauenzimmer herbeigelockt, welche bereit sind, den augenblicklichen Bedürfnissen abzuhelfen. Wehe demjenigen, der es wagt, davon Gebrauch zu machen! Die Zerstörung, welche diese Creaturen angerichtet haben, zeigt sich an dem erdfahlen, nicht selten sogar grünlichen Aussehen und dem schleichenden Gang der meisten Männer, welche, durch und durch vergiftet, ohne irgend eine ärztliche Hilfe ein sieches Leben hinschleppen, bis sie noch lebend und athmend der Verwesung anheimfallen, ein scheußliches Bild der gräßlichsten Verkommenheit bietend.

Daß neben diesem schrecklichen Laster auch das des Glücksspieles sehr allgemein verbreitet sein wird, versteht sich von selbst; es sind in San Francisco wenigstens dreimal so viel Spielhäuser als Straßen und Plätze. Sie fangen von den niedrigsten Kneipen an und steigen aufwärts bis zu dem reich tapezierten mit prächtigen Spiegeln und kostbaren Kupferstichen geschmückten Salon.

Die Spiele sind höchst verschieden; bei den Chinesen scheint Alles auf Paar oder Unpaar hinauszulaufen. In einem abscheulichen, räucherigen, von den übelsten Gerüchen erfüllten Raum stehen die kleinen Gestalten der Chinesen um einen großen, runden Tisch, der mit einer hohen Leiste umgeben ist, um das Herabrollen des Geldes zu verhüten. Man sagt, der Tod macht Alles gleich, aber es scheint, als ob das Spiel, als ob die Leidenschaft dasselbe thäte, denn hier bei diesen Chinesen sieht man Leute mit kostbaren Pelzen, schwerfälligen aber vortrefflich gestickten Schuhen, mit seidenen Strümpfen, mit seidener Beinbekleidung neben dem liederlich und gemein aussehenden Arbeiter in zerlumpter Jacke und klappernden Holzschuhen. Es drängt sich eine so bunte, so gemischte Bevölkerung durcheinander, wie man dieselbe sonst an keinem Spieltische gewahrt.

Auf dem großen, runden Brett, welches nicht mit Tuch überzogen ist, sondern das leichte Verschieben der Geldstücke auf einer ebenen Fläche gestattet, steht eine umgekehrte hölzerne Schaale, welche über eine ziemliche Anzahl messingener Zahlpfennige gedeckt ist. Die Spieler setzen Geldsummen aus, und es scheint zugleich, als bezeichneten sie durch die Art des Satzes worauf sie halten, auf Paar oder auf Unpaar. Das ausgesetzte Geld, viel oder wenig, bildet ein Häufchen, wenn der Spieler auf paarig hält, dagegen setzt er neben dieses Häufchen ein einzelnes Geldstück, wenn er auf unpaarig hält.

Der Banquier greift nun unter die umgestürzte Schaale und holt eine beliebige Menge solcher Zahlpfennige hervor, deckt über den Rest wie-

der die Schüssel, so daß die darunter liegenden Stücke von den hervorgeholten sehr bestimmt abgesondert sind. Nun faßt er mit der Hand die hervorgeholten Zahlpfennige nicht weiter an, sondern er nimmt ein hölzernes Stäbchen, mittelst dessen er eines der Metallstücke nach dem andern weit genug bei Seite schiebt und in Reihen ordnet, um die Zahl derselben leicht übersehen zu können.

Je nach dem Ausfall der Zählung nimmt er ein oder zahlt er aus. Gesetzt, die von ihm hervorgeholte Summe gebe eine paarige Zahl, so fällt ihm alles dasjenige Geld zu, welches auf Unpaar gesetzt war, diejenigen aber, welche paarig gesetzt hatten, breiten gleichfalls mit kleinen Stäbchen ihr Geldhäufchen aus, wodurch verhindert wird, daß sie einen betrüglichen Zusatz zu der Summe machen und dadurch ihren Gewinn vergrößern.

Unter allen Glücksspielen scheint dieses dasjenige zu sein, was dem Banquier den geringsten Vortheil bietet. Nehmen wir an, es werde Pharao gespielt und es seien dreizehn Pointeurs dem Banquier gegenüber, so müßte es doch — da ihr Buch aus dreizehn verschiedenen Karten besteht, sehr sonderbar zugehen, wenn nicht bei weitem mehr verlierende als gewinnende Karten gesetzt sein sollten. Nur zwei Karten werden aufgeworfen, eine für den Banquier und eine für die Pointeurs. Unter den dreizehn Karten, welche das Buch des Pointeurs bilden, ist jede der aufgeworfenen nur ein Mal, und was gehört dazu, daß nur ein Drittel der Anwesenden eine glückliche Wahl getroffen hätte, indessen Alle, die nicht getroffen haben, nach und nach dem Banquier anheimfallen.

Bei diesem chinesischen Paar oder Unpaar sind die Chancen auf beiden Seiten vollkommen gleich, daher kommt es auch, daß der Banquier dort nach jedem Spiele von einem andern abgelöst wird, daß die Banque rundum geht.

## XLI.

**Furchtbarer Lärm bei dem Spiel der Chinesen. Spielhöllen im großartigen Maßstabe. Blutige Händel dabei. Damen, welche Banque halten. Ein geschickter Volteschläger. Wie man das beweisen kann und was die Folgen solches Beweises sind. Gleichgiltigkeit der Spieler gegen Mordscenen. Der festgenagelte Banquier.**

Sonderbar ist das Geschrei, was die Leute jedes Mal erheben, wenn die Zahlpfennige ausgezählt sind und ein jeder Einzelne nunmehr weiß, ob er gewinnt oder verliert. Die Chinesen sind sonst äußerst langsam und

gemessen in ihren Bewegungen, anscheinend sogar träg, bei dem Spiel aber zeigen sie sich in solcher Art lebendig, daß man darüber erstaunt und sie eher für leichtsinnige, immer tanzende Franzosen als für die erhabenen Söhne des Reiches der himmlischen Mitte ansehen möchte. Zu dem Lärm, den sie selbst machen, kommt aber noch ein anderer, den ihre Musik verursacht. In dem Spielsaale befindet sich eine Erhöhung, auf welcher eine Anzahl tapferer Musikanten sitzt, sie haben eiserne Ladestöcke an Schnüren hängen und schlagen mit kleinen Hämmern daran, was einen schwirrenden immer gleichbleibenden Ton giebt, sie haben große Gongplatten, d. h. große Becken von hart gehämmerter Bronce, welche, durch große hölzerne oder auch eiserne Schlägel bearbeitet, einen furchtbaren Lärm machen. Dazwischen kreischen die Töne von Violinen mit zwei Saiten, welche immer hin und her gestrichen werden und besonders dadurch außerordentlich lieblich wirken, daß man während des Streichens mit dem Daumennagel oder mit einem Holzstäbchen auf den Saiten auf- und abrutscht. Kleine Trommeln und Becken, wie unsere Janitscharenmusik dieselben führt, gehören unabweislich zu dieser chinesischen Musik und man kann sich den Teufelslärm gar nicht vorstellen, den diese Instrumente machen, wenn sie nach Kräften bearbeitet werden.

Großartiger und erhabener ist das Schauspiel der californischen Salons, in denen an sehr vielen verschiedenen Tischen eben so viele verschiedene Glücksspiele getrieben werden.

Hier kann man die furchtbaren Leidenschaften wohl besser studiren, als in einem Pariser Spielhause, aber auch zugleich die Verworfenheit, die Bestialität derjenigen, welche diese Leidenschaften nähren. An jedem Tische ist nämlich nur ein Bankhalter mit seinem Croupier gegenüber den Pointeurs, überall liegt das Gold haufenweise, aber neben Banquier und Croupier liegen noch ein Paar Revolver und große Knickmesser von der Art, wie man dieselben zum Abfangen eines Hirsches braucht, und es vergeht kein Abend ohne einen Mord, ja ohne mehrfache Wiederholung von Mordthaten. Die Bankhalter sind immer schurkische Spanier, der niedrigsten Klasse angehörig, in allen Verbrechen geübt und mit unzähligen Mordthaten beladen; denn jede Unze Gold, welche sich in ihren Händen befindet, ist mit dem Blute eines Schlachtopfers besudelt.

Aber nicht blos solche Wichte geben sich zu diesem Geschäfte her, sondern auch vornehme, wenigstens dem Anschein nach sehr vornehme Damen, sieht man als Banquiers fungiren, ihre blitzenden Augen funkeln freundlich dem Fremdling entgegen und laden ihn ein, sein Glück zu versuchen; es wird wohl gar die feine Strohcigarre aus dem Munde genommen und

mit dem graziösesten Lächeln dem Neuling angeboten, der dann natürlich nicht umhin kann, auch sein Scherflein beizutragen zur Vermehrung des Goldhaufens, welcher bereits vor der Donna aufgeschichtet liegt.

Diese edle Donna hat allerdings nur mit Feuer und Zärtlichkeit geladene Augen, keine Revolver, keine Messer, man muß indessen gar nicht glauben, daß deshalb mit ihr leicht fertig zu werden wäre; denn ihr gegenüber sitzt ein Croupier, dem die Revolver so wenig als die Bowiemesser fehlen, und der geringste Streit, der zum Nachtheil der Dame entstehen sollte, würde sofort mit der einen oder der andern Waffe geschlichtet werden.

Die Banquiers haben das Häufchen Karten, von welchem sie abziehen, nicht vor sich auf dem Tische liegen, sondern sie haben es in der Hand. Die ganze Taille ruht in der Linken und mit der Rechten ziehen sie die einzelnen Blätter ab. Alle diese Schufte sind geschickte Taschenspieler und da kein Pointeur seine Karte verdeckt besetzen darf, so hat der Croupier sowie der Banquier die genaueste Kontrole über den mehr oder minder großen Gewinn, der auf eine Karte gemacht werden kann und der Eine wie der Andere weiß sehr geschickt „das Glück zu corrigiren" und wehe dem Unglücklichen, der einen Zweifel hegen wollte, es würde seinen Tod zur unmittelbaren Folge haben.

Eine traurige Erfahrung dieser Art wurde von einem jungen Franzosen gemacht, der der Reisegesellschaft angehörte und gleich am ersten Abend mit einem seiner Freunde in solch' ein vornehmes Spielhaus getreten war. Er hatte sich zufällig neben den Banquier gestellt und dabei bemerkt, daß derselbe die Karten kennen müsse, hatte bemerkt, daß er verschiedene Male die Volte schlug und zwar mit einer Hand, der linken, durch deren zwei mittelste Finger er das oberste Blatt wegzog und es unter die übrigen schob. Der junge Franzose St. Vincent mochte diese Kunststücke wohl öfter gesehen haben, doch wie er versicherte, nie in solcher Vollkommenheit, und er machte einen seiner Begleiter aufmerksam darauf und zeigte ihm, wie alle Mal nach diesem Kunststück ein Paar der Hauptsätze an dem Tische der Bank zufielen. Plötzlich saß die Hand des Banquiers durch einen raschen und äußerst geschickt geführten Stiletstich an den Tisch genagelt und der junge Franzose rief: „Er hat die Volte geschlagen, die untergeschlagene Karte sitzt noch in der festgenagelten Hand." Die Worte waren aber noch nicht völlig ausgesprochen, so hatte er schon zwei Revolverkugeln im Kopfe und in der Brust. Vincent's Begleiter fielen alsbald über den Croupier her, der, von drei Seiten angegriffen, eine Sekunde lang unsicher war, wohin er schießen sollte, welcher seiner Gegner der Gefährlichste sei, als er auch schon durch den Knotenstock eines Irländers

von hinten getroffen mit zerschmetterter Hirnschale lautlos zu Boden sank. Die am Tische Spielenden gingen mit größester Kaltblütigkeit zu dem festgenagelten Banquier und besahen seine durchstochene Hand, in welcher allerdings eine einzelne mit Blut übergossene Karte saß, die gleichfalls mitangenagelt war. Der Banquier schäumte vor Wuth und hätte mit seinem Revolver gewiß Manchen zu Boden gestreckt, wenn man ihm denselben nicht unmittelbar nach dem ausgeführten Strafakt entzogen hätte.

Nachdem ein Jeder sich überzeugt hatte, daß der junge, unglückliche Franzose Recht gehabt, daß wirklich ein falscher Spieler (was man übrigens von Allen so gut wie gewiß wußte) bestraft worden war, theilte die Spielgesellschaft sich in das Geld, welches der Bank gehörte und verließ gleichgiltig den Tisch mit dem angenagelten Banquier, um zerstreut zu dieser oder jener Spielgesellschaft zu treten.

Die furchtbare Scene hatte so wenig Aufsehen erregt, daß keines der andern Spiele dadurch gestört worden war. Auf dem Orchester war das Concert nicht eine Sekunde lang unterbrochen worden, eine Sängerin, welche eben ihre kühnsten Rouladen machte, war nicht aus dem Takt gekommen. Niemand nahm Notiz von der ganzen Angelegenheit, als die beiden Begleiter des jungen Franzosen, welche seine Leiche aufhoben, um sie in den Gasthof zu bringen, wo sie wohnten, und der Wirth des Hauses, der den erschlagenen Croupier und den Tisch mit dem angenagelten Banquier hinaus auf die Straße tragen ließ. Der Banquier bat den Wirth, ihn zu befreien, was jedoch dieser nicht für seine Schuldigkeit hielt.

Draußen auf der Straße wurde der Tisch frei hingestellt und auf denselben die Leiche des Croupiers gelegt, damit der Herr Banquier sein Ergötzen daran habe Der Stoß war mit so großer Kraft und Gewalt geführt worden, daß der festgenagelte Schurke vergeblich versuchte, mit der rechten Hand, welche ganz unverletzt und frei war, den Dolch aus der Tischplatte zu ziehen.

Der leer gewordene Raum in dem Salon wurde sofort durch einen andern Tisch besetzt, zu dem sich eben so schnell ein neuer Banquier fand, und in weniger als fünf Minuten sah man von dem ganzen Vorfall nicht das Geringste und es ist wohl möglich, daß die im Saale Vorhandenen nicht einmal etwas davon wußten; aber Diejenigen, welche nach dem Verlust ihrer Baarschaft das Wirthshaus verließen und draußen in dem ungewissen Schimmer einiger weniger Lichte, die von fernen Häusern hinüberleuchteten, den angenagelten Banquier stehen sahen, unterließen nicht an ihm ihren Verlust zu rächen durch ein paar Hiebe mit einem Stock oder einem Beinzerbrecher, oder durch einen Stich mit einem Messer, und als

es Tag wurde, sah man auf dem Tische zwei Leichen, die des erschlagenen Croupiers und die des noch immer angenagelten Banquiers mit mehr als hundert blutunterlaufenen Stellen am Körper und mehr als vierzig Wunden, wovon keine einzige tödtlich war, alle zusammen ihm aber ein genügend entsetzliches Ende bereitet hatten.

## XLII.

**Ein ganz gewöhnliches Ereigniß für San Francisco. Spekulation mit fertigen Häusern. Eine Spekulation, welche fehl schlägt; eine zweite, welche vollkommenen Erfolg hat. Die vortreffliche Volksjustiz. Häuser steigen plötzlich sehr im Preise. Geständnisse eines Verbrechers. Verruchte Verleumdung gegen einen reichen, folglich sehr ehrenwerthen Mann.**

Nach wenigen Tagen schon hatte die Reisegesellschaft vollständig genug gesehen von dem schönen San Francisco und sie beschloß, sobald als möglich den Ort zu verlassen, dessen Reize derselben nicht besonders einleuchteten und zwar um so weniger, als jede Dienstleistung und jeder Genuß mit ungeheuren Preisen bezahlt werden mußten und ihre Gelder nicht so überreich zugemessen waren, um Alles, was für Geld zu haben war, zu kaufen, zu genießen. Willis wurde vorläufig noch festgehalten, denn sein Zweck war nicht der gewesen, eine Reise hierher zu machen, sondern eine Bahn zu suchen für eine Chaussee oder einen Schienenweg und zwar vorzugsweise für das letztere. Seine Arbeiten, seine Vermessungen, seine Ortsbestimmungen mußten hier geordnet werden und das konnte leicht den ganzen Winter wegnehmen. Er war zu einem so langen Aufenthalt von der Regierung zu Washington sowohl mit Geld als mit Creditbriefen ausgerüstet, die Andern aber hatten sich mehr aus eigener Neigung, als im Auftrage der Regierung ihm angeschlossen, und sie waren nunmehr auch auf ihre eigenen Mittel angewiesen. Sie beschlossen nach den Minendistricten zu ziehen und zu sehen, was sich dort werde gewinnen lassen. Ihre Reise wurde noch beschleunigt durch ein Ereigniß, welches die Kühnheit des Spekulationsgeistes der dort zusammenkommenden Leute in ein recht heiteres Licht stellt.

Die größte Masse von Häusern in San Francisco ist, wie wir bereits wissen, von Holz gebaut; die Zahl der Bewohner des Ortes vermehrt sich in unglaublich schneller Weise, es war daher gewiß eine höchst glückliche Spekulation von einem Yankee, in den Pennsylvanischen Wäldern ein paar hundert Häuser zimmern, dann auseinandernehmen und nummerirt

in Schiffe bringen zu lassen und mit diesen eine Reise um das Cap Horn zu machen, um die Häuser in Californien, d. h. vorzugsweise in San Francisco abzusetzen.

Zwölf Schiffe von nicht unbeträchtlichem Tonnengehalt hatte er auf diese Weise beladen an den großen Stapelplatz gebracht. Dort waren sie ausgepackt worden, dort lagen sie aufeinander gestapelt in einer langen Reihe am Ufer des Meeres und eines der Häuser mit Fachwerk und einer Bretterverkleidung und Bedachung war zusammengesetzt und als Modell, als Probebau aufgestellt worden.

Aber der arme Mann hatte sich verrechnet, er hatte wohl bedacht, daß man in San Francisco viele Häuser brauche, aber er hatte nicht bedacht, daß es dort wenig Hände gebe, um dieselben aufzustellen. Mit den stolzesten Hoffnungen auf einen gewaltigen Gewinn war er dort hingekommen und in Folge dieser Hoffnungen hatte er seine Preise gestellt. Es war nur die Arbeit berechnet, das Material wollte er den Käufern schenken. An solchem Hause mußten zehn Mann etwa einen Monat arbeiten. Das Tagelohn in San Francisco betrug nach dem niedrigsten Satze 10 Dollars, so war also bei einem Preise von 3000 Dollars für jedes Haus das Material wirklich geschenkt und da der Mann über 300 solcher Häuser bei sich hatte, konnte er wohl als Millionär zurückkommen, vorausgesetzt, daß er die Häuser verkaufte. Dies geschah aber merkwürdigerweise nicht. Wer in der Stadt war, behalf sich so gut er konnte, es gab keine Zimmerleute, welche auch für einen Tagelohn von 10 Dollars geneigt gewesen wären, Häuser aufzurichten.

Der Spekulant ließ mit seinem Preise nach, er wollte bescheidentlich nur noch 2500, nur noch 2000, nur noch 1400, 1200 Dollars für ein Haus haben. Schade, die Spekulation war verfehlt, man kaufte auch nicht für 1000 Dollars ein Haus.

In solchem Falle ist ein wirklich vernünftiger Spekulant niemals im Zweifel über das, was er thun soll; er hat geleistet was er konnte, er hat so billig verkaufen wollen, als bei einem bescheidenen Gewinn nur noch irgend möglich. Jedes Haus hatte ihn selbst weit über 100 Dollars gekostet, wie war es möglich noch weiter herab zu gehen, als er bereits gethan, wie hätte er ein solches Haus für weniger, vielleicht gar für 900 Dollars, für 800 Dollars verkaufen können. In solch' einer Zumuthung hätte gar kein Verstand gelegen, auch muthete dem braven Mann dies Niemand zu, und da der Zufall wahrnahm, daß von Seiten des Spekulanten wirklich Alles gethan sei, was gethan werden könne, so kam dieser Zufall ihm zu Hilfe. Durch Zufall nämlich gingen drei Viertel der Stadt

in Flammen auf. An zwanzig und mehr Punkten, überall wo eine hübsche Portion hölzerner Häuser beisammen stand, flammte mit unbegreiflicher Schnelligkeit ein lustiges Feuer auf; es war hart für diejenigen, die es betraf, aber es war doch gleichzeitig wirklich ein großes Glück für den Spekulanten aus New-York, der eine Waldstrecke in Pennsylvanien gekauft hatte und sie nunmehr auf eine wirklich geschickte Weise, allerdings unterstützt von einem sehr glücklichen Zufall, zu verwerthen wußte.

Der brave Mann war höchst empört über die verruchten Brandstifter, offenbar mexicanische Rancheros, welche nur in die Stadt gekommen waren um zu rauben und zu plündern und welche eben deshalb, d. h. eben um zu plündern und um dies mit Muße und Ruhe zu können, die Häuser an so vielen Orten zugleich angezündet hatten.

O, die erhabene, schöne Volksjustiz! Wie war sie so schnell bei der Hand, wie übte sie so nachdrücklich das Vergeltungsrecht, wie wurden die schurkischen Rancheros so tapfer in die Flammen geworfen oder zwischen dreien an den Spitzen zusammengebundenen Bäumen befestigt, mitunter an den Armen, mitunter an den Beinen aufgehängt und über den angebrannten Häusern halb geräuchert, halb gebraten zum größten Jubel des Volkes, welches sich stets an so großartigen Schauspielen theils blos ergötzt, theils aber wirklich betheiligt, natürlich nicht aus schändlicher Grausamkeit, sondern aus wirklichem Gefühl für das Rechte, aus Gefühl für das Gesetz.

Von den eingeäscherten Stadttheilen kamen am nächsten Morgen die abgebrannten Leute zu dem Spekulanten; derselbe hatte aber wie dieses ja natürlich und leicht denkbar war, alle Häuser über Nacht verkauft und nur ein einziges war noch übrig, ein Modell, das ihm jedoch um keinen Preis feil war, das mußte er ja mit zurücknehmen, um in den Wäldern des Ostens neue Häuser nach demselben zimmern zu lassen.

Es wurde ihm für dieses eine Haus der zuerst geforderte Preis von 3000 Dollars geboten, doch natürlich umsonst, dieses eine Haus war ihm um keinen Preis feil — „um keinen Preis! nicht um fünf Gulden," würde Staberle gesagt haben.

Der Käufer mußte ein Haus haben, er bot 100, 500 bis 1000 Dollars mehr als der Spekulant ursprünglich gefordert hatte; endlich ließ derselbe sich durch die große Noth des Unglücklichen bewegen, er hatte zwar offenbaren Schaden dabei, allein, was thut ein nobler Charakter, ein großmüthiger Yankee nicht um die Noth seines Nächsten zu lindern und der Herr segnete ihn dafür. Am Abend hatte er von seinen 300 Häusern immer nur das einzig noch übrige für 4000 Dollars, auch wohl um eine Kleinigkeit darüber verkauft, und da ihn die meisten seiner Matrosen ver-

ließen, so verkaufte er auch neun seiner Schiffe, oder vielmehr er vermiethete sie auf ein Jahr an eine Menge Familien gleichfalls zu einem solchen Spottpreise, daß weiter Nichts dabei herauskam, als etwa das Doppelte dessen, was die Schiffe gekostet hatten und noch bei Nacht lichtete er an dem einzigen ihm übrigbleibenden die Anker und segelte heimwärts. Das war sehr vernünftig von ihm, denn ein längerer Aufenthalt hätte ihm vielleicht Unannehmlichkeiten zugezogen, da einer der Raucheros, welcher gleichfalls geräuchert werden sollte, weil man ihn wirklich beim Stehlen getroffen, natürlich nur um sich zu retten, die verdammte Lüge aussagte, der Capitain der Schiffe habe einige 30 Mexikaner gebungen, die Häuser anzuzünden. Alle die umgebrachten Rancheros seien unschuldig an dem Brande, die Thäter seien alle zur rechten Zeit entflohen, er allein sei der Narr gewesen, der sich habe verführen lassen, noch zu bleiben, weil er von dem Capitain eine Extrabelohnung zu erpressen gehofft hatte.

Der Schurke! von einem so braven Manne, der beinahe anderthalb Million im Vermögen besaß, solche Schändlichkeiten auszusagen! — Nun, er bekam sein Theil, er wurde geräuchert wie alle Uebrigen, schuldig oder nicht schuldig — ganz gleichgiltig, jeder Mexikaner ist des Hängens und Räucherns würdig.

Es war höchst begreiflich, daß bei einer solchen Verringerung der Häuserzahl ein Unterkommen für die Fremden doppelt so schwer sein mußte als früher. Die neu Angekommenen würden in dem Augenblicke das Zehnfache haben zahlen müssen, von dem, was sie bis dahin schon hoch genug bezahlen mußten, daher hieß es denn im Allgemeinen — was sollen wir hier müßig liegen, wir wollen Gold suchen gehen.

---

## XLIII.

**Entdeckung der Gold führenden Erde am Sacramento. Capitain Sutter und sein Zimmermann. Unglaube an die Entdeckung. Beschluß, sie geheim zu halten. Man wird belauscht. Blitzschnelle Verbreitung der Nachricht und eben so schnell wachsende Bevölkerung des Fundortes. Ungeheure Aufregung in San Francisco, die sämmtlichen Bewohner gehen nach dem Golddistrict.**

Ja, Gold suchen! denn Californien war damals das neu gefundene Goldland, wie es jetzt Australien ist, und so ward es denn bald in's Werk gesetzt; man zog an den Sacramento.

Es war noch nicht lange her, daß man das Goldland entdeckt. Bei der Revolution, welche Ludwig Philipp den Thron kostete, war ein Capitain der Schweizer-Garde Sutter verwundet worden, war glücklich aus

Paris entkommen und hatte sich mit dem Wenigen, was er besaß, nach Mittel-Amerika begeben. Damals war gerade der Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten beendigt worden. Dorthin begab sich der Capitain **Sutter** im März des Jahres 1848 und im April war er bereits an den Ufern des Sacramento, woselbst er eine Farm anlegte, die er Neu-Helvetien benannte. An dem Einfluß des American in den Sacramento legte er ein Fort an, um sich gegen Einfälle der Gebirgs-Indianer zu schützen, weiter aufwärts und zwar gleichfalls an dem Zusammentritt zweier Flüsse baute er eine Sägemühle, um die Bäume des benachbarten Waldes, welcher den unsern gelegenen See (Mountain Lake) umgab, zu Balken, Brettern und Bohlen zu schneiden.

Es begab sich bei dieser Unternehmung ein kleiner Irrthum im Nivellement, man hatte das Gerinne, welches das Wasser von der Mühle fortführte, nicht tief genug gelegt. Der Zimmermann, welcher die Mühle gebaut, hieß gleichfalls **Marshal**, wie einer der Führer unserer Expedition, nahm seine Setzwaage zur Hand, um dem Gerinne einen Fall von 3 Zoll auf die Ruthe zu geben, indessen es bis dahin nur 1 Zoll gehabt.

Der Zimmermann machte diese Arbeit während der Mittagszeit allein und grub, von Ruthe zu Ruthe gehend, Löcher in den Boden, welche zum Maßstabe dienen sollten, bis wohin die Arbeiter zu gehen hätten.

Bei dieser Arbeit nahm er häufig kleine gelbe Körnchen wahr, welche er zwar anfangs für Glimmer, für das sogenannte Katzengold hielt, das als ächtes Gold in den Köpfen aller Spanier spukt, allein beim Aufsammeln einer mäßigen Quantität von diesen Körnchen überzeugte er sich durch das Gewicht, welches zum mindesten zehnmal so groß war, als das des sogenannten Katzengoldes, von der Wichtigkeit seiner Entdeckung. Nun eilte er zu dem Besitzer der Farm und Mühle und theilte ihm mit, was er gefunden.

**Sutter** lachte ihn anfangs aus, rieth ihm, fleißig zu arbeiten und sich nicht auf solche unfruchtbare und Zeit raubende Untersuchungen einzulassen, als er indessen selbst die Goldwaage nahm und sah, welch' ein kleines Häuflein der gefundenen Körner das Gewicht eines Messing-Dukaten hatte, da fing er an es zu glauben. In der That war ein platt geschlagenes Kügelchen noch nicht zum dritten Theile so groß als das Gewicht, welches einen Dukaten vorstellte.

Beide begaben sich zu dem Fundorte und suchten weiter, aber schon von diesem Moment an nicht mehr unbemerkt.

Die Arbeiter, welche eben beim Essen gewesen waren, nunmehr aber noch einige Zeit übrig hatten, plauderten untereinander; da zeigten sich die

beiden Personen, die in dem Bachgerinne umhersuchten und eine sehr auffallende Aufmerksamkeit auf scheinbar ganz kleine Gegenstände richteten, die sie von der Erde erhoben.

Sutter und Marshal bemerkten nicht, daß man sie beobachtete und sie beschlossen daher, das Geheimniß für sich zu behalten, das Geheimniß, welches bereits keines mehr war, denn noch am selben Tage hatten die Beobachter gefunden, worauf Sutter und sein Zimmermann ihre Aufmerksamkeit gerichtet. Alle diese Leute verließen sofort ihre Arbeit bei dem Schweizer und gingen miteinander stromabwärts nach einem Orte, welchen Capitain Sutter nicht als den seinigen in Anspruch nehmen konnte, gruben dort nach Gold und fanden es in so reichlicher Menge, daß sie bald übermüthig genug wurden, es zu zeigen und in Folge dessen zu verlieren, denn schnell genug ward es ihnen abgenommen von Spielern, Trinkern und anderen Schelmen.

Es verbreitete sich das Gerücht von diesem Funde mit solcher Schnelligkeit, daß schon in wenigen Tagen die Umgegend von Sutter's Mühle von neuen Einwanderern wimmelte; es waren plötzlich über 1200 da, denn die Sache stand ja so glücklich, daß sie sich nur zu bücken brauchten, um das Gold aufzuheben, es brauchte nicht einmal gegraben zu werden.

Hierin täuschten sich nun allerdings die Leute in etwas, es war ein Lotteriespiel, man konnte möglicherweise sehr viel finden, daß aber gerade damals einige Fälle vorkamen, wo man wirklich Pfund schwere Stücke gediegenen Goldes mit dem Fuße ausgescharrt, oder durch einen zufälligen Spatenstich aufgehoben hatte, machte die Leute beinahe toll. Es erzeugte sich eine Krankheit, ein Fieber, es zitterte Alles vor Begierde nach Gold, ein Jeder wollte dahin, ein Jeder glaubte zu spät zu kommen, es war gleichviel, welches Gewerbe, welche Kunst, welche Wissenschaft man betrieb, diese eine Wissenschaft überwog Alles. Man wußte, daß es dort Gold gebe, da mußte man hin, von dort mußte man es abholen und so vereinigten sich denn auf dem nämlichen kleinen Raum zu derselben Arbeit Tagelöhner, Aerzte, Matrosen, Offiziere, Regierungsbeamte, Handwerker, Advokaten und Richter, Räuber und Schelme, welche Letztere vor allen Dingen darauf ausgingen, dasjenige, was die sämmtlichen Vorgenannten erarbeitet hatten, ohne besondere Mühe ihnen abzunehmen.

Das Thal des Sacramento wurde der Golddistrict genannt und der arme Sutter, dem jenes reiche Land gehörte, der wenigstens den größten Theil davon gegen baares Geld gekauft hatte, mußte ruhig zusehen, wie man auf seinem Grund und Boden wühlte und grub und wie ihm nichts Anderes übrig blieb, als mit eigenen Händen selbst zu graben, denn noch

eine Hand zu miethen, war ganz unmöglich. Wer brauchbare Hände hatte, hütete sich wohl, sie einem Andern zum Dienste zu stellen und wäre es zu den ungeheuersten Preisen, denn er konnte ja, nicht für einen Andern sondern für sich grabend, sehr leicht in einer Stunde das Hundertfache von dem gewinnen, was ein Anderer ihm für einen Tag zu bieten vermochte.

Es ließ sich gegen dieses Raisonnement nicht das Geringste einwenden, die Sache stand wirklich so, man konnte möglicherweise ungeheure Geldsummen gewinnen durch einen einzigen Spatenstich, und in Folge dieser Möglichkeit nahm die Aufregung immer mehr zu und verbreitete sich in immer weiteren Kreisen. Der Mann verließ sein Weib, der Vater seine Familie, von Dienstboten war schon lange keine Rede mehr, diese hatten die Herrschaft bei dem ersten Wuthanfall, bei dem ersten Paroxysmus verlassen. Nun ging aber der dienerlose Herr selbst seinem Knechte nach, er verließ Haus und Hof, um bei den Goldsuchern Schätze zu finden und es gab nur sehr Wenige, welche die Versuchung eine kurze Zeit bekämpften; als einmal die ersten glücklichen Goldfinder nach den Holzhütten von San Francisco zurückkehrten und ihre Schätze ausbreiteten, da konnte Keiner mehr widerstehen. Die ganze männliche Bevölkerung wurde von einem nicht zu bewältigenden Wahnsinn ergriffen und rannte über Hals und Kopf nach den Thälern der Sierra Newada, das Eine nur bedauernd, so lange Widerstand geleistet zu haben und nicht gleich dorthin gegangen zu sein.

Alle Schiffe im Hafen wurden verlassen, alle ringsum liegenden Städte und Dörfer verloren ihre ganze männliche Bevölkerung, man sah nur noch Weiber und Kinder, und rathlos, wie diese waren, machten auch sie sich auf, um den Männern nachzuziehen, und wem es dazu an Muth, an Entschluß fehlte, der unterlag, denn es war nirgends etwas zu gewinnen, kein Brod, keine Nahrung zu erhalten, die schrecklichste Noth, das gräßlichste Elend kehrte überall ein.

---

## XLIV.

**Zuströmen von allen Seiten nach dem Golddistrict, so von Norden die Deutschen, wie von Süden die Mexicaner. Die Vagabonden aus England und Irland, wie aus China und Botany-Bay. Nicht Hoffnung auf Goldgewinn, sondern die gewisse Ueberzeugung es in Menge zu finden, zieht dorthin.**

Wie sich die Sage von dem Eldorado in immer größeren, weiteren Kreisen verbreitete, so strömte eine immer größere Menge von goldgierigen Menschen herzu und bald war der kleine Raum, auf dem sie sich versam-

melten, nicht mehr groß genug, um die Menschenmasse aufzunehmen. Einer trat dem Andern störend in den Weg und man mußte nothgedrungen sich weiter vertheilen; aber glücklicherweise entdeckten die herzugeströmten Abenteurer, daß nicht allein der Sacramento, sondern noch viele andere Flüsse, die ihm zuströmten, goldführend seien, daß alle Thäler des westlichen Abhanges der Sierra Newada goldführend seien und daß sich dieses sowohl auf der Nordseite der Bai von Californien, wie auch auf der Südseite am Rio San Joaquin wiederholt.

Die natürliche Folge hiervon war, daß die Ansiedler des Oregon-Gebietes, tüchtige, derbe Deutsche, untermischt mit listigen Yankee's, und daß der ganze Süden, die Provinz Sonora und der ganze obere Theil von Mexiko seine civilisirte, halbwilde und ganz wilde Bevölkerung nach dem großen Thale ergoß, welches zwischen dem Schnee-Gebirge und dem Küsten-Gebirge sich in einer Länge von 7 geographischen Graden von Süden nach Norden erstreckt.

Die Nachrichten von diesen fabelhaften Goldmassen und der leichten Gewinnung derselben erstreckten sich immer weiter, bald hatte Peru und Chile nicht mehr Schiffe genug, um alle die Passagiere aufzunehmen, welche sich nach dem Norden begeben wollten. Die elendesten, bereits gänzlich unbrauchbaren und abgetakelten Schiffe wurden von den gewissenlosen Rhedern zu einer nochmaligen Reise in Stand gesetzt und bemannt, denn es war ein ungeheurer Gewinn zu machen; die Ueberfahrt wurde in einer Weise bezahlt, wie dies noch nie geschehen, wenn dann auch das Schiff mit Mann und Maus zu Grunde ging, wie es in solchen Fällen oft genug geschah — desto besser, denn der Passagier hatte sein Fahrgeld bezahlt und die ertrunkenen Matrosen forderten keinen Lohn.

Aber Nord-Amerika blieb nicht zurück, die Nachricht kam nur etwas später hin, denn der Weg über Land nach New-York und Washington, nach der Louisiana und nach Carolina ist weiter und dauert länger als der Schiffsweg nach Süd-Amerika. Aber schon im Herbste des Jahres 1848 entstand eine unglaubliche Aufregung in allen östlichen Staaten der Union und als das Frühjahr 1849 kaum angebrochen war, da strömten von allen östlichen Provinzen ganze Armeen eines herrenlosen, führerlosen und gewissenlosen Gesindels nach dem Westen; man könnte sagen, ein unbeschreibliches Glück für die Vereinigten Staaten, denn der größte Theil dieser Banden ging auf dem weiten Wege namentlich zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen zu Grunde, durch Hunger oder durch die Pfeile und Speere der Eingeborenen und die gebleichten Gebeine dieser Schaaren belehrten die Nachkommenden über das Schicksal derer, welche vor ihnen

hier gewesen — man könnte sagen, es sei ein Glück für die ehrlichere Hälfte der Bewohner von Nord-Amerika gewesen, allein das Land hat eine solche Anziehungskraft für Spitzbuben, wie der Magnet für das Eisen, und so ist denn New-York mit seiner halben Million Einwohner mindestens zum fünften Theile von Räubern, Mördern und Einbrechern bewohnt, und der Marsch, den ein paarmalhunderttausend durch die Wüste gemacht, gewährte nur eine kleine Erleichterung. Eine jede nachfolgende Karawane machte es ein wenig klüger als ihre Vorgängerin und so kam es, daß trotz aller Beschwerden und trotz aller Unwegsamkeit der Felsengebirge, dennoch Nord-Californien von den östlichen Provinzen her überreich bevölkert wurde, sich immer neue Massen einfanden, über die Sierra Newada ergossen und in das Thal, welches wir vorhin genannt haben, strömten.

Vorwärts! nach dem Goldlande, gen Westen! immer gen Westen, das war die allgemeine Loosung. Nachweislich strömten mehr als 200,000 Abenteurer aus den östlich gelegenen Staaten der Union nach Californien und es kamen wirklich mehr als 20,000 daselbst an. Der Tod hatte eine reiche Ernte gehalten, was indessen Niemand hinderte, sich selbst wieder der gewaltigen Sense, der alles niedermähenden anzubieten.

Wenn eine solche Bevölkerung, wie die in Amerika aus allen Theilen der Welt zusammengewürfelte, von Noth und Elend getrieben, dergleichen Wanderungen unternimmt, so ist das eigentlich nicht sehr wunderbar. Auch England hat der Vagabonden, der hungerleidenden, beschäftigungslosen Menschen so genug, daß es nicht in Verwunderung setzen kann, daß man von dort Hunderttausende nach Amerika strömen sieht. Daß aber auch aus Deutschland und Frankreich, den civilisirtesten Staaten der Welt, eine ziemliche Menge nach Amerika zog, kann nur dadurch erklärt werden, daß die ganze Erscheinung als eine Krankheit, als ein Wahnsinn, eine Epidemie, eine Pest, von der man angesteckt wird, sobald einmal die Disposition dazu vorhanden, zu betrachten ist; darum hat man auch mit vollkommener Berechtigung diese ganze Erscheinung das Goldfieber genannt. Es verließen nicht nur junge Leute, welche sich in sehr guten Verhältnissen befanden, es verließen sogar wohlhabende Familienväter, angestellte Personen, mitunter Personen von Rang und Würden ihre Stellung, um Gold zu suchen. Gold wollte man haben, Gold sich verschaffen, es koste, was es wolle. Die Heimath, die Familienbande, die mächtigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens wurden vergessen um des Goldes willen. Die Gesundheit, das Gewissen, die Ehre wurde daran gesetzt, wurde rücksichtslos aufgegeben um des Goldes willen.

Alles war nach jenem großen Golddistrict gezogen, nicht in der Hoffnung, sondern in der gewissen Erwartung, das Gold nur nehmen, es in beliebigen Mengen aufheben zu können. Es leuchtet nun wohl jedem vernünftigen Menschen ein, daß solche Erwartungen sehr thöricht sind, allein es waren ja nicht vernünftige Menschen, welche sich dorthin begeben hatten, es waren sanguinische Thoren und diese waren nicht darauf vorbereitet, daß ihre Erwartungen getäuscht werden konnten, darum waren sie auch verzweifelt und maßlos unglücklich, als sie der Täuschung inne wurden.

## XLV.

**Folgen dieser Schrecken erregenden Einwanderung. Diebe und Räuber. Selbsthilfe. Schreckliches Verfahren gegen die wirklich oder nur muthmaßlich Schuldigen. Volksjustiz. Vigilanz-Comité. Eine Verbrecher-Colonie in San Francisco, Sydney-Coves.**

Die Folge von solchen Verhältnissen war selbstverständlich eine große Unsicherheit der Existenz. Bald war Niemand mehr seiner Schätze, seines Besitzthums sicher, ein Jeder mußte darauf sehen, zu verbergen, was er besaß; es war höchst gefährlich, zu zeigen, daß man etwas hatte. Es bildete sich ein förmliches Raubsystem aus, was um so furchtbarer wüthete, als ein großer Theil der zusammengewürfelten Bevölkerung dieser Districte aus faulen mexicanischen Rancheros bestand, die durchaus nicht geneigt waren, zu arbeiten und sich das reichliche Geld, dessen sie bedurften, immer durch den Lasso oder die Drehpistole verschafft hatten.

Diese Burschen suchten nicht Gold, sie paßten nur auf, wo welches sei. Mit ihnen machten gemeinschaftliche Sache die Halsabschneider von Mexico und so war denn bald die Umgegend des Golddistricts sehr unsicher, man wußte nicht mehr, auf welche Weise man sich in dem Besitz des mühesam Erarbeiteten schützen sollte, bis endlich das Volk die Justiz in seine Hand nahm und die sogenannte Lynchjustiz übte. Aber das Volk ist ein entsetzlicher Richter, es ist nicht nur Kläger und Richter in einer Person, es ist auch zugleich Henker, Scharfrichter und es versteht zu martern, besser als die studirten Henker des Mittelalters oder der spanischen Inquisition. Auch genügt ihm, diesem schrecklichen Richter ein bloßer Verdacht, er fragt nicht viel nach Beweisen, er **meint**! und er hält seine Meinung für einen Beweis und spricht danach sein schreckliches Urtheil aus.

In den stärker bevölkerten Districten kam es sehr häufig vor, daß irgend Jemand sich beklagte, es sei ihm über Nacht sein Gold unter der

Jacke, welche ihm als Kopfkissen gedient hatte, fortgestohlen, er bezeichnete dann in der Regel einen ihm feindlich gesinnten Mann als den Thäter. Alsbald waren einige 20 Nachbaren bereit, ihm suchen zu helfen, man ging nach der Hütte des Verdächtigen und fand man wirklich Gold bei demselben, so wurde gar nicht gefragt, woher er es habe, sondern es ward ganz einfach angenommen, daß es das vermißte sei; das Geringste war nunmehr, daß man ihm die furchtbarsten Mißhandlungen anthat, gewöhnlicher aber noch wurde sofort zur Execution geschritten. Man machte sich einen Spaß mit ihm, man riß ihm die Kleider vom Leibe, bestrich ihn von oben bis unten mit Theer und bestreute ihn, da es an Federn fehlte, mit trocknem Laub und nun wurde er unter Ruthenhieben durch die Colonie gejagt. Wenn er gut laufen konnte, so würde er sich seinen Peinigern allenfalls haben entziehen können, ohne gar zu schwere Verletzung, allein seine Verfolger erhielten bei jedem Schritt durch die Colonie Verstärkung, erhielten frische Kräfte, und für einen, der ermüdet, in der Mißhandlung nachließ, waren schon drei bis vier Andere da, bereit, die Mißhandlung aufzunehmen. So kam es, daß tausende von Hieben auf den nackten Körper fielen, die Verzweiflung zwar den Unglücklichen zu den unerhörtesten Anstrengungen trieb, er aber dennoch zuletzt erschöpft niedersank und nun gänzlich zerfleischt wurde, indem sich ihm die Nahenden alle mit einem letzten Paar tüchtiger Hiebe empfahlen, und er schließlich zerfleischt liegen blieb, vielleicht noch stundenlang lebend, doch gänzlich außer Stand, am Leben zu bleiben.

Man pflegt zu sagen, wenn der Löwe einmal Blut geleckt habe, sei er nicht mehr zu bändigen. Bei den Menschen pflegt dies wirklich der Fall zu sein, einmal eine grausame, gesetzwidrige Handlung vollzogen, kommt er leicht dahin, die Zahl der gesetzwidrigen Handlungen täglich zu vermehren. Es bewahrheitete sich diese Annahme auch hier; auf ein solches Schreckensereigniß folgte bald ein anderes, das schlimmste aber war wohl die Gefühllosigkeit der Bevölkerung. Man hatte sich sehr bald an die tägliche Wiederholung solcher Schenßlichkeiten gewöhnt, man fand gar nichts Abschreckendes, nichts Entsetzliches mehr darin, man ließ sich durch einen neuen Akt der Lynchjustiz nicht einmal mehr in seinem Frühstück stören, wenn man nicht geneigt war, persönlich an der Bestrafung des muthmaßlichen Diebes Theil zu nehmen. Gewöhnlich überließen die Männer dies der Jugend, welche im Laufen geübter war, oder dem zarteren, weiblichen Geschlecht, welches eine ganz ungewöhnliche Geschicklichkeit in diesem Fache zu entwickeln verstand. Aber es gab doch auch einzelne Männer, denen das Verfahren, welches man hier mit so viel Glück eingeschlagen

hatte, etwas zu summarisch, zu sehr türkisch, überhaupt orientalisch vorkam, und so vereinigten sich dann einige solcher Männer zur Besprechung der Angelegenheit und zur Stiftung oder Errichtung einer sogenannten Aufsichtsbehörde, welche sich den Titel Vigilanz-Comité beilegte.

Es waren muthige Herzen, welche es wagten, dergleichen zu unternehmen, denn die Einwanderung von allem erdenklichen Gesindel hatte an eine erschreckende Weise zugenommen, ja es waren die nach Botany-Bai deportirten Verbrecher Englands, soweit sie nicht in Ketten und Banden saßen, von Sidney und den benachbarten Orten entflohen und hatten sich im Laufe des Jahres 1850 und 1851 in großen Schaaren nach San Francisco begeben.

Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier, er trägt seine Gebräuche überall mit sich herum, nicht nur grüßt der Deutsche in England eine Dame, welche er kennt, auf der Straße, was eine schreckliche Flegelei ist, eine Unverschämtheit, die nur ein Deutscher begehen kann — die Dame muß ihn grüßen — nicht nur dankt der Engländer in einem deutschen Wirthshause dem höflich Eintretenden und ihn Grüßenden nicht, im Gegentheil, er hält ihn für einen großen Esel, sondern der Deutsche trägt seine ziegelbedeckten Häuser und seine Kachelöfen, der Franzose trägt seine feine Küche und seine Kamine, der Engländer seine Steinkohlen und seine schmutzigen Verbrecherhöhlen überall hin, wo er sich ansiedelt. So hat er nach New-York, Charlestown, New-Orleans u. s. w. die Verbrecher und Vagabondenstadt hingeschleppt, in welcher nicht bei Tage, viel weniger bei Nacht ein Wanderer seines Lebens sicher ist, ein getreues Abbild der Londoner Mord- und Moderhöhlen, er hat nach San Francisco seine Sidney-Coves verpflanzt, seine Höhlen der Verbrecher, welche er nach der Colonie benannt hat, von welcher die Meisten nach San Francisco eingewandert sind.

Von dem Augenblick einer maßlosen Ueberstürzung der Einwanderungslust nach dem Goldlande, war San Francisco der einzige Ort, welcher stets an Einwohnerzahl zunahm, obschon man hätte glauben sollen, die Auswanderung nach dem Goldlande müsse Alles mit sich fortschwemmen und könne keine Vermehrung zulassen. Die Folge dieser massenhaften Einwanderung, die Folge der Vergrößerung der Einwohnerzahl war eine förmliche Colonie von Verbrechern, welche man bald auf die empörendste Weise als Bösewichte, jeder Unthat fähig, kennen lernte. In dieser Schreckenszeit, in welcher sich die Verbrecher eng aneinander geschlossen hatten, war es ganz unmöglich, ihrer Herr zu werden. Die engländischen Gesetze, die sich mit nach Amerika übertragen hatten, die engländischen, die schlechtesten der Erde, selbst die türkischen nicht ausgenommen, scheinen von Verbrechern

zum Schutze der Verbrecher gemacht, denn ihre Koketterie mit ihrer Unantastbarkeit der Person gestattet nicht, einen Mörder zu arretiren, nachdem er den Mord begangen hat, sondern nur, wenn er im Augenblick der Vollziehung des Mordes ergriffen wird. Die engländische Polizei weiß, daß ein ganzes Stadtviertel Londons nur von den niedrigsten Verbrechern bewohnt wird. Die Sicherheit des ganzen Landes würde für eine Reihe von Jahren befestigt sein, wenn man dieses ganze Stadtviertel von Haus zu Haus ausräumte und sie sämmtlich deportirte. Dies geht jedoch nicht an, man darf die Leutchen keineswegs alle fassen, man muß warten, bis jeder einzelne auf der That ergriffen ist und während man das bei Zwanzigen ins Werk gesetzt hat, so ist die Zahl der Verbrecher schon wieder um 40 vermehrt, es ist mithin von einer Bewältigung der Masse der Verbrecher gar keine Rede.

## XLVI.

**Mörder- und Räuberhöhlen von San Francisco. Unantastbarkeit derselben nach echt engländischer Sitte. Hounds von Sydney-Coves. Hohn derselben gegen die machtlose Polizei. Die Versammlungen des Vigilanz-Comité's. Ein auf der That ergriffener Verbrecher. Die Gesellschaft schreitet ein. Das souveraine Volk in großem Jubel. Ein Verbrecher verurtheilt, lacht über diesen Spaß.**

Ein genaues Abbild des hier gedachten Diebes- und Mörderstaates von London nur im verkleinerten Maßstabe kann man in den berüchtigten Sidney-Coves von San Francisco sehen und so wenig die Polizei es wagt, die Verbrecher-Colonie von London zu betreten, so wenig wagt es die von San Francisco.

Aus jenen Mörder- und Räuberhöhlen, in denen alle Laster getrieben und alle Verbrechen verabredet und vorbereitet werden, gingen die meisten der schrecklichen Feuersbrünste hervor, welche die Stadt heimsuchten in den ersten Jahren ihres Aufschwunges; die Hounds, die Hunde von Sydney-Coves, wie man gewöhnlich die schurkische Bevölkerung nannte, zündeten die hölzerne Stadt bald da, bald dort an, um mit Muße zu plündern, um lachend die alten Frauen in's Feuer zu werfen, die Männer niederzustechen und die jungen Mädchen für ihre Verbrecher-Colonie zu retten und mit ihnen so lange zu hausen, bis sie derselben überdrüssig oder bis dieselben vernichtet waren.

Häufig gelang es nun wohl einem schwer beschädigten, beraubten Manne, wenn er noch etwa Geld anzuwenden hatte, häufig gelang es einem solchen die Polizei bis in dieses berüchtigte Stadtviertel zu hetzen,

aber niemals gelang es dieser Polizei irgend Jemand von der verruchten Bande zu ergreifen. Der glücklichste Fall für sie war, mit blutigen Köpfen, mit zerschlagenen Armen heimgeschickt zu werden, der gewöhnlichere Fall war der, daß man von den abgesendeten Polzeibeamten niemals wieder etwas sah oder hörte.

Auf solche Weise war für die Länge der Zeit nicht mehr zu leben, um so weniger, als die Sidney-Höhlen um Clarks-Point in der Broadway- und Pacifik-Straße, also eigentlich im Centrum der Stadt lag und die Communication des nördlichen mit dem südlichen, des westlichen mit dem östlichen Theile unterbrach.

Dieses Viertel, dieses offenkundige Sidney von San Francisco, bestand aus nichts weiter als aus liederlichen Häusern, gemeinen Kneipen und Spielhöllen, in denen die gräulichsten Scenen sich ununterbrochen folgten und von wo aus sich immer geschlossene Banden der rücksichtslosesten Verbrecher über die Stadt und die Umgegend ergossen. Als nun kein Soldat, kein Constabler, kein Sherif mehr etwas zu thun wagte, weil er des eigenen Unterganges gewiß war, da versammelten sich die gewichtigsten Bürger zu einer Berathung über die Möglichkeit der Abhilfe; denn es war bereits so weit gekommen, daß mitternächtliche Einbrüche, die immer mit Mord und Todtschlag endeten, gar nicht mehr auffielen, sondern man nur noch von denjenigen Schandthaten sprach, die in den Straßen der Stadt, auf offener Landstraße, in den Fremdenhôtels am hellen Tage verübt worden waren.

Die gedachte Vereinigung bestand aus einigen und vierzig Personen, welche sich, ganz ohne Aufsehen zu erregen, in dem Hause eines der Mitglieder versammelt hatten, eine Gesellschaft zu bilden beschlossen, sich den Namen Vigilanz-Comité beilegten und eine Constitution, oder wie wir es nennen würden, ein Statut ausarbeiteten, das nur fünf Paragraphen enthielt, zu deren Haltung sich aber sämmtliche Anwesenden mit Leib und Leben verpflichteten.

Die Leute wollten die größtmöglichste Zahl vollkommen ehrenwerther Bürger unter sich zum bewaffneten Widerstande gegen die Räuber vereinen. Tag und Nacht sollte in einem bestimmten Hause eine Anzahl Comité-Mitglieder regelmäßig abgelöst, versammelt sein, sie sollten die Meldungen der Gesetzwidrigkeiten entgegennehmen, in leichteren Fällen sofort Abhilfe oder Bestrafung eintreten lassen, in schwereren Fällen mittelst einer großen Allarmglocke das Zeichen zur Versammlung aller Comité-Mitglieder geben. Ueberall entschied Stimmenmehrheit, deren Ausspruch die Minorität sich unbedingt unterwerfen mußte. Alle verpflichteten sich mit Leib und

Leben zu gegenseitigem Schutze. Endlich lag die Direction in den Händen dreier Mitglieder, welche allmonatlich nach vorhergegangener Wahl wechselten.

Sehr bald nach der Stiftung, welche in die ersten Tage des Juni 1851 fiel, fand sich eine Gelegenheit die Energie des Vigilanz-Comité zu prüfen. Am Abend des 10. Juni schlich einer der Bewohner von Sidney-Cowes, ein allgemein bekannter und berüchtigter Dieb, John Jenkins, in ein Waarenmagazin auf dem langen Werft und kehrte aus demselben, eine bedeutende Last auf dem Rücken tragend, zurück nach Sidney, wurde jedoch unterwegs erkannt und als Dieb unter vielem Geschrei verfolgt. Er flüchtete in ein Boot und ruderte weit hinaus in das Binnenwasser, in die große Bai, allein er wurde von sieben Booten verfolgt, welche sämmtlich stärker bemannt waren, folglich ihn leicht überholen konnten. Er wurde ergriffen und zurückgebracht in die Räume des Vigilanzhauses, welches in der Battery-Straße an der Ecke der Pinn-Straße lag.

Sobald der Verbrecher sich dort in Verwahrung befand, wurde das Allarmsignal gegeben und es versammelten sich außer den vierzig Comité-Mitgliedern noch vierzig andere zum Verhör und zur Aburtheilung. Die Sache wurde ganz in der Art gehandhabt, wie man zur Zeit eines Belagerungszustandes zu verfahren pflegt. Nach etwa einer Stunde war der Thatbestand festgestellt und der Verbrecher zum Tode verurtheilt. Man fragte den Verurtheilten ob er noch etwas zu sagen oder für sich zu erbitten habe, er lehnte weitere Auslassungen ab, forderte jedoch ein Glas Branntwein und zeigte sich so zuversichtlich und ruhig, als ob er nicht das Mindeste zu befürchten habe, denn er rechnete zuverlässig darauf, von seinen Spießgesellen aus den Höhlen von Sidney-Coves befreit zu werden.

Um Mitternacht ertönte die Sturmglocke, ein großer Theil der Mitglieder der Gesellschaft hatte sich nach den verschiedenen Straßen begeben, um den durch die Allarmglocke geweckten Mitgliedern eine Erklärung sowohl als eine Weisung zu geben, wohin sie sich zu begeben hätten, um der ersten Exekution des Vigilanz-Comité beizuwohnen. In Folge dieser Anordnung sammelte sich eine große Menge von Menschen um das Haus des Vigilanz-Comité. Kurz vor 1 Uhr eröffnete ein Abgeordneter der Gesellschaft dem Volke was hier vorgehe, welche Verhandlungen gepflogen seien, wie man den Dieb auf der That ertappte, wie er vieler anderer Verbrechen schuldig sei und wie man ihn zum Tode verurtheilt habe. Schließlich stellte er an die Versammlung die Frage, ob sie mit dem Urtheilsspruch zufrieden sei und denselben vollzogen wissen wolle.

Ein tausendstimmiges Ja! Ja! ertönte von allen Seiten, kaum vermochte man zu bemerken, daß da und dort sich auch ein Nein geltend zu

machen suchte, und wo man dieses hörte, wurde der Unglückliche, der das Nein ausgesprochen hatte, alsbald von den Fäusten der Nachbarn zu Boden geschlagen. Jemand hängen zu sehen um Mitternacht bei Fackelschein, was kann es Ergötzlicheres geben? Nieder mit dem, der solchen Genuß verkümmern will.

Man hatte indessen nach einem Geistlichen geschickt, um Jenkins die letzten Tröstungen der Religion zu gewähren, welche derselbe jedoch lachend und mit der Versicherung, er denke noch gar nicht zu sterben, von sich wies. Punkt zwei Uhr trat die ganze Masse der anwesenden Mitglieder der Beaufsichtigungs-Gesellschaft, sämmtlich mit Säbeln und Drehpistolen schwer bewaffnet, den Gefangenen in der Mitte, aus dem Gesellschaftshause. Eine so compacte Masse von entschlossenen und gut bewehrten Leuten mochte den Bewohnern von Sidney-Coves unerwartet sein; sie waren allerdings zu vielen Hunderten anwesend, aber sie waren unter der Masse der gesammten Bevölkerung so sehr vertheilt und es war zudem so wenig daran gedacht, man würde Ernst machen, daß kein Anführer der Bewegung gewählt, kein Signal zum Ausbruch verabredet worden war. So wurde Jenkins durch den dicht gedrängten Volkshaufen nach einem Hauptplatz geführt und unter den vorspringenden Flaggenstock eines Eckhauses gestellt, über welchen man den Strick warf, der ihm schon früher um den Hals gelegt worden war und mittelst dessen er nun emporgezogen werden sollte.

## XLVII.

**Einmischung der Behörden zu Gunsten der Räuber und Mörder. Verfahren der Justizbeamten. Das Vigilanz-Comité in Anklagezustand versetzt. Solidarische Verpflichtung aller Mitglieder den Richtern gegenüber. Tausende von Bürgen treten für die Mitglieder auf. Die Behörden stehen ab von ihrem Verfahren zu Gunsten der Diebe und Mörder und fangen an zu bitten.**

Einige Mitglieder der Behörden, der Polizei und des Militärs, suchten zu verhindern, was hier geschehen sollte, sie sprachen zu den Vigilanzmännern über das große Unrecht, welches sie begehen wollten, über die Verantwortung, deren sie sich aussetzten, und thaten förmlich Einspruch gegen die Ausführung eines so ungerechtfertigten Urtheils. Die Herren vom Comité hörten ehrerbietig an was die Herren von den Behörden sagten und als sie ausgeredet hatten, gab der Präsident des Comité's zwar keine Antwort, wohl aber das Zeichen, den Verbrecher hinzurichten. Drei Personen hatten den Strick gefaßt, zogen ihn an und eine Sekunde darauf

zappelte Jenkins zwölf Fuß über den Häuptern der versammelten Menge. Die drei Exekutiv Beamten des Comité's, schwarz verschleiert, damit man sie nicht erkennen konnte, blieben, von der ganzen Masse der Vigilanz-Gesellschaft umgeben, zwei Stunden stehen, dann ließen sie den Strick nach, die Leiche glitt auf den Boden, das Vigilanz-Comité grüßte das Volk nach allen Seiten und begab sich mit dem ersten Morgengrauen nach Hause.

Den Männern des Rechts und der Verwaltung war ein solcher Eingriff in ihre Rechte nicht genehm. Sonderbar! sie hatten nicht die geringste Spur von Thatkraft, sie vermochten nicht den abscheulichen Unfug, nicht dem Verbrechen und dem ganz unerhörten, stets sich erneuernden Raub und Mord Einhalt zu thun und doch wollten sie nicht, daß man ihnen zu Hilfe käme, wollten es nicht dulden, daß sich Andere mit einem Amte befaßten, zu dessen Ausübung sie vollständig unfähig erschienen. Es ist dies jedoch eine in Amerika stets vorkommende, Ekel erregende Thatsache, daß die hohen Würdenträger der Justiz und der Verwaltung sehr wohl verstehen den Gutgesinnten, den gebildeten und wohlhabenden Mann mit ihren Rechtsansprüchen zu verfolgen und zu fassen, in unangenehme Verwickelungen zu bringen, dagegen aber diese Behörden notorischen Schurken und Verbrechern gegenüber, oder allgemeiner genommen, der niedern Bevölkerung gegenüber allen Muth verlieren; es scheint, als käme dies von der unglücklichen Art die Stellen zu besetzen, was durch Wahl und Stimmenmehrheit geschieht und sich alle drei Jahre wiederholt. Will ein Richter sein einträgliches Amt länger als drei Jahre behaupten, so muß er sich während seiner Amtsführung die Wähler zu Freunden machen, er muß so urtheilen, richten, daß von den tausend Spitzbuben, die mit zu seinen Wählern gehörten, Jeder sagt: den Mann kann ich brauchen, der muß wieder gewählt werden. Gegen die reichen Leute darf man denn schon strenge sein, es sind nur wenige und sie können bei der Wahl kaum mitzählen, gewiß aber nicht den Ausschlag geben, weil ihrer bei weitem zu wenige sind. Es ist dies eine Thatsache, welche nicht der Verfasser aufstellt, sondern welche von den berühmtesten Schriftstellern Amerika's wiederholt angeführt und den amerikanischen Richtern zum herben Vorwurf gemacht worden ist.

So geschah es, daß auch hier die nämlichen Leute, welche keinen Muth hatten, gegen die Mörder und die zahlreichen Diebsbanden aufzutreten, bald Muth genug zeigten, um das Vigilanz-Comité in Anklagezustand zu versetzen; aber auch hier zeigte sich die Feigheit der Behörden, sie wußten sehr gut, daß nach und nach bereits über 400 Bürger aus San Francisco dem Vigilanz-Comité beigetreten waren, das war ihnen zu viel, sie rich-

teten mithin nicht die Anklage gegen die ganze Masse, sondern nur gegen die vier Personen, welche dem Volke das Urtheil verkündet und den Verbrecher selbst gehenkt hatten.

Es konnte nicht geläugnet werden, daß dieses Manöver sehr schlau ersonnen war, es war zu muthmaßen, daß die vier Angeklagten, im Stiche gelassen, als Opfer fallen würden und daß in Folge dessen das Vigilanz-Comité erschreckt, eingeschüchtert von seiner Thätigkeit ablassen würde; allein es war hier doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der kurz anberaumte Termin erschien; an demselben Tage an welchem er stattfand, wurden in dem Hause des Vigilanz-Comitè's zwei auf der That ergriffene Räuber zum Tode verurtheilt, in dem Termin aber, welcher für die vier angeklagten Bürger angesetzt war, erschienen zwar diese auf der Anklagebank und erwarteten das Verfahren gegen sie, ohne ein Wort zu sprechen; aber außerdem nahe an 400 andere, nicht vorgeladene Bürger, welche bei Eröffnung des gerichtlichen Verfahrens laut und entschieden gegen dasselbe protestirten, indem sie behaupteten, daß es die größte Verletzung der Rechte amerikanischer Bürger einschließe, die Rechte der Verbindung untereinander und der gemeinschaftlichen, gleichzeitigen Verantwortlichkeit Aller für Einen (Solidarität). Die Handlung der vier auf der Anklagebank Sitzenden sei nicht von diesen Vieren, sondern von Allen insgesammt ausgegangen und verübt worden, sie lehnten die Verantwortlichkeit dieser Viere auf das Allerentschiedenste ab, stellten sich jedoch sämmtlich zur Verantwortung unter das Gesetz, würden auch sofort ihre eigene Arrestation fordern, die Sicherstellung ihrer Person, wenn sie nicht begehrten, ihr Amt wie bisher ehrlich und redlich zu vollziehen, daher sie anstatt der Haft eine Caution anböten, ein Jeder von 1000 Dollars oder mehr, wenn das Gesetz es fordern sollte.

Dieser ganz unerwartete Schritt machte die Herren Richter bedenklich, sie traten ab in ein Berathungszimmer und nach kurzer Zeit erschienen sie wieder mit der Erklärung, daß sie dieses Mal Abstand nehmen wollten von der Klage, vorausgesetzt, daß dergleichen Gesetzwidrigkeiten nicht wieder ferner vorkämen.

Die anwesenden Mitglieder erklärten durch einen Sprecher: „Nothwehr sei einem Jeden erlaubt, die Behörden hätten entweder nicht die Absicht oder nicht die Macht gehabt, sie zu schützen, daher hätte sich ganz San Francisco in dem Falle befunden, sich selbst zu helfen, Keiner von ihnen hätte demnach bei Ergreifung und Aburtheilung eines auf der That ergriffenen Verbrechers etwas Gesetzwidriges gethan; aus eben diesem Grunde könnten sie auch nicht zugeben, daß die anwesenden Richter berechtigt wären,

von ihnen das Versprechen zu fordern, in Zukunft nicht so zu verfahren, sie hätten nur ihr Recht verfolgt und Keiner würde Thor genug sein, dieses freiwillig aufzugeben.

Die Rede war noch nicht vollständig beendet, als ein Zug von unzählig vielen Menschen, vornehm und gering, sich an dem Hause vorbei nach dem großen Platze hin ergoß, es waren sechszehn Mitglieder des Vigilanz-Comité's, welche in ihrer Mitte drei Verbrecher, einen Dieb, einen Mörder und einen Brandstifter führte, um dieselben gleich dem Jenkin's am Spritzenhause zu hängen.

Unzähliges Volk umgab den Zug. Die Straße vor der Gerichtshalle wurde von der lärmenden Menge ganz erfüllt, der Sprecher aber wandte sich zu seinen Freunden und sagte, sie möchten hinabgehen und sich der kleinen Zahl derjenigen anschließen, welche die Ordnung aufrecht erhalten wollten, er für sein Theil würde hier vor dem Gerichte bleiben und mit Dreien von ihnen als Zeugen die ferneren Fragen des Richters beantworten und in ihrer aller Namen bindende Versicherungen geben.

Mit einer musterhaften Ordnung und dennoch schnell genug entfernten sich die Mitglieder des Vigilanz-Comité's und zogen immer zu Dreien geschlossen mitten in den Volkshaufen hinein, welcher sich vor ihnen ehrerbietig theilte, bis sie die sechszehn Geschworenen und Richter und die von ihnen eingeschlossenen Verbrecher erreicht hatten. Sie umgaben die kleine Zahl der Genossen von beiden Seiten und bildeten einen compacten Kern, an dessen Entschlossenheit jeder Widerstand scheiterte.

Der Richter in der Justizhalle war ganz erstaunt über die außerordentliche Energie, mit welcher die Vigilanz-Compagnie ihm entgegengetreten war. Unterwürfigkeit unter das Gesetz und gleichzeitige Berufung auf dasselbe wegen eines vollkommen rechtmäßigen Verfahrens hatte die Herren so außer Fassung gebracht, daß sie in dem Augenblick nichts Haltbares zu sagen wußten, sondern sich bittend an die vier noch Anwesenden wendeten, damit dieselben das neue Attentat auf die Autorität der Behörden verhindern möchten, eine Zumuthung, die indessen abgelehnt wurde.

# XLVIII.

**Es wird Abend. San Francisco bei Nacht. Straßenbeleuchtung. Der Zug nach dem Spritzenhause. Versuch des Gerichtshofes die Mordbrenner und Mörder zu retten. Was das Volk dazu meint. Bedenkliche Stimmung. Die Verbrecher werden gehängt. Man hofft, das Beispiel werde eine gewisse Furcht unter den Verbrechern erregen. Eitle Hoffnung. Die Vehmrichter schreiten ein. Die richterlichen Behörden schreiten aus.**

Es war unterdessen Abend geworden und man begann theils die Fenster zu erleuchten, theils mächtige, mit harzigem Holz gefüllte Becken in Flammen zu setzen, wodurch eine rothe Beleuchtung sich über die ganze Scene ergoß und dieselbe schauerlich genug erscheinen ließ. Um das Spritzenhaus her hatte sich die Vigilanz-Gesellschaft in festen Reihen geschaart; diese Phalanx war umgeben von der ungeheuren Menschenmasse, welche sich bei jedem Schritt vermehrt hatte und nun den ganzen weiten Platz erfüllte. Erwartungsvoll sah Alles nach der erhöhten Tribüne an dem gedachten Hause, aber von Seiten der Behörde wurde dieser zweite Eingriff noch viel lebhafter bedauert als der erste und die in dem sogenannten Justizpalast versammelten Richter entschlossen sich zu einem Versuch zur Rettung der Bösewichter. Ein so unverständiges Verfahren, daß es selbst von Seiten des Volkes entschieden gemißbilligt wurde.

Die Herren Richter traten aus ihrer Halle und drangen in den Volkshaufen ein, um ihn zu durchbrechen und zu der Tribüne zu gelangen; das war indeß nicht so leicht, denn Niemand wollte seinen schönen Platz aufgeben, ein Jeder war der Meinung, er sei so gut wie die nachdringenden Herren berechtigt, das erhabene Schauspiel aus möglichster Nähe anzusehen; da jedoch die Herren sich als Richter in Funktion zu erkennen gaben, so machte man ihnen Platz, indessen so zögernd, so langsam, daß sie zum mindesten eine Stunde gebraucht haben würden, um den Weg, der vor ihnen lag, zurückzulegen. Lange bevor sie zur Hälfte mit ihrer Arbeit fertig waren, erscholl ein tausendstimmiges Geschrei und man sah die drei Verurtheilten an dem Flaggenstock emporschweben.

Noch wollten die Herren Richter versuchen, durchzudringen, um ein wo möglich noch rechtzeitiges Herablassen der Gehängten zu bewerkstelligen, allein es wurden unter dem Haufen bedenkliche Stimmen laut. „Das werden wohl nicht Richter und Mitglieder der Behörde sein, das werden wohl Spitzbuben sein, welche mit jenen Gehängten unter einer Decke stecken." „Ueberhaupt sagt man," so rief eine einzelne Stimme, laut genug, um gehört zu werden — „überhaupt sagt man, daß die Hallunken von



Verlag v. Theodor Thiele in Berlin

Druck v. Gebr. Delius

Volksjustiz oder das Lynchgesetz.

Sydney-Coves sich darauf stützten und ihre bisherige Straflosigkeit auch noch ferner zu erhalten hofften, weil die wackeren Richter von jedem Raube ihren Antheil hätten, wozu die Spitzbuben sich hier ebenso verpflichtet hätten, wie die italienischen der Geistlichkeit gegenüber, der sie auch regelmäßig ihren bescheidenen Antheil abgäben und sich dafür von Sünden freisprechen ließen."

Den Herren Richtern kam diese Stimmung so bedenklich vor, daß es ihnen gerathen schien, ferner kein Aufsehen zu machen, sondern sich lieber vereinzelt unter der Volksmasse zu verlieren, als deren Aufmerksamkeit ferner zu erregen. Auf die Masse der Bewohner von Sydney-Coves machte aber die dreifache Hinrichtung einen so niederschlagenden Eindruck, daß ihre Thätigkeit plötzlich nachließ und man vier volle Tage lang nichts von einem Verbrechen hörte. Es war, als ob San Francisco aufathmete, Freunde und Bekannte, die einander begegneten, gratulirten sich zu einer so glücklichen Lösung des schweren Räthsels, und man hoffte endlich so weit gekommen zu sein, Ordnung, Ruhe und Sicherheit des Eigenthums wie in früheren Zeiten walten zu sehen.

Die Hoffnung war eine sehr eitle gewesen, denn schon am fünften Tage geschah abermals ein Verbrechen und zwar so recht eigentlich unter den Augen des Vigilanz-Comité's, daß dieses sich für gezwungen erachtete, von Neuem einzuschreiten. Es gelang drei der schwersten Verbrecher, Robert Mac-Kenzie, Samuel Whittacker und Jens Robers bei einem unter Brandstiftung verübten großen Raube zu erwischen. Gestützt auf die Thätigkeit des Vigilanz-Comité's, war die bisher ganz niedergedrückte Energie der Bewohner wieder erwacht. Sie liefen bei einem Brande nicht mehr feige davon, um nur nicht auch ermordet zu werden, indem sie die Plünderung zu hindern versuchten, sondern sie stellten sich zur Wehr, sie hatten die Hoffnung, daß die immerfort wachen Mitglieder des für ihre Sicherheit besorgten Ausschusses nicht fehlen würden, wenn es Zeit sei, und so half ihnen denn das Vigilanz-Comité wirklich, indem es veranlaßte, daß sie sich selbst halfen.

Die drei Mordbrenner wurden ergriffen und den Vehmrichtern überliefert. Wie bisher, so wurde auch hier ein kurzer Prozeß gemacht, die Leute wurden ihres Verbrechens überführt, dadurch desselben geständig und sodann zum Strange verurtheilt. In Folge dessen erließ der Staats-Gouverneur John Mac-Dugal eine Proklamation an das Volk, welches er aufforderte, die ganz unerlaubten Eingriffe in die richterliche Gewalt zu verhindern. Er erklärte, daß die Selbsthilfe, wie sie hier geübt würde, ein Verbrechen sei und daß er von dem edlen, erhabenen und höchst mo-

ralischen Volke der amerikanischen Union mit Sicherheit erwarte, daß es dergleichen Abscheulichkeiten nicht dulden werde.

Der Staats-Gouverneur hatte sich in den Ansichten des höchst moralischen Volkes geirrt. Es war demselben keineswegs gleichgiltig, fortwährend von Mordbrennerei, Plünderung und Tod bedroht zu sein; aber wäre auch dieses nicht gewesen, so war schwer zu begreifen, wie Mac-Dugal glauben konnte, das Volk werde so gegen sich wüthen, um eine so interessante Gelegenheit zu einer dreifachen Hinrichtung unbenutzt zu lassen oder wohl gar die ganze Angelegenheit zu hintertreiben. Das Volk that also nichts und die Hinrichtung wurde als für den nächsten Tag anberaumt angesehen und so war es auch. Der verhängnißvolle Morgen brach an, das Vigilanz-Comité versammelte sich um das zwei Tage vorher gefällte Urtheil auszuführen. Da geschah das Unerhörte, die Staatsgewalt nahm sich der blutgierigen Mörder und Mordbrenner an, Mac-Dugal sandte einen Sherif, unterstützt von mehreren bewaffneten Konstablern, nach der Comité-Halle, um die Gefangenen zu befreien.

## XLIX.

**Allgemeiner Respekt vor der obersten Behörde. Die Mörder werden an dieselbe überliefert. Drei Tage „abwarten". Das Vigilanz-Comité nimmt sich der vernachlässigten Verbrecher in ihrer Weise an. Ein Gefangenwärter in der Presse. Der Gouverneur erläßt Befehle. Was eine halbe Stunde Zeitunterschied macht. Niederlage der Behörden, Triumph des Comité's. Sydney-Coves werden gründlich ausgeräuchert.**

Die Mitglieder sahen einander erstaunt an, sie begriffen nicht, was das sein solle, ein Jeder, selbst der Sherif und die Konstabler fühlten, daß die Handlungsweise den Gouverneur verdächtige, allein die Comité-Mitglieder, obschon bewaffnet, wie in jenen Schreckenstagen ein jeder Bürger sein mußte und obschon in so großer Masse, daß doch ein gewaltthätiger Versuch der Konstabler hätte vollkommen erfolglos bleiben sollen, zogen es vor, sich der gesetzlichen Behörde zu fügen, sie übergaben die drei Mordbrenner dem Sherif und den Konstablern, jedoch gleichzeitig eine schriftliche Anklage dieser Leute wegen Mordes, Diebstahls und Brandstiftung, fügten dazu das Protokoll, welches das eigene Geständniß der Bösewichter enthielt und forderten auf Grund dieser Verhandlung, daß die Gefangenen nicht freigelassen, sondern in das große Grafschafts-Gefängniß gebracht und nach drei Tagen abgeurtheilt würden.

Das Verlangen war zu vernünftig um nicht gewährt zu werden und

so sah man denn die lächelnden Spitzbuben, von den Konstablern durch die Menge geführt, nach dem Gefängniß bringen, was einen wahrhaft peinigenden Eindruck auf die ganze Bevölkerung, welche davon Zeuge war, machte.

Wie vorauszusehen gewesen, so hatte die Staatsbehörde durchaus keine Eile mit Aufnahme des Prozesses. Sie glaubte ihren gewöhnlichen Schlendrian gehen zu dürfen, sie glaubte ihre Autorität vollkommen wieder hergestellt, denn das Vigilanz-Comité verhielt sich ruhig und drängte die Richter durchaus nicht. Als aber der dritte Tag seit der Entführung der Verbrecher abgelaufen und noch nichts in der Sache geschehen war, versammelte sich am Morgen des vierten das Vigilanz-Comité in seinem Berathungshause. Eine Deputation von 50 Mitgliedern wurde nach dem Gefängniß geschickt, der Gefängnißwärter weigerte sich zwar die Gefangenen herzugeben, wurde jedoch in einen Winkel gedrängt und dort ohne alle Gewaltthätigkeit festgehalten, indem sich die Hälfte der Deputation um ihn herstellte und sein Entweichen verhinderte, die andere Hälfte aber ging nach der Wohnung des Gefängnißwärters, suchte und fand die Schlüssel, öffnete eine Zelle nach der andern bis man an die rechte kam und nun wurden die Verbrecher gebunden und von der Deputation nach dem Versammlungshause geführt, worauf man auch dem Gefangenwärter die Schlüssel wiedergab und ihn freiließ.

Die Gefangenen wurden in das Comitéhaus gebracht, nochmals verhört und nochmals abgeurtheilt. Bevor eine Viertelstunde verging, war die ganze Form des richterlichen Verfahrens erfüllt und abermals ging es, jetzt aber am hellen Tage, nach dem Spritzenhause, um das Urtheil zu vollziehen.

Der Gefangenwärter hatte gleich nach seiner Freilassung Bericht von dem Vorgefallenen an den Gouverneur gemacht. Dieser hatte in höchster Eile vier Mitglieder des höchsten Collegiums versammelt und mit ihnen eine Berathung eröffnet. Dieses Alles hatte keine halbe Stunde weggenommen, in den nächsten funfzehn Minuten war das Protokoll und der Beschluß abgeschrieben, von dem Gouverneur und den Räthen unterzeichnet, und noch eine Viertelstunde später lag der Befehl, das ungesetzmäßige Verfahren einzustellen und die Gefangenen in keinem Falle anzutasten oder gar hinzurichten, in den Händen des Vorsitzenden des Ausschusses. Dieser überlas den Befehl sehr ruhig und sagte dann zu den Mitgliedern: „Es wird uns hierdurch befohlen, die Verbrecher in keinem Fall zu hängen, der Gouverneur hat jedoch einen Fall übersehen, den nämlich, daß sie etwa schon vor einer halben Stunde gehängt worden wären."

Die Ueberbringer der Botschaft sahen allerdings etwas verblüfft darein, es schien, als hätten sie diesen Umstand nicht erwartet, da es nun aber geschehen war, blieb nichts weiter übrig, als die Thatsache anzunehmen und darüber an den Gouverneur zu berichten, welcher darob den Kopf dergestalt verlor, daß er sein Amt niederlegte und der Staatsregierung in Washington Anzeige von dem Vorfalle machte, wodurch indessen die Angelegenheit nicht in der geringsten Weise geändert wurde, weil keine Antwort von Washington herkam.

Das Vigilanz-Comité erschien jetzt vollkommen autorisirt, keine Behörde trat ihm mehr in den Weg und es erließ höchst energische Verordnungen. Zuerst machte es bemerklich, daß die früheren Autoritäten ihre Unzulänglichkeit erkannt und aufgehört hätten, zu existiren, daß sie die Rechtspflege in die Hand genommen und in der bisher lediglich des guten Beispiels wegen eingeführten Weise fortwirken würden. Ferner erklärte diese Gesellschaft die sämmtlichen Bewohner von Sydney-Coves für vogelfrei, wenn sie es nicht vorziehen sollten, binnen vier Tagen die Stadt San Francisco zu verlassen, und wer nach dieser Zeit noch in dem verrufenen Stadttheil gefunden würde, sollte ohne Weiteres der Volksjustiz anheimfallen.

Man muß nun jedenfalls zugestehen, daß gelyncht zu werden, so wenig wünschenswerth ist, daß man sich allenfalls lieber selbst den Strick um den Hals legt, denn durch ein Paar tausend Ruthenhiebe auf den nackten Körper sterben, soll noch weniger angenehm sein, als das Sterben am Schnellgalgen. Sydney-Coves wurden mit unglaublicher Hast geräumt, in ganzen Schaaren eilten die Spitzbuben davon und vertheilten sich nach jeder möglichen Richtung, leider aber auch in sehr großer Anzahl nach den Minendistricten, wo sie zwar kleine, aber doch wohl geschlossene und sehr entschlossene gefährliche Banden bildeten, welche die frühere Unsicherheit der Stadt nunmehr auf das Land übertrugen.

In dieser Zeit war es, daß die Reisegesellschaft zur Erforschung eines brauchbaren Traktes für eine Eisenbahn in San Francisco anlangte, um diese Zeit war es, daß die Reste der Gesellschaft sich nach den Minendistricten begaben, um dort ihr Glück zu versuchen; aber sie theilten sich, die eine Hälfte ging nach Süden, der Quecksilberminen wegen, die andere nach Nord-Osten, um Gold zu finden. Welche von beiden Parteien das bessere Theil erwählt, wollen wir dahin gestellt sein lassen, vielleicht zeigt es uns der Erfolg. Gewiß ist und die Erfahrung ergab dasselbe Resultat, daß die Arbeit mehr einträgt als die Goldsucherei.

2 vols Vollmer, Carl Gottfried Wilhelm, 1797-1864

V —